Illustrirtes kathol. Familienblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung

Herausgegeben unter

Mitwirkung hervorragender Schriftsteller geistlichen und weltlichen Standes in allen Gegenden der Welt.

Von den früher erschienenen 22 Jahrgängen 1867 bis 1888 haben wir noch eine Anzahl vollständiger Bände an Hand und geben dieselben, soweit der theilweise geringe Vorrath reicht, zu folgenden bedeutend ermäßigten Preisen ab:

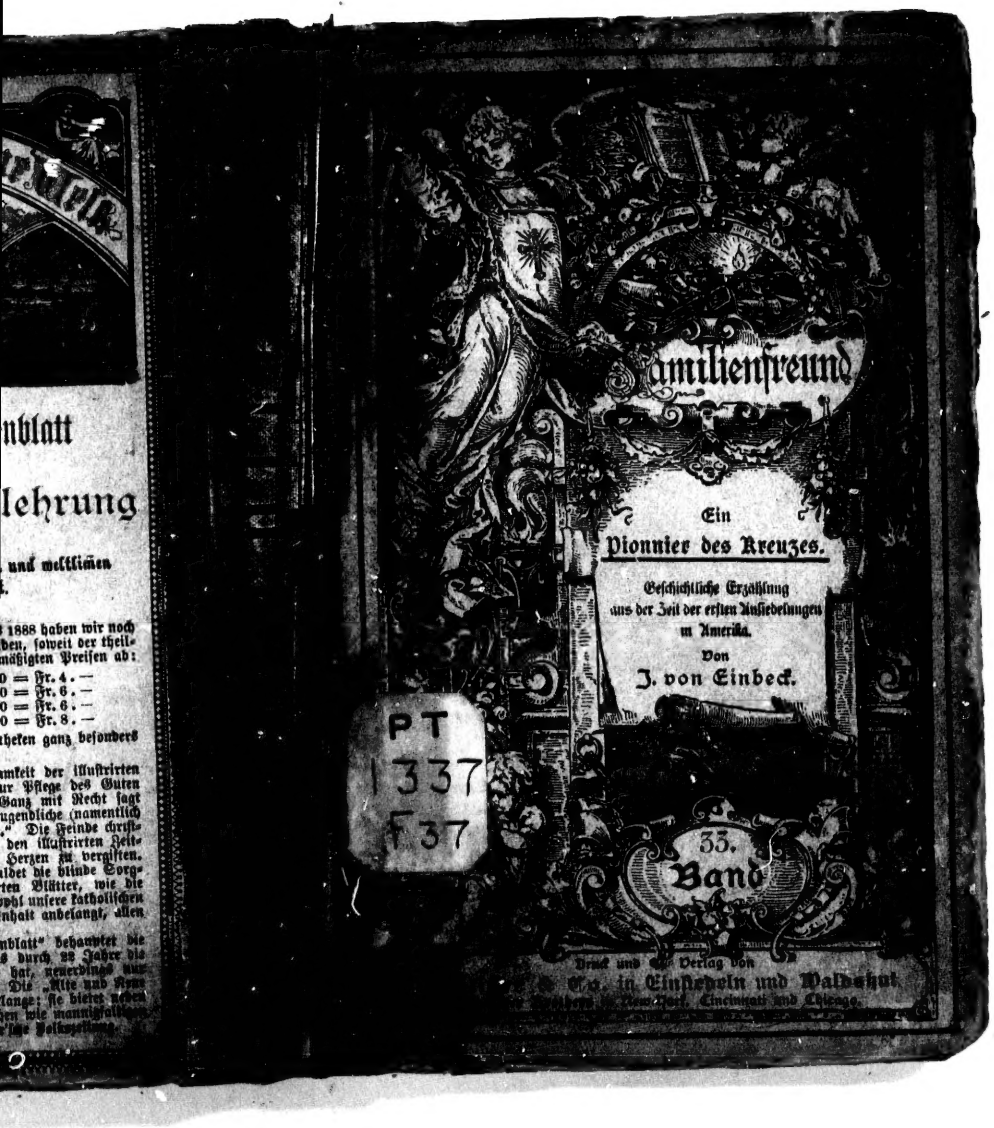
Jahrgang 1867 bis incl. 1874 broschirt à Mk. 3.20 = Fr. 4.—
" " " " " gebunden à Mk. 4.80 = Fr. 6.—
" 1875 " " 1888 broschirt à Mk. 4.80 = Fr. 6.—
" " " " " gebunden à Mk. 6.40 = Fr. 8.—

Die „Alte und Neue Welt" ist auch für Lese-Bibliotheken ganz besonders zu empfehlen.

Die hohe Bedeutung und die einschneidende Wirksamkeit der illustrirten Zeitschriften, der Unterhaltungs- und Familienblätter zur Pflege des Guten oder zum Ruine der Unschuld sind längst anerkannt. Ganz mit Recht sagt Rolfus: „Der Einfluß einer guten Erzählung auf das jugendliche (namentlich weibliche) Herz ist größer, als manche sich träumen lassen." Die Feinde christlicher Religion und Tugend haben seit Jahren gerade in den illustrirten Zeitschriften eines der sichersten Mittel, um Tausende von Herzen zu vergiften. Selbst in sonst christlichen und katholischen Familien duldet die blinde Sorglosigkeit der Eltern gar häufig die schlechtesten illustrirten Blätter, wie die Gartenlaube u. dgl. Und das geschieht noch immer, obwohl unsere katholischen Zeitschriften in jeder Beziehung, was Ausstattung und Inhalt anbelangt, allen anderen würdig an die Seiten treten können.

Den Ehrenplatz als „erstes katholisches Familienblatt" behauptet die „Alte und Neue Welt". Wir können diesem Blatte, das durch 22 Jahre die Theilnahme der Leserwelt im höchsten Grade erworben hat, neuerdings unsere besten Empfehlungen mit auf den Weg geben. Die „Alte und Neue Welt" zählt unter ihre Mitarbeiter Namen von bestem Klange; sie bietet neben reichem Stoffe des gediegensten Lesestoffes einen ebenso reichen wie mannigfaltigen Bilderschmuck.

Fliegende Volksschriften.



nblatt
lehrung
und weltlichen
1888 haben wir noch
den, soweit der theil-
mäßigten Preisen ab:
0 = Fr. 4. —
0 = Fr. 6. —
0 = Fr. 6. —
0 = Fr. 8. —
heken ganz besonders
mkeit der illustrirten
ur Pflege des Guten
Ganz mit Recht sagt
ugendliche (namentlich
." Die Feinde christ-
den illustrirten Zeit-
Herzen zu vergiften.
ldet die blinde Sorg-
ten Blätter, wie die
ohl unsere katholischen
nhalt anbelangt, allen
nblatt" behauptet die
s durch 22 Jahre die
hat, neuerdings nur
Die „Alte und Neue
lange; sie bietet neben
hen wie mannigfaltigen
'sche Volkszeitung.
Familienfreund
Ein
Pionnier des Kreuzes.
Geschichtliche Erzählung
aus der Zeit der ersten Ansiedelungen
in Amerika.
Von
J. von Einbeck.
33.
Band
Druck und Verlag von
& Co. in Einsiedeln und Waldshut
New-York, Cincinnati und Chicago.

PT
1337
F37

Der ‚Familienfreund' will auf dem weiten Gebiete der Erzählungskunst im vollen Sinne des Wortes sein, was sein Name verheißt: ein Freund und Mentor der Familie überhaupt, ein Freund und Mentor der Familie insbesondere, welche den obersten Anspruch auf diese Ehrenbezeichnung hat: **der christlichen Familie.**

Auserlesene, wohlgesichtete Romane und Novellen aus der Feder unserer erprobtesten Erzähler bilden die Gaben, durch die er seinen guten Willen zu bethätigen sucht. Alle Saiten, die im Menschenherzen widerklingen, schlägt er hier an. Gleich fern vom Frohndienst schaler Lesesucht wie lockeren Sinnenreizes, strebt er überall die Liebe zum Schönen und Guten zu wecken und zu pflegen. Ein christlicher Grundton durchdringt und beherrscht alle seine Erzählungen; aber dieser Grundton äußert sich nicht im einseitigen Vorkehren erbaulicher Situationen, sondern, ungezwungen und unabsichtlich, in der sittlich geläuterten Auffassung und Behandlung der verschiedensten Wallungen und Wandlungen — dient doch die Bibliothek des ‚Familienfreund' vornehmlich den Zwecken frischer, anregender Unterhaltung.

LIBRARY OF CONGRESS.
PT 1937
Chap. ..... Copyright No. .....
Shelf ..F37
UNITED STATES OF AMERICA.

dem weiten
llen Sinne
rheißt: ein
rhaupt, ein
sbesondere,
iese Ehren-
ille.

mane und
erprobtesten
ie er seinen
lle Saiten,
, schlägt er
enst schaler
s, strebt er
Guten zu
r Grundton
rzählungen;
icht im ein-
tionen, son-
ich, in der
Behandlung
Wandlungen
nilienfreund'
anregender

RESS.

ERICA.

Bis jetzt erschienene Bände des „Familienfreund".

1. Band. 248 Seiten.
Kreuz und Kelle.
Roman
von Ph. Laicus.
Preis: 2 Mark od. 250 Cts.

2. Band. 280 Seiten.
Er sucht seine Frau.
Frei dem Englischen nacherzählt
von Reinhold Baumstark.
Preis: 2 Mark od. 250 Cts.

3. Band. 140 Seiten.
Die Stiefstochter.
Novelle
von L. von Erlburg.
Preis: 1 Mrk. 20 Pfg. od. 150 Cts.

4. Band. 152 Seiten.
Der Cabecilla.
Historische Novelle von
Ph. Laicus.
Preis: 1 Mrk. 20 Pfg. od. 150 Cts.

5. Band. 252 Seiten.
Vom Ahn zum Enkel.
Roman
von Hermann Hirschfeld.
Preis: 2 Mark od. 250 Cts.

6. Band. 240 Seiten.
Roman Pelnski.
Eine Polengeschichte aus den sechziger Jahren
von Ph. Laicus.
Mit Illustrationen.
Preis: 2 Mark od. 250 Cts.

7. Band. 124 Seiten.
Dohlenau.
Erzählt aus einem Familienarchiv von
Georg Freiherrn v. Dyherrn.
Preis: 1 Mrk. 20 Pfg. od. 150 Cts.

8. Band. 140 Seiten.
Liebe und Leidenschaft.
Novelle
von Anta Berthen.
Preis: 1 Mrk. 20 Pfg. od. 150 Cts.

9. Band. 164 Seiten.
Die Perle der Djalmara.
Novelle
von Ph. Laicus.
Preis: 1 Mrk. 20 Pfg. od. 150 Cts.

10. Band. 192 Seiten.
Cäsarenfrevel.
Sittenroman aus neronischer Zeit.
von Hermann Hirschfeld.
Preis: 1 Mrk. 50 Pfg. od. 185 Cts.

11. Band. 324 Seiten.
[illegible] u. die Sibyllen.
[illegible] aus der römischen Cäsarenzeit.
[illegible] Engl. v. Marie Schultz.
Mit Illustrationen.
Preis: 2 Mrk. 25 Pfg. od. 280 Cts.

12. Band. 248 Seiten.
Menschenleben.
Novelle für den Familientisch
von L. v. Erlburg.
Preis: 2 Mark oder 250 Cts.

Neu erschienene Bände des „Familienfreund“.

15. Band. 224 Seiten.
Montecchi und Capuleti.
Roman
von **Ph. Tatrus.**
Preis: Mk. 1.80 = Fr. 2.25

14. Band. 128 Seiten.
Der Antinouskopf.
Roman
von **L. von Erlburg.**
Preis: Mk. 1.20 = Fr. 1.50

15. Band. 136 Seiten.
Vogelfrei.
Schilderungen aus franz. Familien-Archiven
von **G. von Beugny.**
Preis: Mk. 1.20 = Fr. 1.50

16. Band. 352 Seiten.
Anna Feverin.
Erzählung von **Frau Ing. Jensen.**
Deutsch von **J. D. Mälin.**
Preis: Mk. 2.25 = Fr. 2.80

17. Band. 136 Seiten.
Der Dreißigste.
Original-Novelle
von **Hermann Hirschfeld.**
Preis: Mk. 1.20 = Fr. 1.50

18. Band. 208 Seiten.
Der Alte vom Berge.
Eine Erzählung aus der Bühnenwelt
von **Philipp Tatrus.**
Preis: Mk. 1.50 = Fr. 1.85

19. Band. 136 Seiten.
Das Schwert des Damokles.
Aus dem holländischen der Melati van Java
übersetzt von **Fes van Hemskede.**
Preis: Mk. 1.20 = Fr. 1.50

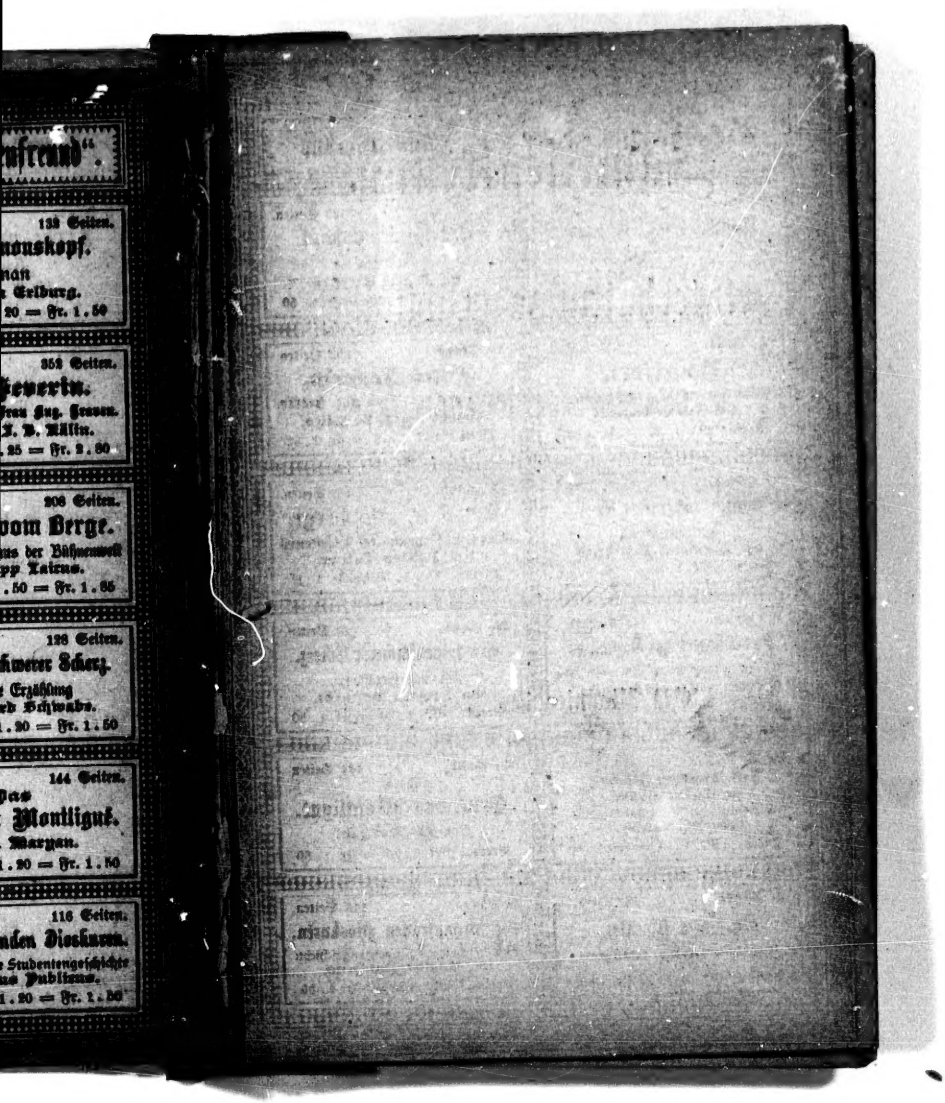
20. Band. 128 Seiten.
Ein folgenschwerer Scherz.
Historische Erzählung
von **Richard Schwabe.**
Preis: Mk. 1.20 = Fr. 1.50

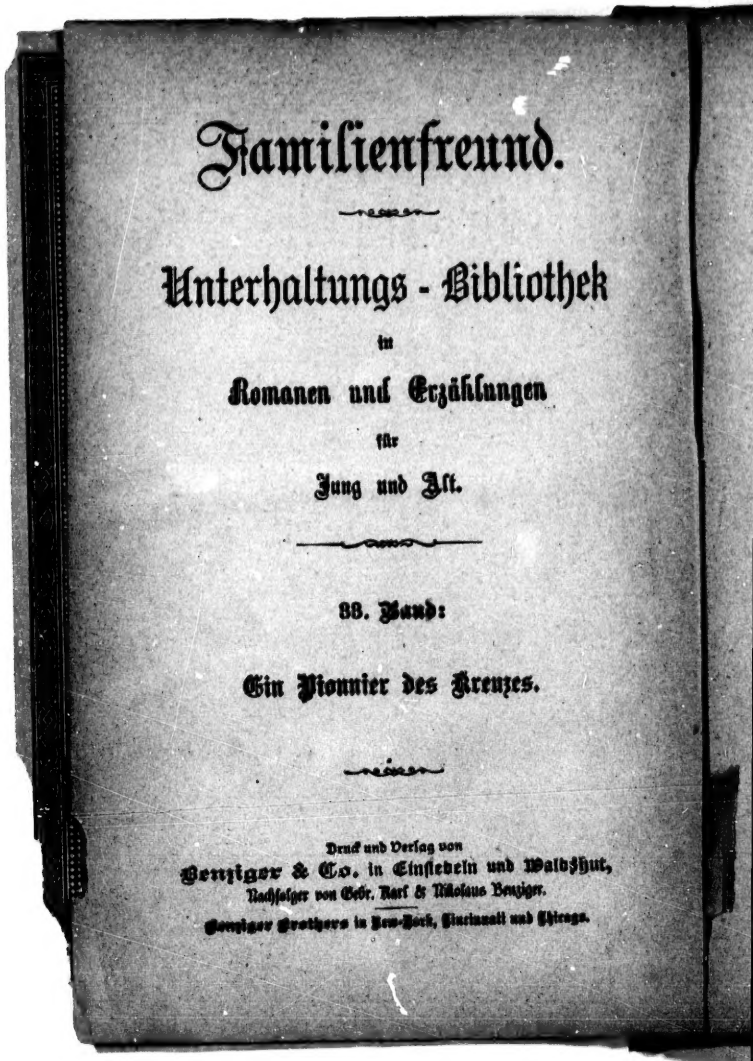
21. Band. 256 Seiten.
Auf dunklen Pfaden zu lichten Höh'n.
Geschichtlicher Original-Roman
von **Ph. Tatrus.**
Preis: Mk. 2.— = Fr. 2.50

22. Band. 144 Seiten.
Das Erbe von Montigné.
Von **M. Marzan.**
Preis: Mk. 1.20 = Fr. 1.50

23. Band. 124 Seiten.
An einem Alpensee.
Erzählung von **Ch. Messerer.**
Preis: Mk. 1.20 = Fr. 1.50

24. Band. 116 Seiten.
Die schimpfenden Dioskuren.
Eine bescheidene Studentengeschichte
von **Paulus Publicius.**
Preis: Mk. 1.20 = Fr. 1.50





Familienfreund.

Unterhaltungs - Bibliothek

in

Romanen und Erzählungen

für

Jung und Alt.

38. Band:

Ein Pionnier des Kreuzes.

Druck und Verlag von
Benziger & Co. in Einsiedeln und Waldshut,
Nachfolger von Gebr. Karl & Nikolaus Benziger.
Benziger Brothers in New-York, Cincinnati und Chicago.

...und.

...ibliothek

...hlungen

...reuzes.

...in und Waldshut,
...aus Benziger.
...cinnati und Chicago.

Ein

Pionnier des Kreuzes.

Geschichtliche Erzählung

aus der Zeit der ersten Ansiedelungen in Amerika.

Von

J. von Einbeck.

LIBRARY OF CONGRESS,
COPYRIGHT
JUL 27 1888
2 1498
CITY OF WASHINGTON

Druck und Verlag von
Benziger & Co. in Einsiedeln und Waldshut,
Nachfolger von Gebr. Karl & Nikolaus Benziger.
Benziger Brothers in New-York, Cincinnati und Chicago.

PT1337
.F97

Alle Rechte vorbehalten!

Copyright 1888 by Benziger Brothers.
„All rights reserved."

W.W.P. March 18, '02
a.m.P., Apr. 11, 1916

1.

Die Huronen-Flottille.

Am oberen Saint Lawrence-Strome, dieser gewaltigen Verkehrsader Canada's, wo zwei große Deltas die Mündung des St. Maurice-Flusses in drei Arme theilen, liegt eine blühende Handelsstadt, von den Franzosen Trois-Rivières und von den Engländern Three-Rivers genannt, die mit zu den ältesten Niederlassungen in Nord-Amerika zählt; sind doch seit ihrer Gründung fast 250 Jahre verstrichen. Am 4. Juli 1634 war hier Monsieur de la Violette von Quebec, der Hauptstadt Neu-Frankreichs, — so hieß Canada damals — mit einer kleinen Schaar Colonisten, größtentheils Handwerkern, angekommen und hatte eine Handelsstation errichtet, in welcher die mit den Franzosen befreundeten Huronen-Stämme von nun an vielfach verkehrten. In jener Zeit wohnten südlich vom St. Lawrence die fünf Stämme des mächtigen Irokesen-Bundes; von alters her die geschworenen Feinde der Huronen- und Athapaska-Stämme, thaten diese den Franzosen allen möglichen Abbruch, und vorzüglich haßten sie die glaubenseifrigen Missionäre der katholischen Kirche, meistens französische

Jesuiten, maßlos. Zweifelsohne trugen die Aufstachelungen und die Waffenlieferungen der holländischen Ansiedler am Hudson — im jetzigen Staate New-York — viel dazu bei, die Irokesen, und vorzüglich deren wildesten Stamm, die zunächst wohnenden Mohawks, gegen die Franzosen aufzureizen; auch mag der Haß dieser niederländischen Protestanten gegen die katholische Mutterkirche dann und wann die Kriegsfackel aufs neue angefacht haben, — aber der bereitwillige Beistand, den mehrere von den Mohawks mißhandelte Jesuiten in Renselaerswyk (jetzt Albany) und dem diese Ortschaft deckenden Fort Oranien fanden, berechtigt zu der Annahme, daß nicht der Katholikenhaß als das Hauptmotiv betrachtet werden darf, welches die Holländer dann und wann zur Aufreizung der Mohawks verleitete: weit mehr war dies die hauptsächlich durch die katholischen Missionäre angebahnte Ausdehnung der französischen Ansiedelungen, da die Niederländer in diesen eine Gefahr für ihre eigenen Colonieen erkannten.

Sehr bald nach der Gründung des Handelspostens zu Trois-Rivières bauten auch die unermüdlichen Vorkämpfer des Christenthums, die Jesuiten, dort ein Missionshaus und von diesem äußersten Vorposten der Civilisation trugen sie das Kreuz westwärts in die noch unerforschten amerikanischen Wildnisse am Ottawa-Flusse hinauf und weit hinaus über den Huronen-See, wo die wackeren Recollecten-Patres ihr schon 1615 begonnenes Missionswerk fast ganz hatten aufgeben müssen. Längst hatten französische Ordenspriester an den Ufern der großen nordamerikanischen Süßwasser-Bassins zahlreiche Ansiedelungen gegründet und Freundschaftsverträge mit den dortigen indianischen Völkerschaften abgeschlossen, ehe noch die Puritaner Neu-Englands und die am Hudson seßhaften niederländischen Protestanten, die ihre Frömmigkeit und ihren Glaubenseifer so sehr zur Schau trugen, das Geringste zur Bekehrung der mit ihnen in stetem Verkehr stehenden und so zu sagen vor ihrer Thür wohnenden Heiden unternahmen.

Am 1. August des Jahres 1642 herrschte in der kleinen befestigten Ansiedelung Trois-Rivières ein besonders reges Leben; denn am nächsten Tage sollte von dort eine aus zwölf Rindenkähnen bestehende Flottille mit sechsunddreißig Huronen-Kriegern und dem Jesuiten-Pater Isaak Jogues nach den Missions-Ansiedelungen zwischen dem Nipissing- und dem Huronen-See zurückkehren, und es war noch mancherlei zu thun, um die Reisenden mit allem Nothwendigen auszurüsten. P. Jogues hatte nämlich schon seit sechs Jahren im Lande der Huronen, sowie bei den Petuns, oder Tabak-Indianern, mit fünf Ordensbrüdern sehr erfolgreich gewirkt und war auf den Wunsch seines Oberen P. Hieronymus Lallemant unter dem Schutze des berühmten, bereits getauften Huronen-Häuptlings Ahatsistari nach Quebec gereist, um viele den Missionären dringend nothwendige Dinge, wie Kleidungsstücke, Messgewänder, Altargefäße und Bücher, zu beschaffen, und auch den Huronen, welche von den Irokesen und mehreren ihrer westlichen Nachbaren hart bedrängt wurden, bei der Abschließung eines Handelsvertrages und eines Schutzbündnisses mit der französischen Colonial-Regierung behilflich zu sein.

Aller dieser Aufträge hatte sich der treffliche Priester erfolgreich entledigt, und nun sehnte er sich zurück zu seinen ‚rothen Kindern' und den treuen Amtsbrüdern in der fernen Wildniß; denn er wußte, daß dort alle ihn sehnlichst erwarteten. Vor ihm lag eine lange, überaus mühsame und gerade in der damaligen Zeit sehr gefährliche Reise. Erst im vergangenen Jahre war der Jesuiten-Missionär P. Jean de Brebeuf von den Irokesen fast gefangen genommen worden, und jetzt waren dieselben durch eine neuerdings erlittene Niederlage dermaßen gereizt, daß jeden Franzosen, der in ihre Hände fiel, ein grausiges Loos erwartete. Dazu kam noch, daß die Mohawks kurz zuvor zwei gefangene französische Soldaten nach Trois-Rivières zurückgebracht und den Abschluß eines Friedens

unter unannehmbaren Bedingungen gefordert hatten. Und als man ihnen bedeutete, daß an die Abschließung dieses Vertrages nicht zu denken sei, waren die Wilden in eine solche Raserei gerathen, daß sie durch Kanonenschüsse zurückgetrieben werden mußten.

Die guten Patres zu Trois-Rivières boten alles auf, den Missionär zu längerem Verweilen zu bewegen. Sie schilderten ihm die Gefahren, welche der Flottille von seiten der Irokesen drohten, die auf beiden Ufern des St. Lawrence-Stromes schweiften; er möge doch, baten sie, wenigstens noch acht oder höchstens vierzehn Tage warten; denn täglich werde ein höherer Officier mit einem Detachement Truppen erwartet, der weiter stromaufwärts ein Fort errichten sollte, um die immer lästiger und kecker werdenden Mohawks im Zaune zu halten.

„Was nützt es, daß Du Dich in solche Gefahr begibst, da Du sie recht wohl vermeiden könntest?" mahnte der Obere des Missionshauses zu Trois-Rivières. „Weder unserer heiligen Sache, noch den wackeren Brüdern am Nipissing-See bringt es Vortheil, wenn Du Dich und die Schaar Deiner Begleiter der Gefangennahme durch die blutdürstigen, racheschnaubenden Mohawks aussetzest, um nur eine oder zwei Wochen früher wieder in St. Maria anzulangen. Bedenke das und sei überzeugt, auch unser lieber Bruder Lallemant, Dein Vorgesetzter im Huronen-Lande, wird es nicht billigen, wenn Du unseren Vorstellungen kein Gehör schenkest. Die Reise bietet wahrlich auch ohne die feindseligen Mohawks mehr als genug der Gefahren. Reißende Ströme mit schäumenden Wasserfällen, gährenden Wirbeln und rauschenden Schnellen habt Ihr in schwanken Rindenkähnen zu befahren; schwer beladen mit dem Gepäck und den Kähnen, habt Ihr an die sechzig bis siebenzig Katarakte und Gefälle auf ungebahnten, schlüpfrigen, an tiefen Abgründen hinlaufenden Pfaden zu umgehen, und sind diese Gefahren überwunden, so wartet Euer wieder der weite Marsch durch die Wildniß, um

Euch endlich nach Mondesfrist, wenn alles gut geht, nach der Mission zu bringen — das dünkt mich genug der Mühseligkeiten und Gefahren. Jedoch Du weißt ja selber, was Euch auf der Reise alles bevorsteht, und mußt nun auch allein über Dein Bleiben oder Gehen entscheiden."

„Wohl weiß ich Deinen wohlgemeinten Rath zu schätzen," entgegnete P. Jogues in herzlicher Weise; „auch magst Du mir's glauben, daß nicht frevelhafter Leichtsinn mich die Gefahren, die uns von seiten der wilden Irokesen drohen, mißachten läßt: nein, triftig sind die Gründe, die mich zu möglichster Beschleunigung meiner Rückkehr bestimmen. Ich weiß, wie sehnlich ich in St. Maria zurückerwartet werde; denn es gebricht dort seit Monden schon allen am nöthigsten. Will der Herr der himmlischen Heerschaaren uns nicht in die Hände unserer Feinde geben, so schützt Er uns auch ohne die Soldaten, und ist es Sein heiligster Wille, daß die wilden Irokesen über uns triumphiren und uns gefangen fortführen, — ja, gefällt es Ihm gar, Seinem niederen Diener die Martyrerkrone zu reichen, so sei Seine überschwängliche Gnade gepriesen in alle Ewigkeit! Sieh, dort geht der treffliche Eustachius; laß mich ihn herrufen und fragen, was er von einem Aufschub der Reise hält. Er sieht uns, er kommt."

Ahatistari, der in der heiligen Taufe den Namen Eustachius erhalten, hatte eben den P. Jogues aufsuchen wollen, und als er ihn nun am offenen Fenster des Missionshauses erblickte, da lenkte er seine Schritte dorthin und nahte sich ehrerbietig den beiden Priestern.

„Du kommst wie gerufen, wackerer Eustachius," redete der Obere ihn an; „wir sprachen soeben über die Gefahren der Reise, und ich suchte unseren guten P. Isaak zu bestimmen, daß er warte, bis die Soldaten hier sind, die ja jeden Tag von Quebec anlangen müssen, und Euch dann wenigstens bis an die Mündung des Ottawa-Flusses begleiten. Du bist ein erfahrener Kriegsmann und weißt recht wohl, daß man dem Feinde nur in die Hände arbeitet,

wenn man sich unbesonnener und unnützer Weise in Gefahr begibt. Also sag' uns freimüthig, ob Du zur Abreise, oder zum Bleiben räthst."

Der Häuptling richtete einen fragenden Blick auf P. Jogues, und als dieser lächelnd sagte: „Sprich nur Deine Meinung aus, mein Sohn!" da erwiderte der Hurone in gebrochenem Französisch: „Mein Vater Ondesonk [1]) weiß besser, ob bleiben oder gehen. Ahatsistari mit ihm bleiben, und mit ihm gehen. Mohawks nicht fürchten. Gute Schwarzröcke am Nipissing viel warten auf Ondesonk. Alles fertig, Ondesonk nur sagen, wann gehen."

„Ja, lieber Eustachius, wir reisen morgen ab. Triff nur Deine Anordnungen," entgegnete der Missionär.

Als der Huronen-Häuptling sich mit zustimmendem Nicken verabschiedet hatte, begaben sich die beiden Priester in die Zelle des Oberen, um noch manches zu besprechen und zu ordnen. Es war, als wenn ein bevorstehendes Unglück seinen schwarzen Schatten vorauswürfe über das Ordenshaus zu Trois-Rivières; denn seit der Missionär bestimmt erklärt hatte, er könne die Ankunft der Truppen nicht abwarten, war der Frohsinn von den frommen Bewohnern gewichen, und sie sahen in gedrückter Stimmung der Zukunft entgegen.

So brach der Morgen des 2. August an, und wohl für lange Zeit zum letzten Male brachte P. Jogues in einer geweihten Capelle das heilige Opfer dar. Alsbald darnach ließ er das geringe und doch so kostbare Gepäck in die Rindenkähne bringen. Noch ein kurzer, herzlicher Abschied, und der todesmuthige Pionnier des Kreuzes bestieg mit seinen treuen Gefährten die schwanken Fahrzeuge, welche sie weit hinaus in die Wildniß mit ihren unzähligen Gefahren tragen sollten.

Kräftig tauchten die Huronen ihre kurzen Doppelruder in die Fluth, und rasch schossen die schlanken Canoes unter

[1]) So nannten die Huronen den Missionär.

den donnernden Abschiedsgrüßen der Geschütze in den starkströmenden Fluß hinaus, die zurückgebliebenen Freunde aber zogen stumm und traurig in das kleine Gotteshaus und flehten nochmals des Allmächtigen Schutz auf die Reisenden herab, die ja in Seinem Dienste in die Wildniß zogen.

Außer dem Missionär befanden sich noch zwei Franzosen, Guillaume Couture und René Goupil, bei den heimkehrenden Huronen. Beide waren Oblaten, d. h. Männer, die sich, ohne gerade dem Ordensstande anzugehören, ganz dem Dienste der Missionäre gewidmet hatten. Couture war mit P. Jogues aus St. Maria gekommen, wo er schon geraume Zeit für die Priester allerlei Arbeiten verrichtet und vorzüglich als Krankenwärter sich nützlich gemacht hatte, und Goupil, der als Wundarzt sehr tüchtig war, hatte von P. Nimont in Quebec auf seine dringenden Bitten die Erlaubniß erhalten, den Missionär zu begleiten, da die Huronen eines Chirurgen sehr bedurften. Er hatte schon in Paris mehrere Monate in einem Jesuiten-Noviziat verlebt, und als Krankheit und Schwächlichkeit seinen Eintritt in die Gesellschaft Jesu unthunlich machten, da begab er sich, sobald seine Gesundheit einigermaßen wiederhergestellt war, nach Canada, stellte sich dort dem Oberen der Mission gänzlich zur Verfügung und verrichtete zwei volle Jahre lang in dem Ordenshause zu Quebec und in dem dortigen Spitale jede ihm überwiesene Arbeit; heute nun zog er freudig mit in das ferne Indianer-Land. P. Jogues und die beiden Oblaten hatten mit zwei Huronen, denen sie abwechselnd beim Rudern halfen, das größte der Canoes inne.

Sobald die Flottille die Mitte des Stromes, der bei Trois-Rivières mehr als eine Meile breit ist, erreicht hatte, bildete sie eine lange Linie; das Kriegscanoe des Häuptlings kam an der Spitze und der Rindenkahn, welcher die Weißen trug, in die Mitte, und bald entschwand den Reisenden die Ansiedelung aus dem Gesichte. Voll freudiger

Hoffnung schaueten sie in die Zukunft, und mit strahlendem Blick betrachteten sie das herrliche Panorama, welches sich längs der Ufer vor ihren Augen entfaltete.

Auf beiden Seiten von Urwald umsäumt, trieb der Strom seine smaragdenen Fluthen ostwärts dem Meere zu. Gigantische Sykomoren, deren weiße Riesenleiber gar grell von dem saftigen Grün der hochaufgeschossenen Paw-Paw-Büsche und der mächtigen Ahornbäume abstachen, warfen aus den feuchten Niederungen ihre Schatten weit hinein in den Fluß, und düstere Fichten- und Cedern-gruppen, mit Eichen, Hickories, Buchen, Linden, Birken, Ulmen und anderen hochstämmigen Kindern der so reichen Flora dieser Breiten wechselnd, bedeckten die höher ansteigenden Uferpartieen. Hie und da stieg ein Reiher, den sie beim Fischen gestört, aus einer seichten Bucht mit klatschendem Flügelschlage und heiserem Geschrei in die Lüfte, oder ein Trupp Wildenten, der aus seiner Morgenruhe aufgeschreckt, schwirrte über den schimmernden Wasserspiegel, und im dunkeln Blau des Himmels zogen Geier nach Beute spähend ihre Kreise über der ungeheuern Wildniß.

Die Fahrt ging nur langsam von statten, denn die sehr starke Strömung des St. Lawrence machte den Ruderern viel zu schaffen und erschöpfte sie dermaßen, daß man häufig an einer der kleinen Felseninseln, deren es gar viele im oberen Laufe des canadischen Stromes gibt, anlegen mußte, um auszuruhen. Außerdem waren auch mancherlei Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, und so kam es, daß unsere Reisenden erst am Morgen des dritten Tages an dem sog. St. Petri-See, einer etwa dreißig (englische) Meilen langen Erweiterung des St. Lawrence, anlangten. Die Ufer des Flusses sind hier an den breitesten Stellen etwa neun Meilen von einander entfernt, und sowohl die östliche als auch die westliche Einfahrt in diesen ‚See' ist mit einer großen Anzahl kleinerer und größerer Eilande übersäet, die meist durch schmale Wasserarme von einander getrennt sind und für feindliche Ueberfälle vor-

treffliche Hinterhalte darbieten. Hier drohte die größte Gefahr, und Ahatsistari, der an dieser Stelle schon vor mehreren Jahren einen blutigen Strauß mit den Mohawks gehabt hatte, legte daher an einer schmalen Landzunge des linken Stromufers, unfern der Mündung des St. Francis, zu längerer Rast an; von dort entsandte er west- und nordwärts Späher in Canoes, welche die Eilande und das nördliche Gestade genau absuchen sollten, während er selbst mit vier erprobten Kriegern, unter ihnen auch sein Busenfreund Teondechoren, der in der heiligen Taufe den Namen Joseph erhalten, die Ufer des St. Francis und das südliche Seegelände durchstreifte. Der Rest der Schaar blieb unter dem Commando des erprobten Annaotaha, der mit seinem christlichen Namen Etienne (Stephan) hieß, zum Schutze der Franzosen und der Fahrzeuge auf der Landzunge zurück.

Wie Schatten huschten die kupferfarbigen Gestalten in der Dämmerung des Urwaldes von Baum zu Baum, und weit vornübergebeugt, gleich Wild witternden Racehunden, glitten sie durch das Gestrüpp. Jeder Busch und jeder Fußbreit Boden wurde mit raschem, kundigem Blicke geprüft, aber von einem menschlichen Wesen fanden sie keine Spur. Nur Fährten von Wild, das zur Tränke gezogen war, kreuzten sie, und Ahatsistari, der mit Teondechoren und einem anderen Krieger das Seegestade bereits mehrere Meilen weit abgesucht hatte, wollte eben das Zeichen zur Rückkehr geben, als aus der Richtung, welche seine landwärts am St. Francis spürenden Kundschafter eingeschlagen hatten, ein schriller Falkenschrei erscholl. Sofort antwortete Ahatsistari mit einer täuschenden Nachahmung des Häherrufes. Schon wollte er zu seinen Spähern, die das Allarmsignal gegeben hatten, hinübereilen, da rief ihn Teondechoren durch ein lautes ‚Uah!' — den indianischen Ausruf des Staunens — an das Seegestade.

Rasch war der Häuptling an der Seite des erprobten Genossen, der schweigend auf drei frische, ziemlich flache und fast zwei Fuß breite Eindrücke im feuchten Ufersande

wies. Sie rührten unstreitig von Kähnen ohne Kiel her, welche dort in das Wasser geschoben worden waren; zwischen und neben diesen Spuren waren mehrere Fährten, die nur von Mocassins herrühren konnten, deutlich sichtbar.

Ahatsistari betrachtete die Spuren genau und bemerkte dann kopfschüttelnd: „Drei Canoes mit zehn Kriegern. Aber der Rothe Wolf läßt keine Spur wie diese, wenn er auf Raub ausgegangen ist. Es sind wohl Mahingans,[1]) welche der Schleichende Panther, ihr großer Häuptling, auf den Kriegspfad geführt hat. Die Bleichgesichter in Atontarege[2]) erzählten von Mahingans, die dort waren und weiter zogen."

„Der Schleichende Panther geht nicht mit zehn Kriegern auf den Kriegspfad. Er hat viele junge Männer, die bleiben nicht wie Squaws in den Dörfern, wenn er sich mit den Kriegsfarben schmückt und den Tomahawk ausgräbt," entgegnete Teondechoren zweifelnd.

Wieder tönte jetzt der schrille Falkenschrei von links herüber, und lauter und schärfer noch ward er gleich darauf zum drittenmale wiederholt, als wäre der signalisirende Späher ungeduldig geworden, oder als wittere er eine drohende Gefahr. Ahatsistari beantwortete das Allarmzeichen nochmals, winkte Teondechoren und dem anderen Krieger, welcher inzwischen das Seeufer weiter westwärts geprüft hatte, und eilte dann mit den beiden nach der nicht fernen Stelle, wo das Signal gegeben sein mußte.

In einem von dornigen Schlingpflanzen durchwobenen, fast undurchdringlich scheinenden Gebüsch fand er seine beiden Späher vor den Resten eines kleinen Feuers, an welchem kaum vierundzwanzig Stunden zuvor Fleisch geröstet worden war. Noch steckten zwei geschwärzte, oben gabelförmig geschnittene Hickory-Ruthen neben dem Aschen-

[1]) Mohikaner, ein Volk, welches auf beiden Ufern des Cohotatea oder Hudson-Flusses wohnte und mit den Mohawks in steter Fehde lag.

[2]) So nannten die Huronen Canebec.

häufslein im Boden, das kurze Moos war an vielen Stellen eingedrückt, wie wenn Menschen dort gesessen hätten, und rings lagen abgenagte Knochen umher, an welchen noch Reste gebratenen Fleisches hingen.

Der Häuptling prüfte die Lagerstätte und den Feuerplatz sorgfältig und fragte dann, zu einem der Späher gewendet: „Hat Starker Zahn gesehen, woher die Krieger kamen, und wohin sie gingen?"

„Das Schäumende Wasser ist sehr krumm und fließt nicht weit von hier. Starker Zahn hat dort die Hütten von Biberjägern gesehen. Zehn Krieger und ein Bleichgesicht kamen von dem Schäumenden Wasser hierher mit drei Canoes," entgegnete der Angeredete, bog die Büsche auseinander und zeigte auf einen Platz, auf welchem noch frische Eindrücke von drei Rindenkähnen sichtbar waren, die dort gelegen haben mußten.

Ahatsistari nickte lächelnd. Er sah hierin eine Bestätigung seiner Ansicht und war jetzt fest überzeugt, daß Mohikaner auf dem St. Francis herabgefahren waren, und daß sie von einer Biegung desselben, die sich dem Seeufer hier bis auf kaum eine halbe Meile näherte, die Canoes herübergetragen hatten. Jetzt trachtete er nur noch darnach, zu entdecken, wohin sich der Weiße, welcher bei ihnen gewesen war, gewendet haben möchte; denn dessen Stiefelabdrücke hatte er nicht bei den Mocassinspuren am Gestade gesehen. Er hieß seine Krieger mitsuchen, und da zeigte es sich denn, daß der Weiße an den St. Francis zurückgekehrt und dort in einem Canoe fortgefahren sein mußte; ob stromauf oder stromab, das sagten die verschwiegenen Wellen, die ja keine verrätherische Fährte bewahren, den Suchenden nicht.

Inzwischen war es fast Mittag geworden, und der Häuptling kehrte mit seinen Kundschaftern nach dem Lagerplatze auf der Landzunge zurück, da um diese Zeit auch die übrigen Späher sich dort wiedereinfinden sollten.

Als die Huronen ihr Suchen nach dem Bleichgesichte,

dessen Spur sie am St. Francis verloren hatten, aufgaben und von Ahatsistari nach der großen Biegung des Schäumenden Wassers, wie die Indianer diesen Vasallen des St. Lawrence nannten, zurückgerufen wurden, um den Rückmarsch nach den Canoes anzutreten, da ahnten dieselben nicht, wie nahe ihnen der Weiße war, dessen Spur sie vergebens wiederzufinden gesucht hatten, wie scharf er sie beobachtete, und wie gierig er jedes laut gesprochene Wort auffing. Ihn verbarg das dichte Geäst einer uralten Ulme, deren Zweige bis in das rauschende Wasser herniederhingen und an deren Stamme Ahatsistari seine Späher erwartete, nachdem er sie durch den Häherruf zurückbeordert hatte. Regungslos lag er auf einem mächtigen, von dichtem Laubwerk umgebenen Aste ausgestreckt und lauschte. Der Mann war nach Art der Waldläufer, welche sich in jener Zeit noch ganz vereinzelt in dem Indianer-Lande umhertrieben, in Leder gekleidet und mit Büchse, Messer und Tomahawk bewaffnet. Seine kleinen grauen Augen funkelten unheimlich unter ihren buschigen, rostbraunen Brauen hervor, und ein höhnisches Grinsen umspielte den mit spärlichem Bartwuchse besetzten Mund, dessen dünne, halbgeöffnete Lippen ungewöhnlich große, blendend weiße, dem Gebisse eines Raubthieres nicht unähnliche Zähne sehen ließen.

Sobald die Huronen außer Hörweite waren, glitt der Waldläufer an einer starken Rebe, die in vielfachen Verschlingungen den Wipfel der Ulme durchwob, auf den Boden herab, dehnte und streckte seine massigen Glieder und eilte in südlicher Richtung dem Ufer entlang stromaufwärts, bis er eine sumpfige, dicht mit hohem Schilf bewachsene Niederung erreichte, die an mehreren Stellen unter Wasser stand und mit dem Flusse durch verschiedene grabenartige Abflüsse verbunden war. Dort lief er über einige Stämme gestürzter Bäume tief in das Dickicht hinein und bestieg sein daselbst verborgen gehaltenes Canoe. Er schob dasselbe durch einen der natürlichen Abzugscanäle in den Fluß und ruderte, so rasch er nur konnte, nach

dem anderen Ufer hinüber, wo er schnell im Walde verschwand; dieses Mal nahm er sich jedoch nicht die Mühe, seine Spur zu verwischen.

2. Der Ueberfall.

Als alle auf Kundschaft ausgesandten Krieger nach der Landzunge zurückgekehrt waren, hielt Ahatsistari mit den Seinen Rath, oder er theilte ihnen vielmehr mit, was er an Fährten gesehen, und wie er dieselben gedeutet habe, und schloß mit der Versicherung, daß keine Gefahr drohe, weil ja keiner der nord- und westwärts entsandten Späher nur das geringste verdächtige Zeichen entdeckt habe.

Dazu schüttelte jedoch der achtzigjährige Onduterraon, einer der eifrigsten Schüler der Missionäre und ein von seinem Volke hochgeachteter Mann, bedenklich den Kopf, und auch Etienne Annaotaha und der junge Paul Onnhoraton, der ob seiner Klugheit und Tapferkeit gerühmt ward, theilten des Häuptlings Ansicht nicht.

„Will Ahatsistari nicht hier bleiben, bis das große Licht verschwindet? Dann werfen die Inseln schwarze Schatten über das Wasser und verbergen die Canoes seinen Feinden. Die kleinen Lichter machen es hell genug, um fahren zu können," gab Onduterraon zu bedenken.

Da zog eine Wolke des Unwillens über das Gesicht des Häuptlings, und seine Stimme klang befehlend, als er mit verächtlicher Handbewegung entgegnete: „Ahatsistari's Auge ist scharf. Es zählt die Federn im Fittig des kreisenden Falken, die Rothen Wölfe lassen nicht Spuren, wie er sie sah. Die Inseln dort haben schon viel Mohawk-Blut getrunken, und der Rothe Wolf zittert, wenn er den Schlachtruf der Atignenongak [1]) hört, denn er kann nicht weit darauf laufen. Weshalb soll Ahatsistari warten, bis es dunkel wird? Was sagt mein Bruder Annaotaha?"

„Ondesonk möge reden," erwiderte der Angeredete aus-

[1]) So nannten sich die Huronen.

weichend; denn er kannte den starren Willen des Häuptlings, welcher die Mohawks zu sehr haßte, um einem Kampfe mit ihnen auszuweichen, so lange er noch auf die Erringung des Sieges hoffen konnte.

„Mein Sohn Eustachius hat gelobt, daß er nur im äußersten Falle der Nothwehr Menschenblut vergießen wird, und dieses Wort bricht er nicht. Ist er überzeugt, daß die Fährten, die seine Krieger fanden, und die er selbst sah, nicht von Mohawks herrühren, so laß' er uns aufbrechen, ohne den Untergang des großen Lichtes abzuwarten. Weiß er das aber nicht gewiß, so thue er, wie Onduterraon räth."

Ahatsistari senkte vor dem klaren, forschenden Blicke des Missionärs das Auge und erwiderte mit verhaltenem Grimm: „Die Wölfe nennen Ahatsistari die Klimmende Katze. Sie fürchten seine Zähne und Klauen. Er hat keine Spur von ihnen gefunden. Das große Licht geht nach dem Lande der Atignenongak, und wir müssen ihm folgen. Ondesonk hat es selbst gesagt, daß die Schwarzröcke am Ripissing auf seine Ankunft warten."

Damit erhob er sich und gab Befehl, daß die Canoes wieder beladen und zur Abfahrt gerüstet würden. In ihm regte sich die Indianer-Natur, und seine Kampflust hatte längst schon die Oberhand über die Vorsicht gewonnen. Er war durchaus nicht davon überzeugt, daß die aufgefundenen Fährten von Kriegern eines befreundeten Stammes herrührten, aber sein Stolz bäumte sich dagegen auf, daß er zehn oder elf Feinden ausweichen sollte, denen seine Schaar ja an Zahl vierfach überlegen war. Außerdem deutete auch alles darauf hin, daß die Männer in den drei Canoes auf der Jagd waren; sie konnten daher den Huronen nicht wohl nachgespürt haben. Allerdings erregte die Spur des Weißen, die nach dem St. Francis zurückführte und dort verschwand, seinen Argwohn; doch kämpfte er diesen rasch nieder und ließ ihn nicht einmal laut werden.

So glitt denn die kleine Flottille in der ersten Nachmittagsstunde wieder in den See hinaus und schlug, anstatt das breite Hauptfahrwasser zu wählen, einen Curs ein, welcher sie in einen kaum 200 Schritt breiten Canal der südlicheren Inselgruppe führte. Die Strömung war hier zwar verhältnißmäßig schwach, aber die Gefahr eines Ueberfalls ward in der engen, vielfach gewundenen Wasserstraße bedeutend erhöht.

Gegen vier Uhr hatte man die Mitte dieser Straße erreicht, die sich dort stark verengt und von zwei ziemlich großen, waldbedeckten Eilanden begrenzt wird. Still und friedlich, wie sie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, lagen dieselben da, und nur das leise Rauschen des Stromes mischte sich mit den kurzen Schlägen der Doppelruder, welche der Indianer abwechselnd rechts und links ins Wasser taucht, um seinen leichten Rindenkahn zu steuern.

Da ließ Ahatsistari das vorderste Canoe plötzlich halten und spähete scharf nach dem Ufer der links von ihm liegenden Insel hinüber, wo mehrere Weidenbüsche sich in auffälliger Weise bewegt hatten, aber er vermochte nichts Verdächtiges zu entdecken, und sein Fahrzeug glitt weiter.

Auch Onduterraon, welcher den letzten der Kähne steuerte, hatte die Bewegung in den Uferbüschen bemerkt und griff mit der Linken nach dem Bogen, der in der Hand des Alten immer noch eine todbringende Waffe war. Spähend saß er vornübergeneigt da, jede Muskel seines riesigen Körpers war erwartungsvoll gespannt, aus seinen Augen leuchtete ein seltsames Feuer.

Noch einen Pfeilschuß weit drang die Flottille vor. Da krachte plötzlich auf der Insel eine Büchse, Ahatsistari zuckte leicht zusammen und griff nach der Brust, die von der Kugel gestreift worden war. Eine secundenlange Stille folgte, und dann brach auf beiden Inseln ein markerschütterndes Geheul los, hüben und drüben quoll Pulverdampf aus den Büschen, schmetternd fielen die Schüsse der verborgenen Angreifer, und Katschen's schlugen ihre

Kugeln durch die dünnen Wände der Kähne und rissen dort weite, klaffende Löcher.

Heulend stoben die Ueberfallenen auseinander. Viele stürzten sich kopfüber in das Wasser und suchten schwimmend mit der Strömung zu entkommen; andere steuerten in kopfloser Hast dem nördlichen Eilande zu, welches dem Feuer nach zu urtheilen nur schwach besetzt schien, und blos eine kleine Schaar folgte dem racheschnaubenden Häuptling, der seinen gellenden Schlachtruf erklingen ließ und schnurstracks auf das südliche Eiland abhielt, um dem tückischen Feinde, dessen Schußwaffen denen seiner Krieger ja weit überlegen waren, mit Tomahawk und Messer zu begegnen; er wußte, daß die Mohawks nur in einem Kampfe Mann gegen Mann zu besiegen waren.

Und er täuschte sich nicht. Der Feind hielt dem Ansturm der kleinen todesmuthigen Schaar nicht stand, sondern wich eilends nach dem Innern der Insel zurück, um dort im Schutze des Hochwalds wieder zu laden, was den Rothhäuten noch gar langsam von der Hand ging.

Inzwischen erhielten die Mohawks fortwährend Verstärkungen; mehrere Haufen, die weiter westwärts im Hinterhalt gelegen, ruderten herbei, nahmen die verlassenen Huronenkähne weg und verfolgten die Entfliehenden.

Auf allen Seiten von erbarmungslosen Feinden umschwärmt, warf sich Ahatsistori mit den sechzehn Kriegern, die ihm noch geblieben, und den beiden Oblaten, die muthig mitkämpften, in ein kleines Cederndickicht, das wie eine Insel zwischen den hochstämmigen Riesen des Urwaldes lag und eine treffliche Vertheidigung darbot.

Diese Bewegung der Huronen kam den Mohawks völlig unerwartet und wurde so rasch ausgeführt, daß die ersteren das bergende Gebüsch erreichten, ohne einen Mann zu verlieren, und als ihre getäuschten Gegner mit wahrem Wuthgebrüll anstürmten und durch ihre Ueberzahl das schwache Häuflein zu erdrücken wähnten, da wurden sie mit einem wirksamen Pfeilschauer empfangen und sahen

sich zur schleunigen Rückkehr hinter ihre kaum verlassenen Deckungen veranlaßt.

Jetzt verstummten die Feuerrohre, und die Mohawks hielten Kriegsrath. Auch auf dem Wasser und auf der nördlicher gelegenen Insel fielen keine Schüsse mehr. Das Geheul war verhallt, und eine tiefe, unheimliche Stille folgte auf das grausige Kampfgetöse.

Da kroch Onduterraon an Ahatsistari heran und machte ihn auf einen mächtigen, astlosen Baumstamm aufmerksam; derselbe wurde augenscheinlich von Mohawks, welche sich hinter dieser beweglichen Schutzwehr dem Dickicht nähern wollten, langsam aus dem Walde hervorgerollt. Fast gleichzeitig meldeten auch Teondechoren und Annaotaha, daß der Feind von zwei anderen Seiten in gleicher Weise anzugreifen suche, und der Häuptling beschloß nun, die Ankriechenden so nahe als möglich herankommen zu lassen und dann an der Spitze seiner Krieger aus dem Dickicht hervorzubrechen und sich in westlicher Richtung durchzuschlagen, oder mit dem Schlachtbeil in der nervigen Faust sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Wenige Worte genügten, um die Gefährten von diesem verzweifelten Entschlusse in Kenntniß zu setzen. Näher und näher kamen die Feinde. Dann und wann krachte wieder ein Schuß, fuhr eine Kugel zischend über den Häuptern der Umzingelten durch das Gezweige. Die bedrängte Schaar rührte und regte sich jedoch nicht, bis mehrere der Baumstämme bis auf kleine Pfeilschußweite herangewälzt waren. Dann aber erscholl ihr Schlachtruf, mit wildem Ungestüm brachen sie aus ihrer natürlichen Veste hervor, und trotz des Kugelregens, mit welchem die Hauptmacht des Feindes sie vom Walde her empfing, hatten die kühnen Krieger mit Gedankenschnelle die Recken, die sie zu überfallen trachteten, niedergehauen und stürmten auf den westlich gelegenen niederen Hügel zu, dessen Besatzung diesem furchtbaren Angriffe nicht stand hielt und nach einigen wirkungslosen Schüssen auseinanderstob.

Einige Minuten lang waren die Mohawks durch diesen kühnen Ausfall so vollständig aus der Fassung gebracht, daß sie den Entkommenden verblüfft nachschauten und nichts thaten, um ihnen den Weg zu verlegen; kaum aber hatten die Huronen den vorerwähnten Hügel erreicht, als ihre Feinde ihnen in hellen Haufen nachsetzten und dabei ein Wuthgebrüll ausstießen, als habe die Hölle eine Schaar Dämonen ausgespieen.

Ein Häuflein, das kaum mehr als ein halbes Dutzend Krieger zählte, nahm nicht an der Verfolgung theil, sondern wandte sich der Stelle zu, wo die Canoes der Huronen angelegt hatten; vermutheten sie doch eine werthvolle Ladung, darunter Büchsen und die überaus kostbare Munition. Ein seltsamer Anblick bot sich ihnen dar, als sie den Platz erreichten. Dort kniete ein großer Mann in schwarzem wallenden Gewande neben einem durch die Brust geschossenen Krieger und hielt unter lautem Gebete dem Sterbenden ein kleines Kreuz vor das brechende Auge. Neben ihm lag sein noch zum Theil mit Wasser gefüllter Hut, aus welchem er den Huronen getauft hatte. Sein Kleid hing lose flatternd um den markigen Körper, und als er der nahenden Mohawks ansichtig wurde, schenkte er ihnen keinerlei Beachtung, bis die Seele aus dem Körper des Verwundeten entflohen war. Dann erhob er sich, schaute die Feinde furchtlos an und sagte in der Sprache der Huronen zu den Staunenden: „Ich bin kein Krieger, aber die Mohawks mögen mich nehmen, ich werde nicht fliehen. Sie sollen mir nur nicht wehren, daß ich den Verwundeten Hilfe leiste und ihre Schmerzen lindere."

Das seltsame Aeußere des Mannes und seine unerschütterliche Kaltblütigkeit verfehlten ihre Wirkung nicht. Eine kleine Weile starrten die Wilden den Missionär, welchen sie für einen Zauberer zu halten schienen, sprachlos an, dann aber sprang einer der Krieger auf ihn zu, stieß einen gellenden Schrei aus und schwang den blitzenden Tomahawk zu todbringendem Wurfe. Das Schlacht-

beil hätte des Priesters Haupt zerschmettert, wäre nicht blitzschnell ein junger Häuptling dem Wüthenden in den Arm gefallen und hätte so den Mord verhindert. „Die schwarze Schlange beißt nicht!“ rief er, P. Jogues mit dem ausgestreckten linken Arme schützend; „weshalb will Woppatonada sie zertreten? Sie soll sich winden und krümmen, sie soll zischen am Pfahle, und meine jungen Männer werden sie langsam verbrennen. Warum . . .“

Ein Schuß, der im westlichen Theile der Insel fiel, unterbrach den Mohawk, und als gleich darauf Kampfgeschrei von dort herüberschallte, in das sich der gellende Todesschrei eines Indianers mischte, da ergrimmte auch Takuetete — so hieß des Priesters Retter — und eilte mit seiner Schaar dem Kampfplatze zu.

Jetzt hätte der Missionär entweichen können, und ein Hurone, dem eine Kugel das rechte Bein durchbohrt hatte, drängte ihn zur Flucht. „Dort liegen noch zwei Canoes! Kein Rother Wolf ist dabei geblieben. Komm', Ondesonk! Starke Hand wird Dir helfen und das Ruder führen,“ sagte der Brave und schleppte sich dem Ufer zu.

Aber der Priester hielt ihn zurück und entgegnete, gen Himmel weisend: „Ondesonk muß thun, was sein Großer Geist ihm befohlen hat. Er muß hier bei seinen rothen Brüdern bleiben und für sie sorgen. Starke Hand möge fliehen. Vielleicht kann er das Dorf der Bleichgesichter erreichen, von wo wir kommen. Ondesonk wird bleiben und helfen, wo er kann.“

„Starke Hand wird nicht fliehen! Ondesonk's Großer Geist sagt auch zu seinem rothen Kinde: ‚Bleibe!‘ und Starke Hand wird seinen weißen Bruder nicht verlassen. Und kann er ihm nicht helfen, so kann er mit ihm sterben!“ erwiderte der Huronen-Krieger und hüllte sich in eine Decke, die ihm der Missionär geholt hatte, da das Wundfieber sich einzustellen begann.

P. Jogues aber schritt auf einen Mohawk zu, der sich in den entsetzlichsten Qualen stumm am Boden wand,

Das Messer eines Huronen hatte ihm den Leib aufgeschlitzt, daß die Eingeweide aus der gräßlichen Wunde hervorquollen. Als er den Priester nahen sah, raffte er all seine Kraft zusammen und schaute mit Trotz und Verachtung auf den Helfer, den er für seinen Todfeind hielt, da er selbst alle Bleichgesichter tödtlich haßte. Er glaubte wohl gar, der Weiße wolle sich seines Scalpes versichern; denn er begann mit matter Stimme das sogenannte Sterbelied,[1]) in singendem Tone anzustimmen, und nur ungern ließ er's geschehen, daß der Priester ihm aus seiner Feldflasche etwas starken Wein einflößte. Als aber der räthselhafte Nothhelfer von den nächsten Büschen einige dicht belaubte Zweige abbrach und dieselben unter den Kopf des Sterbenden legte, da malte sich Staunen in den erschlaffenden Zügen des wilden Kriegers, und er versuchte seinem Wohlthäter die Hand zu reichen. P. Jogues kam ihm jedoch zuvor, und als die braune Rechte, die eben noch in mörderischem Kampfe das Schlachtbeil geschwungen hatte, in der weißen Hand des todesmuthigen Gottesstreiters lag und dessen seelenvolles Auge auf dem Verscheidenden ruhete, da murmelte dieser lächelnd: „Der große Manitu sendet einen Honochenoke!“ [2])

Erschüttert wandte sich der Missionär von dem Manne ab, für den er nichts mehr thun konnte, und schritt dem nächsten Gebüsch zu, um dort an anderen Opfern des Kampfes seine christliche Liebe zu bethätigen.

Inzwischen kehrten die siegreichen Mohawks triumphirend nach der Stätte zurück, wo die überfallenen Huronen gelandet waren. Der unermüdliche Priester hatte hier soeben sein Liebeswerk vollendet und einem Scalpirten die gräßliche Kopfwunde mit einem angefeuchteten Zipfel seines Ordensgewandes gekühlt. Nun stand er erschöpft an den Stamm einer mächtigen Ulme gelehnt und be-

[1]) Eine Lobpreisung der eigenen Thaten und der Größe des Stammes sowie eine Schmähung der Feinde.

[2]) Ein guter, schützende und helfender Geist.

trachtete mit ruhigem, klarem Blick die Schaaren seiner Todfeinde, welche ihn mit mordlustigen Augen musterten. Aber keiner der Mohawks wagte es, seine Hand gegen den Missionär zu erheben, und auch keiner schmähete ihn: mit Staunen hatten die Wilden gesehen, wie dieser Weiße inmitten des Kampfgetümmels mit gleicher Sorgfalt Freund und Feind Linderung bereitete und sich jetzt in die Hände seiner Feinde gab, obschon er hätte entfliehen können; seine Beweggründe zu solch opferwilliger That mochten sie indeß nicht ahnen, geschweige denn begreifen.

Von allen Seiten wurden Gefangene herbeigeschleppt, und sie alle gewahrten mit Schrecken, daß ihr geliebter Ondesonk ihr Schicksal theilte.

Auch René Goupil befand sich unter den Gefangenen. Der Oblat hatte wacker gefochten und war erst nach tapferer Gegenwehr überwältigt und gefesselt worden. „Mein Pater! mein Pater! Auch Ihr seid den Mördern in die Hände gefallen!“ rief er und eilte auf den Priester zu. Da streckte ihn ein Faustschlag seines Ueberwinders zu Boden; derselbe glaubte wohl, sein Gefangener wolle entfliehen.

„Denkt an Christi Leiden und ertraget mit Ergebung in Gottes heiligsten Willen, was Er uns sendet!“ mahnte und tröstete P. Jogues den jungen Mann, als derselbe sich mit blutendem Gesichte aufraffte und von seinem Besieger an den Haaren zurückgerissen wurde.

Jetzt brachten zwei Krieger auch den greisen Onduterraon herbei. Sein rechter Oberarm war von einer Kugel zerschmettert und hing blutend und kraftlos an der Hünengestalt hernieder. Der Alte war nicht gebunden, und man wehrte es ihm auch nicht, daß er auf den Priester zuschritt und zu demselben sagte: „Onduterraon wird zu dem großen guten Vater über den Wolken gehen. Ondesonk gieße Wasser auf sein Haupt und mache ihn zu einem Kinde des einzigen wahren großen Geistes; Sein Sohn ist für alle Seine Kinder gestorben, auch für die rothen. Onduterraon hat Wasser mitgebracht.“

Der Priester ergriff die Kürbisflasche, die der verwundete greise Katechumene ihm gereicht, und taufte diesen. Mit mißtrauischen Blicken sahen ihm die Mohawks zu, und einige der Krieger murrten darüber, daß das gefangene Bleichgesicht einen Zauberspruch über den alten Huronen sprechen dürfe, — denn dafür hielten sie die Taufformel — aber Takuetete, welcher den Pater schon vor dem hochgeschwungenen Tomahawk beschützt hatte, beruhigte sie und versicherte, Aireskoi [1]) sei mächtig genug, um jeden Zauber seiner Widersacher zu schanden zu machen.

Als der heilige Act vollzogen war, schaute der greise Täufling den geliebten Lehrer und Freund mit strahlenden Augen an und erzählte nun in gedrängter Kürze, was er von dem Verlaufe des Gefechtes wußte. Bei dem Ausfall aus dem Gebüsch hatte das tückische Blei seinen Arm zerrissen, und er hatte Ahatsistari, welchen er an der Spitze seiner Krieger auf die Feinde einstürmen sah, nicht weiter folgen können, sondern war den Mohawks in die Hände gefallen.

Nachdem der Alte seinen kurzen Bericht erstattet, kehrte er freiwillig zu seinen Stammes- und Schicksalsgenossen zurück, die einige Schritte seitwärts vom Priester auf dem Boden lagerten und von mehreren jungen Kriegern bewacht wurden, während die Häuptlinge der Mohawks mit ihren älteren Kriegern Rath hielten. Noch fehlte Adler, der oberste Anführer, und bis zu seinem Eintreffen konnte das Schicksal der Gefangenen nicht entschieden werden. Um den Missionär kümmerte sich niemand mehr, und schon stand derselbe im Begriff, nochmals die Runde unter den Verwundeten zu machen, als ein neuer Trupp Mohawks eintraf, der einen gefesselten Weißen, dem das Gesicht mit Blut überströmt war, mit sich schleppte.

P. Jogues überlief es eisig kalt, als der Gefangene, dicht vor ihm niedergeworfen, das durch mehrere Wunden furchtbar entstellte Antlitz ihm zuwandte. „Guillaume!

[1]) Der Kriegsgötze der Mohawks.

Auch Du, mein Sohn? Dich hoffte ich in Sicherheit!“ rief der Missionär; „rede, Guillaume, bist Du gefährlich verwundet?“

„Sorget nicht so sehr um mich, mein Pater,“ entgegnete der Oblat und richtete sich an der Hand des Priesters so weit auf, daß er in eine sitzende Stellung kam. Nun wurde er auch René's gewahr und nickte demselben grüßend zu. „Also alle gefangen?“ wandte er sich dann an den Missionär.

„Eustachius scheint mit einigen Kriegern entkommen zu sein. Gebe Gott, daß nicht auch diese meine Hoffnung zu schanden werde!“

„Durchgeschlagen hat sich der Häuptling mit einigen Braven, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen; denn ich war mit dabei,“ fuhr der Oblat fort. „Der plötzliche Angriff, den wir unter Ahatsistari's Führung machten, gelang vollständig, und ehe die überraschten Mohawks recht wußten, was vorging, hatten wir schon ihre Linie durchbrochen und eilten dem Wasser zu, um eine kleine Felseninsel zu erreichen, die leicht gegen eine Uebermacht zu vertheidigen und sowohl Ahatsistari als auch mehreren anderen Huronen längst bekannt war. Ich hatte einem Mohawk, den Etienne Annaotaha niederschlug, sein Gewehr und ein Quantum Pulver, sowie sein wohlgefülltes Kugelbeutelchen abgenommen und beschloß, den Freunden den Rückzug zu decken, weil ich mit Feuerrohren recht wohl umgehen kann. So kamen mir die anderen bald aus dem Gesicht, und Ihr kamet mir nun plötzlich wieder in den Sinn. Ich wußte, daß Ihr mit uns auf dieser Insel gelandet waret, aber seit dem Beginn des Kampfes hatte ich nichts von Euch gesehen und gehört. Noch gerade zur rechten Zeit entsann ich mich, daß ich ja hoch und heilig gelobt hatte, ich wolle ohne Wanken und ohne Murren mit Euch alles tragen, was Gott senden werde. Sofort kehrte ich um und wollte den Weg nach unserem Landungsplatze suchen, — da begegneten mir drei Mo-

hawks und schossen ohne weiteres auf mich. Natürlich wehrte ich mich: dem vorderen jagte ich eine Kugel durch den Kopf, einen anderen streckte ich mit meinem Gewehrkolben zu Boden, und auch mit dem dritten wäre ich wohl fertig geworden, — aber das Schießen und das Geheul der Kerle hetzte mir noch zwei weitere Rothhäute auf den Hals. Ehe ich mich dessen versah, war ich niedergeschlagen. Mich wundert's nur, daß sie mich nicht gleich scalpirt haben; denn der Kerl, den ich todt schoß, soll einer von ihren Häuptlingen gewesen sein. Seht! dort bringen sie seine Leiche!"

Schweigend hatte P. Jogues die Erzählung des Oblaten angehört. Die rasche Folge der Ereignisse brachte des Ungewöhnlichen so viel, daß der Missionär nicht sogleich jeden einzelnen Vorfall, jede einzelne That im richtigen Lichte zu schauen und nach Verdienst zu würdigen vermochte. Er erkannte und bewunderte allerdings sogleich die treue Anhänglichkeit dieses Mannes, der sich freiwillig in die Hände seiner blutdürstigen Feinde gab, um peinlich getreu sein Gelübde zu erfüllen, aber die ganze Größe und Erhabenheit dieses Opfers sollte er erst später würdigen und bewundern lernen.

Die Wilden geriethen in eine wahre Raserei, als ihre Genossen mit der eben erwähnten Leiche eintrafen, und wäre nicht fast gleichzeitig Adler, ihr oberster Häuptling, mit dem Reste der Kriegerschaar von der Verfolgung der überfallenen und zersprengten Huronen zurückgekehrt, Couture wäre sicherlich von den Wüthenden auf dem Fleck ermordet worden. Adler aber schützte ihn und machte seinen Kriegern begreiflich, daß ihnen in den Dörfern weit mehr Ehre zu theil würde, wenn sie die Franzosen lebendig, als wenn sie nur deren Scalps dorthin brächten.

„Meine jungen Männer haben viele ihrer Feinde erschlagen, und Hirschfuß, unser tapferer Bruder, wird deshalb nicht ohne Diener in die ewigen Jagdgründe eingehen. Das Bleichgesicht, das ihn erschoß, soll am kleinen Feuer

gewärmt werden, wenn wir wieder in die Dörfer kommen; der mächtige Aireskoi kann sich dann an seinem Gewinsel erfreuen. Lassen meine jungen Männer das tückische Bleichgesicht singen, aber tödten sollen sie's nicht!"

So redete Adler, und mit teuflischem Geheul machten die racheschnaubenden Mohawks von der ertheilten Erlaubniß Gebrauch: sie fielen über den unglücklichen Couture her, zerrten ihm alles Zeug vom Leibe, zerkauten seine Finger und rissen an mehreren die Nägel mit den Wurzeln aus; dann stießen sie ihm eine Messerklinge durch die verstümmelte Hand und schleiften ihn halbtodt unter einige Büsche, wo sie ihn liegen ließen.

Als P. Jogues dem treuen Oblaten zu Hilfe kommen wollte, ereilte ihn ein ähnliches Schicksal: die Unmenschen rissen ihm mit den Zähnen fast alle Nägel aus, zermalmten seine beiden Zeigefinger, und dann wurde er geschlagen und getreten, bis er regungslos liegen blieb. Auch an Goupil kühlten sie ihre Wuth in der nämlichen Weise; aber die gefangenen Huronen blieben verschont.

Darüber war es Abend geworden, und von ihrem Blutwerke ermattet, gönnten die Irokesen sich und ihren dreiundzwanzig Gefangenen endlich Ruhe, nachdem sie noch die eroberten Canoes geplündert und die Beute auf ihrem nächtlichen Lagerplatze zusammengetragen und mit grünen Zweigen bedeckt hatten.

3. Rothe Hand.

Seit mancher Stunde schon war die Sonne im Westen gesunken, und die glänzenden Sterne des Wagens hatten bereits den Zenith überschritten, als die Mondscheibe voll hervortrat und ihr weißes, ungewisses Licht über die schlummernde Wildniß ausgoß. Kosend und flüsternd zog der Nachtwind durch das üppige Laubwerk der Bäume und Büsche, jagte neckisch die Schatten durcheinander, welche der Mond auf den Boden zeichnete, und trieb auch wohl mit dem gefallenen dürren Laube, das fast fußhoch unter

den Bäumen lag, sein lustiges Spiel. Plätschernd brachen sich die kleinen Wellen am Gestade, rollten hier und da über den Kies, um bald zerschellt in winzigen Bächlein zurückzufließen in den blinkenden Schooß, dem sie entstiegen. Alles athmete Ruhe und Frieden, und auch auf der Insel im St. Petri-See schummerten nun dieselben Menschen, die sich noch wenige Stunden zuvor auf das hitzigste bekämpft hatten, trotz ihres tödtlichen Hasses friedlich nebeneinander.

P. Jogues hatte die gräßlich verstümmelten Hände in einen angefeuchteten Fetzen seines Hemdes gewickelt und lag barfüßig und barhäuptig, seines Ordenskleides beraubt, neben dem tapferen René Goupil, dessen wundes, fieberheißes Haupt auf seinem Schooße ruhte. Guillaume Couture, der bis in den Tod getreue, lag bewußtlos zu den Füßen des Priesters, der trotz seiner furchtbaren Ermattung und seiner brennenden Wunden nach Kräften bestrebt war, für die Leidensgefährten zu sorgen.

René's Geist schauete im bunten, rasch wechselnden Gaukelspiel der Phantasieen, die das Wundfieber erzeugte, seine Lieben in der fernen Heimat, die bangen Herzens eine Kunde von ihm erharrten. Er wähnte sich wieder in ihrer Mitte, und seine blutunterlaufenen Lippen flüsterten: „Mutter! — Madeleine! — Ich bleibe bei Euch!" Dann suchte er, plötzlich erwachend, das wunde Haupt zu erheben und flehte mit matter, flüsternder Stimme um Wasser.

Der blutjunge Mohawk-Krieger, welcher die Gefangenen bewachte, hörte die Bitte des Leidenden und näherte sich demselben, da er die fremden Laute nicht zu deuten vermochte. Auch der Missionär hatte das Flehen des Freundes vernommen und erklärte dem Wächter durch Zeichen René's Wunsch. Da ergriff der Indianer schweigend eine Kürbisflasche, die an einem Zweige aufgehängt war, reichte dem lechzenden Weißen mit eigener Hand den Labetrunk, und bot ihn dann auch dem Missionär. Gierig trank

der Oblat, und auch P. Jogues netzte seine Lippen. Darauf hängte der wilde Krieger die Flasche wieder an den Busch, und nachdem er, Schweigen gebietend, den Finger auf seinen Mund gelegt und mit einer bedeutsamen Geberde auf die schlafenden Stammesgenossen, auf seinen Tomahawk und auf seinen Schädel gewiesen, zog er sich so geräuschlos, wie er gekommen war, auf seinen Posten zurück. Gottes Engel aber verzeichneten diese Samariterthat in dem Buche des Lebens mit leuchtenden Lettern.

Schon begannen die Sterne zu erbleichen, das Mondlicht wurde matter, und der Morgenwind, der zu einer leichten Brise anschwoll, plauderte recht geschwätzig mit dem Walde und kräuselte den bleifarbenen Spiegel des See's. Da erscholl das Gebell eines Fuchses am Ufer des nördlich gelegenen Eilandes, und zwei Raben stiegen dort krächzend in die Lüfte, als wären sie plötzlich aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Alsdann ward wieder alles still. Aber trotz der scheinbaren Ruhe mußte der Mohawk, der bei den eroberten Canoes Wache hielt, etwas bemerkt haben, was seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte; denn schleunigst schlüpfte er hinter den mächtigen Stamm eines gestürzten Ahornbaumes und lugte scharf nach dem anderen Ufer hinüber, aus dessen Weiden sich ein dunkler Gegenstand, der einem angeschwemmten Baumstamm glich, loslöste und langsam in den Strom hinaustrieb. Je näher die dunkle Masse dem Versteck des Mohawk kam, desto deutlicher erkannte derselbe darin einen Stamm, wie deren jährlich Tausende auf dem St. Lawrence hinabtreiben. Bislang war dieser gewaltige Holzklotz der südöstlichen Strömung gefolgt, welche sich der Insel bis auf kaum achtzig Schritte näherte, dann aber stand er plötzlich still, drehte sich langsam und steuerte in einem stumpfen Winkel dem Landungsplatze der Canoes zu; eine bis jetzt unsichtbare Kraft schien ihn zu lenken.

Da klang der schrille Schrei des Eisvogels über das Wasser, der lauernde Mohawk-Krieger ließ die bereits er-

hobene schußfertige Büchse sinken, und hinter dem Baumstamme wurde jetzt ein schwimmender Mann sichtbar, welcher die Holzmasse mit großer Kraft und Gewandtheit vor sich herstieß. Der Mohawk trat aus seinem Versteck hervor, setzte den Kolben seines Gewehres auf den Boden und schwenkte die linke Hand über dem Kopfe, um dem Schwimmer kund zu geben, daß er sein Signal vernommen und ihn erkannt habe. Jedoch machte er keinerlei Versuch, dem Manne zu Hilfe zu kommen, obwohl es ihm ein Leichtes gewesen wäre. Große Freundschaft hegte er zu dem Schwimmer nicht, sonst hätte er ihn sicherlich nicht ohne Beistand mit der Strömung ringen lassen, und auch sein erklärter Feind konnte er nicht sein, sonst hätte seine Büchse gewiß nicht so lange geschwiegen.

Uebrigens erwies sich der räthselhafte Ankömmling seiner Aufgabe vollständig gewachsen. Mit bewundernswerthem Geschick und genauer Ortskenntniß benutzte er jeden nur vorhandenen Vortheil und schob seinen Baumstamm, auf welchem eine lange, schwere Büchse und ein mächtiges, roh gearbeitetes Pulverhorn mit Bastreifen sorgfältig befestigt waren, so behutsam durch die Fluth, daß auch nicht ein Wassertropfen Waffe und Munition netzte. Er hatte diesen Wasserarm zwischen den Inseln unzweifelhaft schon öfter in der nämlichen Weise gekreuzt und kannte dessen Untiefen sehr genau; denn als er sich dem Ufer bis auf zwanzig Schritte genähert hatte, gab er seinem Stamme abermals eine Wendung, stieß ihn mit einer mächtigen Anstrengung quer durch den hier sehr langsam fließenden Strom [illegible] richtete sich dann plötzlich dahinter auf. Seine Füße hatten Grund gefunden, und das Wasser reichte ihm kaum bis zur Mitte der breiten Brust. Vorsichtig watete er dem Ufer zu, denn die Untiefe war sehr schmal, und bald betrat er das Gestade, wo er sich seiner Waffe und des Pulverhorns versicherte und dieselben mit großer Aufmerksamkeit prüfte. Das Resultat seiner Untersuchung befriedigte den Mann in hohem Grade. Ein

Grinsen flog über sein unschönes, geradezu abschreckendes Gesicht, da er das Wasser aus seinem struppigen, rothbraunen Haar und dem gleichfarbigen dichten, verwilderten Barte drückte, der aussah, als sei er von Zeit zu Zeit mit dem Jagdmesser anstatt mit der Scheere gestutzt worden.

Erst als der Ankömmling in solcher Weise Toilette gemacht hatte, nahm er von dem Mohawk Notiz, der sich auf dem Stamme des Ahornbaumes niedergelassen hatte und ihn anscheinend theilnahmlos betrachtete. Langsam schritt er auf den rothen Krieger zu, setzte sich neben denselben nieder und begann in der Mohawk-Sprache, die er ziemlich geläufig redete: „Die Huronen sind in die Falle gegangen. Wie steht es mit dem Schwarzrock? Er ist doch nicht entkommen?“ Mit einem lauernden Blicke seiner gelb-grauen Augen beobachtete er den Indianer; dieser aber zeigte, ohne ein Wort zu erwidern, auf die Büsche, hinter denen die Gefangenen lagen.

„Gut, sehr gut!“ grinste der Frager und strich mit sichtbarem Behagen an seinem schon stark mitgenommenen ledernen Anzuge hinunter, daß das Wasser abfloß. „Adler ist schlau und tapfer,“ fuhr er nach einer Weile fort, da der Mohawk noch immer schwieg; „wenn er auf Beute lauert, dann entkommt sie ihm nicht. In den Dörfern wird große Freude sein, wenn Adler mit den Gefangenen dort anlangt.“

Als auch auf diese Lobrede keine Antwort erfolgte, und der Indianer nach wie vor stumm vor sich hin starrte, da blitzte des Waldläufers Auge in auflohendem Zorn, aus seinem Gesichte sprach ein tiefer, mühsam verhaltener Groll, und seine Rechte ballte sich krampfhaft. „Die kupferfarbigen Hallunken sind einer nicht besser als der andere,“ murmelte er in dem Jargon seiner Heimat, des damals unter spanischer Herrschaft stehenden Hennegaus; „wenn ich die Bettelfranzosen und ihre schwarzröckigen Glatzköpfe nicht so wüthend haßte, und wenn mich die dicken Mynheers in

Renselaerswyk nicht wenigstens einigermaßen anständig bezahlten, dann rührte ich für die Rothhäute wahrhaftig nicht Arm noch Fuß!"

„Was sagt Rothe Hand?" fragte nun plötzlich der Mohawk, dem trotz seiner Unbeweglichkeit, trotz seines beharrlichen Schweigens und seines stieren, auf den Strom gehefteten Blickes keine Bewegung und kein Wort seines neuen Gefährten entgangen war. Er verstand das Gemisch von Spanisch, Flämisch und Französisch nicht, das der Weiße in seinen struppigen Bart gemurmelt hatte, aber aus dessen Gesichte sprach so unverhohlen ein tödtlicher Grimm, daß der schlaue Wilde recht wohl ahnte, was die fremden Laute bedeuten sollten.

Wie zufällig ließ er die rechte Hand in seinen Gürtel, in welchem Tomahawk und Messer steckten, gleiten und wiederholte dann mit halblauter Stimme seine Frage: „Was sagt Rothe Hand?"

„Die tapferen Mohawks haben einen guten Fang gethan. Aireskoi hilft ihnen. Er hat einen bösen Zauberer in ihre Hände gegeben. Sie müssen den Schwarzrock gut bewachen und dürfen seinen Worten nicht glauben; denn er hat eine krumme Zunge. Der Schwarzrock ist ein mächtiger Zauberer, aber wenn die Mohawks ihn quälen, daß er durch sein Geschrei Aireskoi erfreuet, dann kann er ihnen nicht schaden," log der Henneganer und warf dabei der Schildwache einen Blick zu, der mehr katzenartig als menschlich war.

„Uah!" Staunend und zweifelnd schaute der Mohawk den tückischen Weißen an, der mit hämischer Freude die Wirkung seiner Neuigkeit auf dem Gesichte des Indianers las; denn wie alle Wilden, war auch dieser im höchsten Grade abergläubisch und fürchtete nichts so sehr als Zauberer und böse Geister.

Dieses ‚Uah!' war dem Henneganer ein sicheres Zeichen, daß sein teuflischer Plan durch seine Schilderung des Missionärs wesentlich gefördert ward, und er fuhr deshalb,

sein Eisen schmiedend, nach einer kurzen Pause fort: „Wußte mein rother Bruder nicht, daß der Schwarzrock ein Kind des bösen Geistes ist? Aireskoi haßt ihn und wird sich freuen, wenn Ihr ihn quält. Für jeden Schmerzensschrei, den er ausstößt, werdet Ihr einen neuen Scalp gewinnen. Der Schwarzrock muß am Pfahle sterben, daß Euere Weiber und Kinder lachen, wenn er heult und winselt."

Nach diesen Worten erhob sich der Weiße und wollte dem Lagerplatze zuschreiten, aber der Mohawk vertrat ihm den Weg und sagte sehr entschieden: „Rothe Hand kann jetzt nicht mit Adler reden; Adler schläft. Wenn das große Licht am Himmel steht, dann wird Adler zu Rother Hand kommen. Rothe Hand mag hier auf ihn warten."

Mürrisch setzte sich der Waldläufer wieder auf den Baumstamm und versank in dumpfes Schweigen, und der neben ihm niederkauernde Indianer unterbrach dieses nicht.

Die kurze Morgendämmerung war bald vorüber, und kaum zuckten die ersten Strahlen der Sonne über den goldig angehauchten Wasserspiegel, als die Schläfer erwachten. Mit dem stoischen Gleichmuthe des Indianers, der sich widerstandslos in das Unvermeidliche fügt, hatten die gefangenen und fast ohne Ausnahme verwundeten Huronen der ihnen gegönnten Ruhe gepflegt; sie wußten zudem, daß ihnen Strapazen bevorstanden, zu deren Ueberwindung sie aller Kraft bedürfen würden.

Auch P. Jogues hatte, wenngleich mit häufigen Unterbrechungen, einige Stunden geschlafen und fühlte sich selbst durch diese kurze Ruhe entschieden gestärkt. Nach einem kurzen, stillen Gebet machte er sich auf, um den Leidenden Trost und Linderung zu bringen und ihre Wunden zu reinigen, zu kühlen und neu zu verbinden.

Die Sieger ließen ihn ruhig gewähren, und als Adler sah, daß der Priester die Mohawks mit derselben freundlichen Sorgfalt wie die Huronen behandelte, da blickte er voll Scheu und Staunen auf diesen Schwarzrock, dem er trotz alles Hasses seine aufrichtige Bewunderung nicht ver-

sagen konnte. Er vermochte es nicht zu erfassen, was den seltsamen weißen Mann veranlaßte, auch die Genossen seiner Peiniger so liebevoll zu pflegen, und vergebens suchte er dieses Räthsel zu lösen, als plötzlich der Hennegauer die Büsche zertheilte und in den Kreis trat.

Eine teuflische Freude malte sich auf seinem Gesichte und ließ dasselbe noch weit widerwärtiger erscheinen, als es ohnehin war. Er trat an den obersten Häuptling der Mohawks heran und sagte, auf den Priester weisend, in der Sprache der Wilden: „Adler hat einen guten Fang gethan. Aireskoi hat einen der mächtigsten und schlimmsten Zauberer in die Hände seiner Kinder gegeben, daß sie denselben ihm opfern. Je mehr die Mohawks den Schwarzrock quälen, und je lauter er am Pfahle jammert und winselt, desto größer wird Aireskoi's Freude sein."

Des Häuptlings Auge flammte auf, und lauernd fragte er: „Glaubt Rothe Hand, der Schwarzrock werde meinen verwundeten Braven ein Leid zufügen?"

„Dazu hat er jetzt nicht die Macht, weil Aireskoi sie beschützt. Aber er hat anderes im Sinne. Er will Adler und seine Krieger glauben machen, er sei ihr Freund, und wenn sie sich so betrügen lassen und ihm Glauben schenken, dann wird seine Zauberkunst wieder wirksam sein, und die Mohawks werden es zu spät erkennen, daß sie einen Diener des bösen Geistes entkommen ließen. Auch wird sie dann der Zorn des mächtigen Aireskoi treffen."

„Hat Rothe Hand den Schwarzrock schon gesehen?"

„Nicht nur den Schwarzrock, sondern auch die beiden anderen Bleichgesichter, die dort liegen, kenne ich. Sie sind die Helfer des Zauberers. Die tapferen Mohawks müssen die drei scharf im Auge behalten; denn sie sind klug und glatt wie die Schlangen."

„Wenn Adler eine Schlange in seinen Krallen hält, dann mag sie sich winden, so viel sie will: sie entkommt ihm nicht. Rothe Hand hat ihr Versprechen erfüllt und soll ihren Lohn dafür erhalten."

Der Mohawk-Häuptling sagte dies in so verächtlichem Tone und machte dabei eine so gebieterische Handbewegung, daß der Waldläufer es für gerathen hielt, den übel gelaunten Anführer nicht länger gegen die gefangenen Franzosen aufzuhetzen. Er mußte seitens der Wilden schon öfter eine ähnliche Behandlung erfahren haben; denn er nahm die Abfertigung ruhig hin und zog sich in das Gebüsch zurück, wo er sich in das dürre Laub warf und in seinem heimatlichen Kauderwelsch murmelte: „Spiele nur den Hochmüthigen, Du rother Hallunke! Du sollst schon bezahlen, wenn die Zeit gekommen ist. Bös machen kannst Du mich heute nicht, und wenn Du auch noch so hochmüthig bist. Warte nur, wir rechnen später ab!"

Die beiden Oblaten schliefen noch immer; sie erwachten erst, als P. Jogues sich ihnen nahete, um ihre Wunden zu reinigen und zu kühlen. Inbrünstig beteten sie mit dem frommen Gottesstreiter und legten sich dann auf dessen Rath wieder nieder, um solange der Ruhe zu pflegen, als die grausamen Sieger dies gestatteten. Den Hennegauer hatten sie nicht kommen noch gehen sehen, und auch der Missionär hatte ihn nicht bemerkt, so eifrig war er beschäftigt gewesen.

Sobald der Waldläufer sich entfernt hatte, rief Adler die ihm untergebenen Häuptlinge zu einer Berathung zusammen, die ganz leise geführt wurde. Es mußte dabei sehr viel von dem Hennegauer die Rede sein; denn zu verschiedenen Malen deutete der Anführer auf das Gebüsch, in welches sich der weiße Spion zurückgezogen hatte, — er schien dem Bleichgesichte nicht zu trauen.

Die Berathung mochte wohl eine Stunde gedauert haben, als Adler sich erhob und die Gefangenen zum Verhör vorführen ließ. Er wollte sie namentlich wegen der Pläne der am St. Lawrence angesiedelten Franzosen ausforschen. Auch hoffte er von ihnen zu erfahren, ob nicht die Huronen-Stämme geneigt seien, durch einen gemeinschaftlichen Kriegszug gegen den Irokesen-Bund eine gesicherte Verbindung

zwischen den Ansiedelungen am Huronen- und Nipissing-See und den französischen Niederlassungen herzustellen.

Mehrere Huronen hatten schwere Wunden erhalten und mußten von den Siegern herbeigetragen werden. So war Fittig, ein junger Häuptling, welchen der Missionär ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, durch die Brust geschossen, und als nun zwei Mohawks den Todwunden in den Kreis zerrten, da wandte derselbe sein Haupt nach dem Missionär, der mit blutendem Herzen dieser barbarischen Behandlung seiner Freunde und geistlichen Kinder zusah, und flehete mit matter Stimme um die Spendung der heiligen Taufe: „Mache mich zu einem Kinde Deines großen Geistes, der Seinen Sohn für alle Menschen hat sterben lassen, damit sie glücklich werden, und der böse Geist sie nicht überwältigen kann. Eile, Ondesonk, der Tod kommt!"

Noch hielt der Missionär eine mit Wasser gefüllte Kürbisflasche in der Hand, aus welcher er den Durst der Leidenden gestillt hatte, und als die beiden Krieger den jungen Huronen-Häuptling vor Adler niederlegten, da schritt er furchtlos auf das Bluttribunal der racheschnaubenden Mohawk-Führer zu, wandte sich an Adler und sagte in der Huronen-Sprache: „Du wirst es mir nicht wehren, daß ich den Leidenden Beistand leiste. Ich habe auch für Deine Krieger gesorgt."

Der Angeredete nickte schweigend. Eben beugte der Priester sein Knie, als es neben der kleinen Lichtung in dem dichten Unterholz knackte und krachte, wie wenn ein verfolgter Hirsch hindurchbräche. Erstaunt lauschten Indianer und Weiße, näher kam das Geräusch, und ehe sich einer der horchenden Krieger hatte darüber klar werden können, ob ein Mensch oder ein Thier durch das Gebüsch einherstürme, ward das Gestrüpp hastig zertheilt, und eine hohe, dunkle Gestalt, vor welcher die Mohawk-Krieger wie vor einem Gespenste zurückwichen, sprang in den Kreis.

„Uah!" — „Ahatsistari!" — „Eustachius!" so scholl es von den Lippen der Staunenden.

Hätte Heno der Donnerer den flammenden Blitz aus wolkenlosem Himmel unter die Rothhäute geschleudert, ihr Erstaunen wäre kaum größer gewesen als jetzt, da der gleich sehr gefürchtete und gehaßte, bislang unbesiegte Huronen-Häuptling mitten unter seine Todfeinde trat. Alle hatten geglaubt, er sei seinen Verfolgern entronnen, und sein so völlig unerwartetes Wiederauftauchen war seinen Freunden wie seinen Feinden gleich unerklärlich.

Ohne die Krieger nur eines Blickes zu würdigen, eilte Ahatsistari auf den Missionär zu, warf sich neben demselben auf die Kniee nieder, ergriff mit beiden Händen die ihm entgegengestreckte Rechte des erschrockenen Priesters und stammelte in den tiefen Kehllauten seiner Sprache: „Eustachius hatte seiner Pflicht vergessen, er hatte sein Wort nicht gehalten, das er Ondesonk in dem Dorfe am Nipissing-See gab. Jetzt aber kommt er, um es zu erfüllen. Ondesonk möge verzeihen! Eustachius gelobte dem Herrn des Himmels, zu dem er mit den Bleichgesichtern betet, der gute Vater Ondesonk solle seinen Pfad nicht allein wandern, so lange Eustachius ihm zu folgen vermag; er gelobte, er wolle Ondesonk beschützen und mit ihm alles theilen, was der Große Geist sendet. Eustachius vergaß das und entfloh allein, um seinen Brüdern im Lande der Atignenongak von dem feigen Angriffe der Rothen Wölfe zu erzählen und die jungen Männer zur Rache aufzufordern. Aber ehe noch das große Licht aus dem Lande der Bleichgesichter wiederkehrte, rief der Große Geist ihm zu: ‚Du hältst Dein Wort nicht!‘ und Eustachius kehrte um. Nun bleibt er bei Ondesonk; nun will er mit ihm leben und mit ihm sterben.“

Als das erste Staunen vorüber war, wollten sich mehrere Mohawks auf Ahatsistari werfen; aber eine gebieterische Bewegung Adler's hielt sie zurück, und die Hand an seinem Tomahawk, trat der kampferprobte Mohawk-Häuptling seinem alten Feind entgegen.

Langsam erhob sich der Hurone, richtete sich stolz auf

und sprach zu Adler: „Hier, Mohawk, hast Du die Klimmende Katze! Sie gibt sich in Deine Gewalt. Nimm ihre Waffen: sie wird nicht mehr den Kriegspfad betreten, ihre Tage sind gezählt; denn sie ist bereit, zu sterben."

Mit diesen Worten warf der getreue Hurone seinem Gegner sämmtliche ihm gebliebene Waffen vor die Füße, verschränkte die Arme über der Brust und schauete Adler mit einem so leuchtenden Blicke an, daß derselbe die Augen niederschlug. Er hatte wohl verstanden, was Ahatsistari zu dem Priester gesagt, und in seinem Herzen regte sich ein Gefühl der Menschlichkeit; denn der Indianer weiß Treue wohl zu schätzen. Diese Regung wurde jedoch sogleich von dem verzehrenden Rachedurst erstickt. Dem Namen Ahatsistari's war seit gar manchem Jahre der Schrecken vorausgegangen, und gar mancher Irokese war seinem wuchtigen Tomahawk und seinem sichertreffenden Bogen zum Opfer gefallen. Und nun stand der Gefürchtete entwaffnet da und gab sich selber in die Hände seiner Feinde!

Rasch gewann Adler seine Selbstbeherrschung wieder und winkte einige seiner Krieger herbei. „Meine jungen Männer mögen die Klimmende Katze nehmen," gebot er; „sie wird kein Blut mehr trinken. Meine Krieger sollen ihre Tatzen binden, daß sie nicht mehr kratzt. Der Große Geist hat sich abgewendet von den Frauen, weil sie zu den Bleichgesichtern halten, die Aireskoi zerschmettern möge. Der Große Geist redet nicht mehr zu den Huronen, und sie wissen nicht mehr, was sie thun. Ahatsistari betet mit den Schwarzröcken, er kann nun zeigen, ob er noch das Herz eines Kriegers besitzt, oder ob er ein Weib geworden ist."

Im Nu war der Huronen-Häuptling mit Riemen und Baststreifen gebunden, und P. Jogues hatte sich noch kaum von seinem Schrecken erholt, als der Getreue schon gefesselt neben den übrigen Gefangenen lag. Mit einem tiefen Seufzer wandte sich der Missionär wieder zu Fitiig und vollzog an ihm die heilige Taufe.

Stumm und mit mehr banger als ehrfurchtsvoller Scheu sahen die Mohawks ihm zu. Als der Priester aber die heilige Handlung vollzogen hatte und sich über den Täufling beugte, um dessen Wunde zu netzen und zu kühlen und mit einem Streifen seines Gewandes frisch zu verbinden, da wandte sich Adler an Ahatsistari und sprach: „Klimmende Katze ist ein Krieger, deshalb redet der Häuptling der Mohawks lieber zu ihm als zu dem Schwarzrock. Klimmende Katze sage dem Schwarzrock, daß er auch über meine verwundeten Braven seinen Zauberspruch spreche und auch an ihnen seine Macht übe, damit sie wieder gesund und stark werden."

Da richtete sich der Huronen-Christ, so gut er es vermochte, auf seinen Ellbogen empor — die Hände waren ihm über der Brust zusammengebunden — und sagte mit einem Blicke der tiefsten Verachtung: „Ondesonk ist kein Wakon-Mann, wie Rothe Wölfe glauben, weil ihre Augen blöde sind, und weil der böse Geist in ihnen wohnt. Ondesonk hat aber große Macht von dem höchsten guten Geiste erhalten, den die Mohawks nicht kennen, und wenn er seine Hand ausstreckt gegen die Wolken, dann fährt der flammende Blitz hernieder und zerschmettert seine Feinde. Ondesonk's Großer Geist ist viel mächtiger als Aireskoi, zu welchem die Rothen Wölfe bitten und dem sie blutige Opfer darbringen. Der Schwarzrock hat über Fittig, meinen tapferen Bruder, nicht einen Zauberspruch gesprochen: er hat ihn vorbereitet, daß der Brave den Weg in das Land der glücklichen Seelen finde. Adler und seine heulenden Wölfe sind blind und dumm."

„Klimmende Katze lügt! Adler will sie am Pfahle heulen lassen, und neben ihr soll die schwarze Schlange der Bleichgesichter zischen. Wenn die Macht des Schwarzrockes so groß ist, und wenn sein Großer Geist mächtiger ist als Aireskoi, so mag er Euch beide dann frei machen und das Feuer auslöschen. Klimmende Katze redet zu tapferen Kriegern, die sie nicht erschrecken kann. Adler

und seine Braven lachen über den Schwarzrock. Heno wird ihm nicht gehorchen und wird auf seinen Befehl nicht den zackigen Blitz schleudern."

Mit verächtlicher Geberde wandte sich der Häuptling nach diesen Worten von Ahatsistari ab und begann die übrigen Gefangenen auszuforschen. Er erfuhr jedoch von keinem derselben auch nur das Geringste über die Stärke und die Absichten der Franzosen und ihrer indianischen Verbündeten. Die Huronen hatten nur ein höhnisches Lächeln als Antwort auf alle Fragen, und die beiden Oblaten schenkten dem Mohawk keinerlei Aufmerksamkeit; der Priester aber erklärte, er sei ein Mann des Friedens und wisse nichts von den Kriegsplänen; übrigens habe er stets zum Frieden gerathen und sei auch überzeugt, daß weder die Franzosen noch die Huronen gegen die Irokesen zu Felde ziehen würden, wenn diese nicht den Frieden brächen, wie sie es jetzt gethan.

Zornig gebot Adler ihm Schweigen und wechselte einige leise geflüsterte Worte mit den Häuptlingen, die in seiner Nähe saßen. Da trat der Hennegauer, der im nahen Gebüsch auf der Lauer gelegen, ungerufen und unerwartet in den Kreis.

Wüthend blickte Adler zu dem Zudringlichen empor; der ließ sich jedoch nicht beirren, sondern begann in seinem indianischen Kauderwelsch: „Wenn die Huronen-Hunde und die Bleichgesichter nicht reden wollen, so will ich es für sie thun. Die Franzose werden dem schwarzröckigen Glatzkopf keine Soldaten nachschicken. Aber die entkommenen Huronen werden in ihren Dörfern ein großes Geschrei erheben und alles auf die Beine bringen, was einen Bogen spannen und einen Tomahawk schwingen kann. Ehe der Mond wieder rund wird, hat Adler jedoch nichts von ihnen zu fürchten; denn es ist sehr weit bis ins Land der Huronen."

„Wie viele Huronen-Fährten zählte Rothe Hand?" fragte Adler mürrisch.

„Vier; eine war sehr kurz, denn als ich sie fand, da saß ich auch dem Kerl, von welchem sie herrührte, dicht auf den Fersen, und gleich darauf lag er still in seiner Spur. Der weiße Bruder des tapferen Adler hat ein Feuerrohr, das nie fehlt. Der große Häuptling der Mohawks möge den Scalp im Rauche seines Wigwams aufhängen!"

Der Hennegauer griff bei diesen Worten in seine Kugeltasche und brachte eine noch vom Blute nasse Kopfhaut zum Vorschein, die er dem Häuptlinge darbot. Dieser aber stieß die Trophäe verachtungsvoll zurück und entgegnete stolz: „Adler dörret keinen Scalp, den er nicht selbst genommen hat! Die Todten gehören den Geiern!"

Der Waldläufer biß sich auf die Lippen, steckte den Scalp wieder ein und knirschte in seinem französisch-flämisch-spanischen Jargon: „Die Mühe hätte ich mir sparen können! Werde mir's für die Zukunft merken. Verdammter Bettel! Für das Stück Huronen-Fell, das ich dem winselnden rothen Teufel vom Schädel zog, auch nicht mal einen Dank zu bekommen! Wart' nur, Hallunke, das schneid' ich Dir aufs Kerbholz!" Dann aber wandte sich der schlaue Bursche wieder in der Mohawk-Sprache an Adler und sagte mit einem hämischen Grinsen: „Adler hat die Wahrheit gesprochen, der Schwarzrock hat eine krumme Zunge, und dieser Hurone hier lügt auch!"

Blitzschnell war Ahatsistari, auf welchen der Hennegauer bei diesen Worten wies, auf den Füßen. Seine Fesseln schienen ihn kaum zu hindern. Sich weit vornüber beugend, starrte er dem Weißen ins Gesicht und sagte mit dumpfer, zornbebender Stimme: „Blutige Hand!"

„Kennst Du mich noch, falsche Katze? Hast's also doch noch nicht vergessen, wie Du mich gleich einem Hunde aus Deinem Dorfe gejagt hast, da ich Euch Lumpen Gutes thun und Euch vor den Schwarzröcken warnen wollte!"

„Die Rothen Wölfe kennen Blutige Hand noch nicht. Adler jagt mit einer Krähe zusammen," erwiderte der Huronen-Häuptling mit stolzer Verachtung.

„Fauche nur, Klimmende Katze! Vor Deinen Krallen bin ich sicher," grinste der Waldläufer.

„Jean Bouffet!"

Erschreckt wandte sich der Hennegauer um und blickte in das flammende Auge René's, der nun, auf des Priesters Arm gestützt, vor ihm stand. „Goupil!" murmelte der tückische Weiße, der sichtbar erbleichte.

„Ja, Goupil, der Dich Galgenvogel kennt, wo immer er Dich trifft!" rief der junge Franzose; „wie hast Du Dich mit den Gerichten in Quebec abgefunden, Du Mörder?"

„Ha! da bin ich ja in ein ganzes Nest schwarzer Schlangen gerathen! Zischet mich nur an! Es ist dafür gesorgt, daß Ihr nicht mehr beißt!" knirschte der entlarvte Verbrecher, und seine nervige Faust umspannte krampfhaft den Griff seines Jagdmessers, während ein teuflisches Grinsen sein Gesicht verzerrte.

„Stoß zu, Jean Bouffet, stoß zu! Auf einen Mord mehr kommt es Dir ja nicht an, Du feiger Bandit!" Der Oblat richtete sich mit Aufbietung aller Kraft stolz empor, trat furchtlos an den Waldläufer heran und blickte ihm mit verächtlichem Lächeln in das wuthsprühende Auge.

Da ließ der Hennegauer den Messergriff los und knirschte: „Nein, Knäblein, so dumm ist der wilde Jean denn doch nicht. Meine Freunde, die Mohawks, würden mir's schlecht danken, wollte ich ihnen dadurch den Spaß verderben, daß ich Dich niederstieße. Nein, Bübchen, solch einen Gefallen thu' ich Dir nicht. Du sollst mit dem Kuttenträger und der pustenden Katze da und mit dem anderen Gesindel, das wir mit Euch erwischten, hübsch langsam am Pfahle braten, das macht sich besser."

„Blutige Hand ist nicht einmal eine Krähe, Blutige Hand ist ein räudiger weißer Hund. Adler möge sich hüten! Blutige Hand hat viele Zungen und wird einst die Mohawks verrathen, wie er uns verrathen hat," nahm nun Ahatsistari wieder das Wort.

„Weißt Du rother Jesuitenschädel das so ganz gewiß?

Schimpf' nur immer darauf los, klimmende Katze! Bald kannst Du zeigen, was Du bei den Glatzköpfen gelernt hast. Am Pfahle erhältst Du ja eine herrliche Gelegenheit, all den Singsang herzuplärren, welchen der Schwarzrock Dir eingepaukt hat. Ich werd' es nie vergessen, wie Du mich damals heruntergemacht, als ich den Fuchs auf dem Gestell abbalgte, das der Glatzkopf einen Altar nannte: damals gab ich dem keifenden Pfaffen eine Ohrfeige, daß er Jetermordio schrie, und Du sagtest mich dafür zum Tempel hinaus — Blutige Hand hat Dir rothhäutigem Schuft das nie vergessen!"

„Jean Bouffet, und Du hast hoffentlich auch noch nicht vergessen, was den Gottlosen erwartet!" ließ sich nun der Missionär vernehmen.

„Bleib' mir mit dem erlogenen Gewäsch vom Leibe, Pfaff! Es gibt keinen Gott und keinen Teufel, keinen Himmel und keine Hölle! Als ich noch ein Kind war, da konnte man mir dergleichen wohl weiß machen, aber ich glaube schon lä gst nicht mehr daran. Schwatze nicht mehr solches Zeug, Pfaff, oder ich stopfe Dir Dein Mundwerk für alle Zeiten!" tobte der Hennegauer, welchen des Priesters Mahnung in eine wahre Raserei zu versetzen schien, und griff abermals nach dem Messer

Bisher war Adler ein stummer Zeuge dieser Scene gewesen, jetzt aber fiel er dem Wüthenden mit festem Griff in den Arm und sagte mit eisiger Kälte: „Rothe Hand hat kein Recht auf die Gefangenen. Rothe Hand mag seinen Lohn in Adler's Dorfe holen; die Biberfelle findet er dort abgezählt."

Das war zu viel für den Verräther, welcher den Missionär und seine Begleiter thatsächlich um den Blutlohn von etlichen Fellen in die Hände ihrer erbarmungslosen Feinde geliefert hatte. Mit einem wilden Fluche stieß er den massigen Kolben seiner langen Büchse auf den Boden und brüllte: „Rothe Hand wird mit Dir abrechnen, Adler, darauf verlaß Dich!"

Dann aber kehrte seine Besonnenheit rasch wieder. Wie eine Feder warf er die schwere Waffe über die Schulter, streckte Adler seine sehnige Hand entgegen und sagte mit erzwungener Ruhe: „Adler ist ein weiser Häuptling, und er redet die Wahrheit. Er möge mit den Gefangenen thun, was er will: Rothe Hand hat kein Recht auf sie."

Zögernd und mit schlecht verhehltem Widerwillen schlug der Mohawk ein; denn er fürchtete den wilden Gesellen mit der nie fehlenden Büchse, der keinem Indianer an Schlauheit nachstand. Noch einen Blick voll grimmen Hasses warf der Waldläufer auf die Gefangenen, dann aber schritt er dem Innern der Insel zu, um alsbald in deren Hochwald zu verschwinden.

4. Gnadenrath.

Als Adler erkannte, daß er von den Gefangenen weder über die französischen Ansiedler noch über die Huronen irgend welche Auskunft erhalten konnte, beschloß er, sofort Vorkehrungen zur Rückkehr in die Dörfer seines Stammes zu treffen, und schritt zur Vertheilung des Beuterestes. Der Sitte seines Volkes gemäß nahm er, als der oberste Häuptling, nichts von dem in seine Hände gefallenen Gepäck, sondern begnügte sich mit Ahasistari's Waffen, die aus einem Bogen nebst Köcher und wenigen Pfeilen, einem Tomahawk und einem Messer bestanden. Die Meßgewänder, welche der Missionär mit sich führte, wurden zusammen mit dessen Büchern nach kurzer Besichtigung wieder in den kleinen Lederkoffer gepackt, welchem man sie entnommen hatte; denn die Mohawks hielten das alles für die Ausrüstung eines Zauberers, als welcher P. Jogues ihnen noch immer galt; über die sonstigen Beutestücke entschied das Loos.

Darnach vertheilte Adler die Gefangenen, welche dem Brauche nach für das Eigenthum derjenigen Krieger hätten erklärt werden sollen, welche sie überwunden und entwaffnet hatten. Dieses Mal wurde jedoch von dieser Regel

theilweise abgewichen, da erst der große Rath der Mohawks über das Schicksal der gefangenen Franzosen aburtheilen sollte. Ahatsistari erhielt keinen Herrn; denn er sollte dem Kriegsgötzen Aireskoi geopfert werden. Der Priester fiel vorläufig dem nämlichen Wilden, welcher ihn am Abend zuvor am meisten gemartert hatte, als Sclave zu, und auch die beiden Oblaten wurden ihren schlimmsten Peinigern übergeben. Die beiden schwer verwundeten Huronen-Krieger, Starke Hand, dessen zerschossenes Bein bereits brandig zu werden begann, und Fittig, der nur mehr mühsam athmete, konnten nicht wohl transportirt werden und wurden auf einen bedeutsamen Wink Adler's in das Gebüsch zurückgeschleppt. Wenige Minuten später hingen ihre blutriefenden Scalps an den Gürteln zweier Mohawks, deren Tomahawks dem irdischen Leiden der treuen Gefährten des Missionärs ein Ende gemacht hatten.

Von Grausen erfüllt, wandten sich die beiden Oblaten ab, als sie dieser gräßlichen Siegeszeichen ansichtig wurden; P. Jogues aber blieb unerschüttert und flüsterte Gebete für die Seelen der Gemordeten. Ahatsistari schaute, von ohnmächtigem Grimm erfüllt, eine Weile starr vor sich hin; als aber sein Blick dann auf den betenden Priester fiel, da faltete auch er die gefesselten Hände, und wie er für die erschlagenen Getreuen zu Gott flehte, verloren seine Züge ihren starren, harten Ausdruck, und der Groll schwand aus seinem Herzen.

Noch blieb Onduterraon's Schicksal zu entscheiden, und der Greis wurde seinen unerbittlichen Richtern vorgeführt. Der starke Blutverlust hatte ihn sehr ermattet, aber er suchte seine Schwäche zu verbergen, verbiß den heftigen Schmerz, welchen ihm sein völlig zerschmetterter rechter Oberarm verursachte, und trat hochaufgerichtet vor Adler hin. Dieser betrachtete ihn eine Weile fast wie mitleidig; dann fragte er: „Wird der Atignenongak-Krieger, auf dessen Haupt der Schnee von vielen Wintern liegt, Adler folgen können in die Dörfer der Mohawks?"

Schweigend schüttelte der Alte sein greises Haupt und entgegnete: „Onduterraon kann seinen Freunden nicht mehr nützen, er will deshalb zu dem Großen Geiste der Bleichgesichter gehen, der über den Wolken wohnt, und den die Mohawks nicht kennen."

„Will Onduterraon mir sagen, ob der Schwarzrock hier wirklich ein großer Zauberer ist?" forschte Adler.

„Ondesonk ist kein Zauberer, aber Ondesonk hat große Macht von dem wahren Großen Geiste erhalten, und wenn er darum bittet, dann zerschmettert der Große Geist seine Feinde. Adler vergesse das nicht und gebe Ondesonk frei!"

„Dann meint Onduterraon also, ein Mohawk-Häuptling fürchte den Schwarzrock und seinen Großen Geist. Adler wird ihm beweisen, daß er über den Franzese lacht!" Damit erhob sich der Häuptling und versetzte dem Priester, der dieser Mißhandlung nicht gewärtig war, einen solchen Faustschlag in das Gesicht, daß er taumelte und auch wohl zu Boden gestürzt wäre, wenn nicht der verwundete Greis ihn in seinem unversehrten linken Arme aufgefangen hätte.

Jetzt flammte das Auge des Greises, und mit wuthbebender Stimme, die fast wie ferner Donner klang, rief er: „Adler, Du bist nicht aus dem Geschlechte, dessen Namen Du trägst: Du bist aus dem Ei eines kreischenden Spechtes gekrochen! Deine Zunge ist geschwätzig, wenn keine Gefahr droht! Die Atignenongak haben nur dann Deinen Schlachtruf gehört, wenn Du sie überfielst wie ein feiger Wolf, und wenn Du eine große Schaar Deiner Krieger bei Dir hattest. Onduterraon hat nie Dein Gesicht im Kampfe gesehen, aber er sah Dich vor Ahatsistari fliehen, wie der Hasch vor dem Jäger. Er hat Dein Geschrei vernommen, wo kein Tomahawk Dich erreichen konnte. Deine Stimme tönt laut wie die des Ochsenfrosches, aber Deine Arme sind schwach wie die einer Squaw, und Dein Herz ist so klein, daß kein Pfeil es finden kann, — Adler, Du bist nicht, was Dein Name sagt: Du bist der feigste aller Rothen Wölfe!"

Als der Alte hochaufgerichtet dastand, den Priester mit seinem unversehrten Arme umschlingend, und mit blitzenden Augen also zu seinem Besieger redete, da mahnte seine Erscheinung mächtig an die christlichen Helden des alten Rom, die selbst ein Nero nicht einzuschüchtern vermochte. Sein Antlitz strahlte in seltsamem Glanze, sein langes, straffes, fast schneeweißes Haar hing in dichten Strähnen über den musculösen Nacken herab.

Adler erwiderte nicht eine Silbe auf die Donnerworte Onduterraon's, und als dieser nach einer kleinen Pause seine Antwort erhielt, da streckte er die Linke hoch gen Himmel empor und fuhr mit lauter Stimme und einer staunenswerthen Beredsamkeit fort: „Adler, der Große Geist sieht und hört alles. Er weiß auch, was wir denken. Er hat gesehen, was Du und Deine Krieger gethan. Zu Ihm sind die Seelen der Braven gegangen, die Deine Krieger soeben dort im Gebüsch erschlugen. Zu Ihm geht auch Deine, geht auch meine Seele; von Ihm hören wir einst beide, ob wir auf Erden uns Lohn oder Strafe verdient, ob wir in das Land der Glückseligen einziehen dürfen, oder ob Er uns für immer an den Ort der Qual sendet. Adler, hier steht der alte Onduterraon vor Dir ohne Furcht und ohne Zagen: sein Herz hat nie gebebt und laut geschlagen, wenn sein Leben gefährdet war. Nun aber steht er am Ziele seiner Jahre, der nächste Schritt wird ihn aus dem Lande der Körper in das Land der Seelen führen. Vermagst Du auch nicht zu begreifen, woher Onduterraon alles weiß, was er hier zu Dir redet, so glaube doch seinen Worten, denn er redet die Wahrheit. Der einzige wahre Große Geist, vor welchem die Atignenongak mit den Schwarzröcken ihre Kniee beugen, — dieser einzige wahre Große Geist wird Sich von den Mohawks abwenden, und Sein Zorn wird über sie kommen, wenn ihre Herzen Seinen Worten, die Er durch den Mund der Schwarzröcke redet, verschlossen bleiben. Der Große Geist ist überall: Er ist auch hier unter uns. On-

duterraon fühlt Seine Nähe und beugt Sein Haupt vor dem Unsichtbaren und Allmächtigen, und nun wird es hell um ihn, und staunend, schauernd schauet das Auge in weite Ferne. Horch auf, Adler, denn es erfüllt sich jedes Wort, das mein Mund Dir jetzt verkündet! Um Onduterraon lichtet sich der Wald. Er schauet ungeheuere Felder und große Dörfer, in denen Bleichgesichter wohnen, die weit her über das große Wasser gekommen. Er sieht, wie die Bleichgesichter sich vermehren, gleich dem Grase auf der Prärie und den Bäumen im Walde. Ihre Donnerwaffen tragen den Tod unter die Mohawks. Sie werfen den Feuerbrand in deren Dörfer. Sie vergiften die Rothen Männer mit ihrem Hauch und stürzen sie ins Verderben durch ihr Feuerwasser. Onduterraon sieht, wie die Rothen Wölfe, aus ihren Wäldern aufgescheucht, dem großen Lichte folgen, das den Tag bringt, und wie sie in einem fernen Lande arm und elend umherstreifen. Sie haben keine Jagdgründe mehr und müssen betteln bei den Bleichgesichtern, die ihnen Tod und Verderben gebracht. Adler, Du hast mit friedlichen Männern Krieg geführt, Du hast sie überfallen und gemartert, Du hast ihr Blut vergossen: Du bist eine Schande Deines Stammes! Onduterraon wird Dir nicht in die Dörfer als Gefangener folgen, er wird da sterben, wo sein Schlachtruf zum letzten Male erklungen, wo die Rothen Wölfe nach seinem Blute gelechzt. Die Donnerwaffen Deiner Krieger haben Onduterraon's Arm zerbrochen, und langsam fließt das Leben aus der Wunde. Der Große Geist hat es so gelenkt, und Onduterraon dankt Ihm dafür. Die Mohawks haben keine Macht über Onduterraon; denn der Herr des Lebens ruft ihn, und bald, sehr bald geht er in das ferne Land, wohin kein Schlachtschrei dringt, und wo der Frieden wohnt. Glaube nicht, Adler, daß Onduterraon Dir zürnt! O nein, er hat Mitleid mit Dir; denn Du bist blind, und der Große Geist hat Deinen Sinn verwirret, weil Du Seine Kinder verfolgst, die Ihn erkennen und zu Ihm beten. Ondu-

terraon will für Dich den Herrn des Lebens bitten, daß Er Dir nicht mehr zürnt. Laß ab von den Männern des Friedens und bedrohe nicht mehr ihr Leben! Onduterraon hat gesprochen."

Der achtzigjährige Greis ließ langsam den erhobenen Arm sinken, und verhüllte mit seiner dürren, sehnigen Hand das Gesicht. Die Krieger verharreten noch immer in dumpfem Schweigen: der Hurone stand da als der Verkünder ihres Urtheils und nicht als ihr Gefangener. Sein Seherblick hatte sie mit Scheu erfüllt, seine prophetischen Worte hatten einen gewaltigen Eindruck gemacht, und Adler schämte sich dessen.

Bewegungslos hatte der Mohawk-Häuptling der Rede des Alten gelauscht, jetzt kam aber wieder Leben in seine Gestalt. In ihm regte sich die alte Wildheit, seine Augen glüheten wie jene des Panthers, der nach dem Blute seines Opfers lechzt, seine breite Brust wogte. Langsam erhob er sich, und wie mechanisch ergriff er das in seinem Gürtel steckende Schlachtbeil.

Onduterraon nahm die Hand von seinem Gesichte, sandte einen leuchtenden Blick gen Himmel, schaute dann seinen Besieger einen Augenblick ruhig an und senkte, des Todesstreiches gewärtig, stumm das greise Haupt. Aber der Tomahawk des Mohawk fiel nicht vernichtend auf ihn nieder: der wilde Häuptling bezähmte seinen Zorn, steckte die blutbefleckte Waffe wieder in seinen Gürtel, streckte die unbewehrte Hand gegen den kühnen Sprecher aus und sprach in den tiefen Kehllauten seines Volkes, die der mühsam unterdrückte Zorn wie ein heiseres Krächzen ertönen ließ: „Die alte Krähe der Huronen kann keinen Krieger erschrecken. Sie würde die Squaws der Mohawks mit ihrem Geschrei taub machen, wenn sie am Pfahle sterben sollte. Sie hat ihre Zunge vergebens gebraucht. Adler hat ihr sein Ohr verschlossen. Onduterraon gehe hin in das Land der Seelen, das sein Schwarzrock ihm verheißen hat, er gehe hin und suche es, aber er wird es nie finden.

Die glücklichen Jagdgründe sind ihm verschlossen; denn er hat sich abgewendet von dem Großen Geiste der rothen Männer, und er ist nicht mehr dessen Kind. Seine Reden und seine Thaten waren böse, das Auge des alten Huronen ist blöde geworden, und in seinem Kopfe ist das Licht erloschen. Wer von meinen Kriegern hat die Flügel der grauen Krähe zerbrochen, und wer hat sie gefangen? Er trete vor und mache sie stumm! Er nehme Onduterraon's Scalp und gebe sein Fleisch den Fischen zur Speise!"

Grinsend trat einer der Mohawks vor und zog sein Messer; wilde Mordlust brannte aus seinen Augen, und schon wollte er sich auf sein Opfer stürzen, als P. Jogues ihm entgegentrat und seinen Täufling mit dem eigenen Leibe deckte. „Der Große Geist wird jeden Tropfen Blutes von Euch fordern, das Ihr vergießt! Zittert vor der Rache des lebendigen Gottes!" rief er laut und drohend dem Mohawk zu, der scheu vor ihm zurückwich.

„Verkriechen sich meine Krieger vor einer schwarzen Schlange, die nur zischen kann?" brüllte Adier, den nun die Wuth übermannte; und mit nervigem Arm schleuderte er den erschöpften Priester zurück, daß dieser sich taumelnd an einem Baume halten mußte, um nicht zu Boden zu sinken.

Rasch raffte sich jedoch d. Mißhandelte auf, streckte beide Hände flehend gen Himmel und rief: „O Du mein starker Gott, soll solche Missethat vor Deinem Auge geschehen? Erbarme Dich unser, und wenn es sein kann, laß diesen Kelch an uns vorübergeh'n!"

Diese Gelegenheit benutzte der Krieger, den sein Häuptling zum Henker erkoren, und stieß dem Greise sein Messer bis ans Heft in die linke Brust. Einen Augenblick blieb der tödtlich Getroffene noch regungslos stehen, dann überflog seinen riesigen Körper ein convulsivisches Zittern, und lautlos stürzte er in dumpfem Falle zusammen.

Der Mörder stieß einen gellenden Triumphschrei aus und warf sich auf den Gefallenen, um ihn zu scalpiren.

Da schrie der Missionär laut auf vor Entsetzen, in namenlosem Schmerze rang er die Hände, wieder rief er den Allmächtigen um Beistand an, und wie wenn Gott ihm ein Zeichen sende, daß Seines Dieners Gebet zu Ihm gedrungen sei, zuckte plötzlich ein greller Blitz vom Himmel hernieder, den ein betäubender Donnerschlag begleitete; in den Lüften aber prasselte und krachte es, als stürze das Firmament ein, und kaum fünfzig Schritte von der Mordstätte entfernt ward eine mächtige Eiche von dem Wetterstrahl bis in ihre Wurzeln zerrissen.

Heulend stoben die Mohawks auseinander, und die Huronen blickten staunend auf den Jesuiten, der, wie sie glaubten, den Blitz auf ihre Feinde herunterbeschworen hatte. Sieger und Besiegte waren gleich sehr bestürzt. René Goupil und Guillaume Couture lagen betend auf den Knieen; P. Jogues jedoch stand tief ergriffen da und dankte dem Allmächtigen aus übervollem Herzen.

Der Regen rauschte in Strömen hernieder und brachte den Verwundeten Linderung. Das Gewitter jedoch, das so unvermerkt aufgestiegen, schien sich in diesem einzigen, furchtbaren Schlage entladen zu haben. Wohl wetterleuchtete es noch eine Zeitlang, bald aber zerriß das Gewölk, der Regen ließ nach, und die Sonne strahlte wieder am azurblauen Himmel.

Das Entsetzen der Mohawks schwand, sobald sie sahen, daß der Schwarzrock seine Gebete beendet hatte und seine Aufmerksamkeit wieder den Verwundeten zuwandte. Die Sonne hatte inzwischen den Zenith überschritten, und Adler drängte zur Abfahrt. Der umsichtige Häuptling trug nach Kräften dafür Sorge, daß die Spuren des Kampfes verwischt wurden, und ließ zu diesem Zwecke die Leichen der Gefallenen und Gemordeten mit Steinen beschwert in den Strom versenken, — eine Arbeit, die indeß manche Stunde in Anspruch nahm. Der Nachmittag war daher bereits zur Hälfte verstrichen, als die Canoes vom Gestade in das Wasser geschoben und bemannt wurden. Alle stärker

beschädigten Rindenkähne der Huronen wurden vernichtet, von den noch wohl erhaltenen dagegen brachten die Mohawks diejenigen, deren sie nicht bedurften, in einer versteckten Bucht nahe der Mündung des Irokesen- (des heutigen Richelieu oder Sorel-) Flusses unter, welcher sich von Süden her in den St. Lawrence ergießt.

Vor Anbruch der Dämmerung hatten die Sieger mit ihrer Beute und ihren Gefangenen den St. Petri-See verlassen, und vereinzelte Geier, die über der Wahlstatt nach Leichen späheten, waren die einzigen lebenden Wesen, die noch Kunde von dem blutigen Kampfe gaben. Adler wußte, daß noch ein anderer Kriegertrupp seines Stammes in der Gegend schweifte, und um auch ihm von seinem Siege Nachricht zu geben, hatte er diese in die Rinde einiger der mächtigsten Bäume in jener primitiven Bilderschrift der Indianer eingraben lassen. Dort wurde der Bericht nach mehreren Jahrzehnten von weißen Jägern aufgefunden, und die französischen Behörden in den Ansiedelungen ließen auf dem Kampfplatze zum Gedächtniß der Qualen, welche der todesmuthige Gottesstreiter daselbst mit seinen wackeren Genossen hatte erdulden müssen, ein hölzernes Kreuz errichten, das jedoch der Zahn der Zeit längst schon zernagt hat. Auch die Baumriesen mit der Bilderschrift der wilden Mohawks sind längst gestürzt und vermodert. Wo der tückische Ueberfall stattgefunden, da hat der Pflug seit mehr denn einem Menschenalter den einstigen Waldboden gebrochen, und die fleißigen, friedlichen Menschen, die dort wohnen, ahnen nicht, was sich auf ihren fruchttragenden Heimstätten einstmals ereignet.

5. In Rensselaerswyk.

An der Stelle, wo heutzutage Albany, die Hauptstadt des Staates New-York sich erhebt, hatte um das Jahr 1615 ein reicher Amsterdamer Kaufmann namens Rensselaer eine Niederlassung gegründet, die nach ihm Rensselaerswyk genannt ward. Ein niedriges verpallisadirtes

Erdwerk, mit fünf Feldgeschützen armirt, das den stolzen Namen Fort Oranien führte und eine Besatzung von einigen Compagnieen Fußvolk umschloß, deckte die kleine Niederlassung, die zu jener Zeit etwa hundert Colonisten zählte. Einige Jahre zuvor hatte das Volk der Mohikaner, das unterhalb Renselaerswyk auf beiden Ufern des Hudson wohnte, mit den Irokesen eine blutige Fehde bestanden; die Holländer hatten dabei Partei ergriffen und den Mohawks, ihren nächsten Nachbarn vom Irokesen-Bunde, welche in dem Mohawk-Thale hausten, so schwere Niederlagen beigebracht, daß dieselben ferner keine Lust mehr bezeigten, mit den südlich von ihnen angesiedelten Bleichgesichtern einen Streit vom Zaune zu brechen.

Die niederländischen Colonisten waren, wie bekannt, Anhänger Calvin's und daher ausgesprochene Gegner der katholischen Kirche; sie haßten deren Missionäre auch deshalb, weil diese furchtlos als die Pionniere der wahren Civilisation das Indianer-Gebiet am St. Lawrence und an den großen See'n durchzogen und dort zahlreiche Niederlassungen gründeten, in denen die Niederländer mit richtigem Blicke die Anfänge französischer Colonieen erkannten. Noch lag indessen zwischen den holländischen und den französischen Niederlassungen ein weites, unwegsames Gebiet, welches von den Irokesen beherrscht wurde, und so lange dieser indianische Völkerbund, der fünf mächtige Stämme umfaßte, den Franzosen feindselig entgegentrat, bildete er ein starkes Bollwerk für die Niederländer und stellte sie davor sicher, daß ihre in Akadien [1]) und am St. Lawrence-Strome ansässigen europäischen Rivalen ihnen gefährlich werden und Abbruch thun konnten. Schlossen sie daher mit den unbändigen Mohawks und deren indianischen Bundesgenossen auch nicht gerade ein offenkundiges Bündniß, so leisteten sie denselben doch im geheimen allerlei Vorschub und versorgten sie mit Feuerwaffen, die ihnen

[1]) Auch Neu-Schottland genannt; das jetzige Canada umfaßt das eigentliche Neu-Frankreich jener Zeit.

gegenüber den Bogen und Pfeilen der Huronen ein großes Uebergewicht gaben. So suchten sie mittelbar der Ausdehnung der französischen Colonieen ein Ziel zu setzen und die von verschiedenen Geschichtschreibern vertretene Ansicht, daß die protestantischen Mynheers es auch an Hetzereien bei den stets kriegslustigen Mohawks nicht fehlen ließen, entbehrt leider nicht aller Begründung.

Der Waldläufer aus dem Hennegau wußte das alles und zweifelte nicht daran, daß er sich in Renselaerswyk einen bedeutenden Stein ins Brett setzen werde, wenn er dorthin die Nachricht von der Gefangennahme des P. Jogues und seiner Gefährten trage und gleichzeitig sein Verdienst an der Niederlage dieser französischen Missions-Expedition bekannt mache. Deshalb hatte er sich nach der derben Abfertigung, welche ihm Adler auf der Insel im St. Petri-See zu theil werden ließ, sofort nach Renselaerswyk aufgemacht, und da ihm der kürzeste Weg dorthin wohl bekannt war, dasselbe noch vor der Rückkehr der siegreichen Mohawks in ihre Dörfer erreicht.

Sein Erscheinen in der Ansiedelung erregte kein Aufsehen; denn er war dort allbekannt, und die Colonisten hielten ihn für einen Jäger und Fallenfeller, weil er ihnen öfter Felle zum Verkaufe anbot. Er war schon seit manchem Jahre nach Renselaerswyk gekommen und hatte zur Zeit des Irokesen-Krieges als Kundschafter im Dienste der holländischen Colonial-Regierung gestanden. Man traute ihm jedoch nicht recht und munkelte mancherlei über seine geringe Zuverlässigkeit. Einer der Ansiedler hatte ihm sogar einmal ohne Umschweife gesagt, er sei ein Verräther und halte es bald mit den Weißen und den Mohikanern und bald mit den Mohawks, je nachdem er seinen Vortheil dabei fände. Diesen Kühnen hatte man jedoch bald darauf im Walde erschossen gefunden, und dann hatte sich der Hennegauer eine geraume Zeit nicht mehr am Hudson blicken lassen. Die Mohikaner betrachteten ihn als ihren erklärten Feind und hatten ihm den Tod geschworen.

Heute blieb er nicht, wie er sonst zu thun pflegte, bei diesem oder jenem Ansiedler, dem er begegnete, stehen, um zu plaudern und Neuigkeiten auszutauschen, sondern er begab sich unmittelbar nach dem Fort und begehrte, vor den Commandanten Arendt van Curler geführt zu werden, dem er wichtige Mittheilungen zu machen habe. Sein Gesuch ward ihm auch bewilligt, und van Curler ließ ihn sofort zu sich bescheiden.

Die Commandantur befand sich in dem einzigen Steingebäude der Ansiedelung, das, mit Gräben umzogen und mit Schießscharten versehen, außerhalb des Forts errichtet war und den einzigen Zugang zu diesem deckte. Ein Rottenmeister führte den Waldläufer dorthin, und nachdem letzterer einige Minuten am Thore gewartet hatte, hieß eine Ordonnanz ihn eintreten.

Arendt van Curler, ein stattlicher Kriegsmann im Hochsommer des Lebens, saß an seinem geräumigen Arbeitstische und war in das Lesen eines Schreibens vertieft, das ihm ein Schiffer von Neu-Amsterdam [1]) gebracht hatte. Dasselbe trug das Siegel und die Unterschrift des Gouverneurs Wilhelm Kieft und betraf eine Beschwerde der französischen Regierung, welche die holländischen Behörden dringend ersuchte, den Indianern fernerhin keine Waffen mehr zukommen zu lassen. Der Gouverneur hatte noch eigens bemerkt, auch die Generalstaaten erkännten die Gefahr, welche ihren amerikanischen Colonieen daraus über lang oder kurz erwachsen müsse, wenn man dem Waffenhandel nicht steuern würde, und den Commandanten des Forts Oranien aufgefordert, sofort energische Maßregeln zu ergreifen und das fernere Verabfolgen von Pulver, Blei und Gewehren an die Indianer irgend eines Stammes bei strenger Ahndung zu verbieten.

Diese gemessene Ordre machte dem Commandanten viel Kopfzerbrechens. Daran lag ihm freilich nicht viel,

---

[1]) New-York.

den Hausirern, welche von Zeit zu Zeit nach den Indianer-Dörfern zogen, um Felle einzuhandeln, den Verkauf von Feuerwaffen und Munition zu verbieten; was sollte er jedoch den Rothhäuten entgegnen, welche ihre Jagdbeute nach Renselaerswyk zu bringen pflegten und dort bislang ohne Weigerung mit allem, was sie im Austausch forderten, versorgt worden waren? Van Curler kannte den wilden, unbändigen Sinn der Mohawks und fürchtete gewiß nicht ohne Grund, daß eine stricte Ausführung der ihm vorliegenden Ordre leicht zu bösen Streitigkeiten, wenn nicht zu einem Kriege, mit den noch immer sehr mächtigen Irokesen führen könne, welcher die Colonie in die größte Gefahr stürzen mußte.

Sinnend saß er da und bemerkte kaum das Eintreten des Waldläufers, der sich ohne Umstände auf eine Bank bei der Thüre setzte und geduldig wartete, bis der Feldhauptmann die Audienz zu eröffnen beliebe. Das that dieser denn auch sehr bald, indem er sich ziemlich barsch nach dem Begehr des heute höchst unwillkommenen Hennegers erkundigte. „Was führt Euch nach Renselaerswyk, Jan?“ fragte er, ohne von dem Schreiben in seiner Hand aufzusehen.

„Allerlei, gestrenger Herr Feldhauptmann,“ entgegnete der Waldläufer in unterwürfigem Tone; „vor allem aber bringe ich eine wichtige Nachricht, die Euch freuen dürfte.“

„So redet und macht's kurz!“

Der Waldläufer war von dem Commandanten noch nie so abstoßend behandelt worden und schaute denselben deshalb verblüfft an.

„Nun? Heraus mit der Sprache! Ich habe viel zu thun, und habt Ihr mir nicht ganz Wichtiges zu sagen, so spart's für ein anderes Mal auf!“ sagte van Curler.

„Wichtig genug ist es, aber wenn der gestrenge Herr Feldhauptmann . . .“

„Wozu die vielen Umschweife? Redet frisch von der Leber weg, wie ich's an Euch gewöhnt bin!“

„Das soll geschehen, Herr Feldhauptmann. Die Mohawks haben einen französischen Jesuiten mit noch zwei anderen weißen Rosenkranzbrüdern seines Schlages und einem ganzen Haufen Huronen auf dem St. Lawrence erwischt."

„Alle Wetter!"

„Ja, Herr Feldhauptmann, so ist's. Auch ist der katholisch gewordene Huronen-Häuptling Ahatsistari, welchen die Irokesen Klimmende Katze nennen, unter den Gefangenen. Das allein ist ein wichtiger Fang; denn dieser rothe Jesuitenschädel wiegt mehr als drei Dutzend gewöhnliche Krieger auf. Der Kerl erfreut sich unter seinem Volke eines ungeheueren Anhanges und hat bereits seine Stammesgenossen schockweise in die katholische Kirche geführt. In Quebec wird diese Geschichte ein nettes Gezeter hervorrufen."

„Hm, hm! — Wie heißt der Jesuit?"

„Isaak Jogues nennt er sich. Sein Name dürfte Ew. Gestrengen bekannt sein; denn er hat schon seit mehreren Jahren in den französischen Missionen am Nipissing-See eine große Rolle gespielt. Ich halte ihn, wenn ich meine Meinung sagen darf, für einen der schlauesten Jesuitenfüchse und denke, daß ich mir bei den Herren in Renselaerswyk und Neu-Amsterdam einen guten Lohn verdient habe, da ich diese ganze Jesuiten-Expedition in die Hände der Mohawks lieferte. Für die Franzosen ist's ein schwerer Schlag."

„So . . . o . . . o? Also Ihr habt diesen Missionär und seine Begleiter an die Mohawks verrathen und auch wohl gar verkauft?" Van Curler richtete bei diesen Worten einen stechenden Blick auf den Hennegauer, und die Zornader auf seiner Stirn schwoll merklich an.

„Verkauft habe ich sie nicht, Herr Feldhauptmann, und verrathen auch gerade nicht; denn ich bin ja, wie Ew. Gestrengen wissen, nie ein Freund der Franzosen gewesen, sondern habe es stets mit den Herren Holländern

gehalten. Deshalb kann's auch kein Verrath sein, wenn ich den Mohawks gesagt habe, wo und wie sie die Expedition erwischen konnten. Der Jesuit hatte den Huronen zu einem neuen Vertrage mit den Franzosen verholfen, welcher für die Herren Holländer gewiß nicht besonders wünschenswerth sein dürfte. Nun ist jedoch durch den Vertrag für eine gute Weile ein Strich gemacht worden; wenigstens wird's eine geraume Zeit dauern, bis die anderen am Nipissing-See eine Abschrift davon in ihre Hände bekommen; darüber muß es jedenfalls Frühjahr werden."

Hier hielt der Waldläufer inne und suchte die Wirkung seiner Worte auf dem Gesichte des Commandanten zu lesen, der augenscheinlich durch diese Nachricht in eine weit größere Aufregung versetzt worden war, als er zu zeigen für gut fand.

Schweigend blickte van Curler mehrere Minuten lang vor sich hin und fragte dann, den Spion scharf ins Auge fassend: „Was ist mit den Gefangenen geschehen?"

„Die Mohawks bringen sie nach ihren Dörfern, sie werden dort wohl in zwei oder drei Tagen mit ihnen eintreffen."

„Sind die Franzosen verwundet?"

„Das gerade nicht, Herr Feldhauptmann, aber eine ganz heile Haut können sie auch nicht mehr aufweisen; Ew. Gestrengen kennen ja die Rothhäute."

„Das heißt also, die Franzosen wurden bereits gemartert?"

„Nun, ja! Die Wilden haben sie ein bischen windelweich geklopft und ihnen wohl auch einige Zähne eingeschlagen und ein paar Nägel an den Fingern und Zehen ausgerissen — Ew. Gestrengen wissen ja selbst, welche Kurzweil die Rothhäute sich mit ihren Gefangenen, vorzüglich wenn es Weiße sind, zu machen pflegen."

„Wie ist denn das alles zugegangen? Erzählt den ganzen Hergang, Jan!"

„Ja, aber ich meinte, ich sollte es ganz kurz machen?"

„Schon recht, das wünsch' ich immer noch; aber ich möchte doch genaueres über diesen Schurken — über diesen Ueberfall erfahren; also erzählt, Jan!"

„Gut! Die Geschichte kam so: ich stehe, wie gesagt, mit den Franzosen auf keinem guten Fuße und gehe deshalb auch nicht gern in ihre Ansiedelungen. Vor einiger Zeit aber kam ich doch einmal in die Nähe von Trois-Rivières, und da mir das Pulver und Blei fast ausgegangen war, ging ich in das Nest hinein und erhandelte für einige Hirschhäute, was ich eben brauchte. Bei der Gelegenheit hörte ich mich natürlich auch ein wenig um und erfuhr, ohne viel zu fragen, daß dieser P. Jogues mit Ahatsistari und einer Anzahl anderer Huronen vom Nipissing heruntergekommen sei und in Quebec einen neuen Vertrag abgeschlossen habe, welcher den Franzosen ein großes Stück Land am Huronen-See einbringt. ‚Halt!' dachte ich; ‚aus dem Vertrage darf vorderhand nichts werden!' Ich wußte, daß mehrere Abtheilungen Mohawk-Krieger sich auf dem rechten Ufer des St. Lawrence herumtrieben, ich erkundigte mich daher so genau als möglich, wann der Jesuit mit seiner Mannschaft wieder abreisen wollte, und machte mich dann schleunigst auf, um Mohawks aufzuspüren und sie den katholischen Hallunken auf den Hals zu hetzen. Ich habe auch nicht lange nach ihnen suchen müssen; denn schon am anderen Tage stieß ich auf Adler und seine Bande und dirigirte sie nach der Mündung des Irokesen-Flusses, wohin ich weitere Nachricht zu bringen versprach. Mein leichtes Canoe trug mich dann rasch wieder stromabwärts nach dem Schäumenden Wasser,[1]) und dort habe ich mich, nachdem ich meinen Kahn gut versteckt hatte, auf die Lauer gelegt. Ich calculirte nämlich, daß Ahatsistari der geringeren Strömung halber die südliche Durchfahrt durch die Inseln im St. Petri-See wählen würde, und täuschte mich darin auch nicht. Die Expedition legte an der Mündung des Schäumenden Wassers an und schickte

[1]) St. Francis-Fluß.

von dort Kundschafter aus. Ahatsistari zog selbst mit, und seine Spürnasen entdeckten auch sehr bald meine Spur, sowie die Fährten von einigen Mohawks, die zu Adler's Bande gehörten und dort nach den Bibern gesehen hatten. Ich traf sie einige Stunden vor der Ankunft der Huronen und schickte sie dem Haupttrupp nach, dem sie gleichzeitig die Meldung brachten, daß der Feind in Sicht sei. Es ist eigentlich wunderlich, daß der schlaue Huronen-Fuchs mich nicht aufspürte; denn ich saß in einem dicht belaubten Baume, und gerade unter mir berieth er sich mit einigen seiner Krieger. Er schien jedoch keine Gefahr zu wittern und beschloß, die südliche Durchfahrt zu wählen. Sobald ich das gewiß wußte, machte ich mich auf und fand auch bald Zeichen von Adler's Spähern; sie sagten mir, daß der Mohawk mich auf einer gewissen Insel erwarte, welche die Huronen passiren mußten. Als ich zu Adler kam, hatten wir kaum noch Zeit, den Hinterhalt zu legen, so rasch fuhren die Huronen heran. Ich wollte bei der Affaire nicht zugegen sein; denn es paßte mir doch nicht, hinterrücks auf die Weißen zu schießen, obschon es Franzosen und noch obendrein Jesuiten waren; auch wußte ich ja, daß die Mohawks allein mit ihnen fertig werden konnten."

„Also so viel menschliches Gefühl habt Ihr doch noch, Jan?"

„Nun ja! Nennt's menschliches Gefühl oder Schwäche, Herr Feldhauptmann! Die Schwarzröcke sind eben ein gefährliches Gesindel und haben mir, als ich noch jung war, oft genug im Beichtstuhl die Hölle heiß gemacht, so daß ich eigentlich keinen Grund hätte, sie zu schonen. Aber der Mensch hat nun mal seine schwachen Stunden, und eine solche muß auch ich neulich wohl gehabt haben, — kurz und gut, ich ließ die Mohawks mit den Katholischen und ihren rothäutigen Freunden allein katzbalgen und sorgte nur dafür, daß nicht allzuviele von den Ausreißern nach dem Nipissing zurückkämen. Einen von den flüchtigen Huronen schoß ich zusammen, — hier habe ich mir

seinen Scalp zum Andenken mitgenommen — aber es sind mir doch ein paar andere entwischt, und die werden in ihren Dörfern einen netten Spectakel anschlagen."

Als der Waldläufer bei diesen Worten sein blutiges Siegeszeichen aus der Kugeltasche nahm und dem Commandanten hinhielt, erhob sich derselbe, schaute den verwilderten Weißen mit einem Blicke des tiefsten Abscheus an und sagte: „Nein, Jan, ich that Euch Unrecht: Menschlichkeit wohnt nicht mehr in Euerer Brust! Ich habe auch schon manchen Strauß mit den Indianern gehabt und bin gewiß nicht zimperlich mit ihnen umgegangen, aber niemals hab' ich's geduldet, daß einer meiner Leute einen Scalp nahm. Steckt das gräuliche Ding wieder ein!"

„Wer unter den Wölfen lebt, lernt mit den Wölfen heulen, Ew. Gestrengen!"

„Wenn er dazu Anlagen hat, sonst nicht. Habt Ihr die Gefangenen gesehen?"

„Ja, ich habe auch mit ihnen gesprochen, und der Schwarzrock hat mir mit Gottes Zorn gedroht, das bringt ja sein Geschäft so mit sich."

„Habt Ihr nicht bei den Mohawks ein gutes Wort für die gefangenen Franzosen eingelegt?"

„Daß mir die Kopfhaut juckte! Nein, Ew. Gestrengen, das hab' ich hübsch bleiben lassen. Adler hätte ja doch nicht auf meine Worte gehört."

„Hm! hm! — So macht Euch sofort auf die Beine und sagt den Mohawks, ich hielte sie für die Sicherheit ihrer weißen Gefangenen verantwortlich. Nun! — Was starret Ihr mich so an?"

„Es sind ja unsere Feinde! Es sind ja nur Franzosen und Jesuiten obendrein!"

„Unsere Gegner sind sie, aber nicht unsere Feinde. Holland führt nicht mit Wehrlosen Krieg. Geht, Mann, versprecht den Mohawks ein gutes Lösegeld! Sorgt dafür, daß die drei Franzosen nicht umgebracht, nicht ferner mißhandelt werden, und ich werde es Euch Dank wissen."

Der Waldläufer drehte verlegen seine Fellmütze zwischen den Fingern hin und her und schielte dabei nach dem Commandanten hinüber, der ihm heute immer räthselhafter wurde.

Van Curler hatte sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt und fixirte den Hennegauer scharf, der lange zu keinem Entschluß kommen konnte. Endlich fragte dieser halblaut: „Habe ich mir denn nicht schon durch meine Dienste am St. Lawrence einen Lohn verdient?"

„Thut, was ich Euch sage, und Ihr sollt reich belohnt werden. Bringt die drei Franzosen hierher, und ich zahle Euch für jeden hundert Gulden."

„Das läßt sich hören! Aber Ew. Gestrengen, was soll ich Adler als Grund dafür angeben, daß ich jetzt um die Freilassung derselben Menschen bettele, die ich ihm ins Garn brachte?"

„Das ist Euere Sache. Sagt ihm die Wahrheit! Sagt ihm, daß Ihr ohne meinen Auftrag gehandelt habet und nun Eueren Schurken- . . . Eueren unbesonnenen Streich wieder gut machen wollt."

„Hm! — Versuchen will ich's, obgleich es mich den Scalp kosten kann. Bekomme ich denn vorher gar keinen Lohn, gestrenger Herr Feldhauptmann?"

„Nicht einen Deut!"

„Ew. Gestrengen sind hart mit mir armen Mann. Gut! ich will zu den Mohawks gehen und mein Bestes versuchen."

„Kann ich mich denn auf Euch verlassen, Jan?"

„Wie immer, Herr Feldhauptmann."

„Wohlan, so geht! Aber erfüllt auch gewissenhaft Euer Versprechen, sonst rechne ich mit Euch auf meine Weise ab, und das dürfte Euch wenig zusagen. Geht!"

Die befehlende Handbewegung, mit welcher der Officier seinen Worten Nachdruck gab, bewog den Hennegauer, schleunigst die Commandantur zu verlassen und sich in die Ortschaft zu begeben. Dort kehrte er in einer primitiven

Schenke ein, die ein Tauschhändler neben seinem Laden hielt, um hinter einem Glase Genever über das soeben Erlebte nachzudenken.

Der Tauschhändler empfing seinen Gast wie einen alten Bekannten, brachte ihm eigenhändig das Verlangte und setzte sich dann zu ihm, um zu plaudern. „Nun, was gibt's Neues, Jan?“ begann er.

„Viel und wenig, Peter Bleeten; das Neueste ist wohl, — wenigstens mir ist's funkelnagelneu — daß der Herr Feldhauptmann van Curler über Nacht ein Franzosen-Freund geworden ist.“

„Ach, Ihr macht Scherz, Jan!“

„Es ist ganz gewiß wahr und bleibt wahr, so sehr Ihr Euch auch darüber wundern möget; Ihr könnt mir's auf mein Wort glauben, Peter, unser Commandant ist, der Teufel weiß wie, ein dicker Franzosen-Freund geworden.“

Der Tauschhändler traute seinen Ohren nicht, er schien noch immer zu glauben, der Waldläufer wolle ihn zum besten halten. „Erzählt das einem anderen, Jan, der van Curler weniger kennt, als ich. Trinkt Eueren Genever aus und laßt mich Euer Glas noch einmal füllen,“ sagte er lachend.

„Thut das, Peter, und dann setzt Euch wieder zu mir, ich will Euch eine wunderliche Geschichte erzählen.“

„So lieb' ich's! Hier, Jan, Euer Wohl! Nun spinnt Euer Garn, so lang Ihr wollt, ich bin ganz Ohr.“

Und der Waldläufer begann zu erzählen. Allerdings verschwieg er gar manches und schweifte auch mehrfach von der Wahrheit ab. So wollte er die Mohawks erst nach beendetem Kampfe angetroffen und sich wohl über ihren Erfolg gefreut, aber durchaus keinen weiteren Antheil daran genommen haben. Sobald er alle Einzelnheiten erfahren, sei er schleunigst auf nur ihm bekannten Pfaden nach Rensselaerswyk gekommen, um dem Herrn Feldhauptmann van Curler die Neuigkeit brühwarm zu überbringen; denn die Geschichte mit dem Huronen-Vertrage sei ja für die Hol-

länder von großer Wichtigkeit. Auch berichtete er, wie der Commandant diese Kunde so ganz anders aufgenommen, als er, der Bote, es erwartet hatte, und ihm dann den Auftrag ertheilt habe, sofort zu den Mohawks zu gehen und dort für die Sicherheit der gefangenen Franzosen thunlichst Sorge zu tragen; er solle alles aufbieten, um ihre Freilassung gegen ein Lösegeld zu erwirken.

„Natürlich werde ich den Befehl des Herrn Feldhauptmanns auf das pünktlichste ausführen, und es soll mich freuen, wenn ich die drei Gefangenen loseisen kann. Es sind zwar Franzosen und Katholiken, aber es sind doch Weiße, und wenn ich auch nicht aus Freundschaft für sie viel thun möchte, so thue ich doch, was ich vermag, aus Mitleiden."

„Brav gesprochen, Jan! Unser Commandant hat das Herz auf dem rechten Fleck, und Ihr habt's auch da, wo es bei einem Ehrenmann sitzen soll. Menschen sind Menschen, ob sie am Ende katholisch sind, oder nicht. Es ist ja schon schlimm genug für die Franzosen, daß sie so dumm sind und Papstknechte bleiben. Ja, das ist schon schlimm genug! Mit den Huronen ist's ein ander Ding: die mögen meinetwegen gebraten werden, und wenn ihre Freunde dann wieder einmal zur Vergeltung ein paar Mohawks am Pfahle rösten, so habe ich auch nichts dawider. Meinetwegen mögen sich die Rothhäute gegenseitig auffressen, ich werde mich nicht darein mischen. Ja, ich will noch obendrein dem lieben Herrgott danken, wenn Er das geschehen läßt; denn diese Indianer sind ja doch sammt und sonders eigentlich nur wilde Bestien, die einem Menschen blos äußerlich gleichen."

„Da habt Ihr wohl Recht, Peter Bleeien! Zwischen einer Rothhaut und einem wilden Thiere sehe ich auch keinen großen Unterschied. Deshalb bin ich auch ganz Euerer Ansicht, daß es eines jeden Christenmenschen Pflicht ist, für arme Weiße, die in die Krallen der rothen Teufel gefallen sind, sein Bestes zu thun. Mit Gewalt kann ich

bei den Mohawks diesmal nichts ausrichten, aber meine Schlauheit wird mir schon zu einem Mittel verhelfen, um den Wilden eine Nase zu drehen und die Weißen in Sicherheit zu bringen."

„Das wäre wahrhaftig ein Werk um Gottes Lohn, Jan. Schlagt ein, Mann! Ihr seid ein braver Kerl und dürft Peter Vleeten Eueren Freund nennen."

Grinsend ergriff der Waldläufer die dargebotene Rechte des biederen Holländers, drückte sie herzhaft und sagte: „Nun aber noch ein Wort über das Geschäft, Peter! Ich habe noch eine Partie Biberfelle, feine Waare, an der Hand und möchte sie gern verkaufen. Habt Ihr Lust zu dem Handel?"

„Gewiß, Jan! Bringt sie nur her! Ich zahle Euch den höchsten Preis dafür, und zwar in baarem Gelde, wenn Ihr nicht Waaren vorzieht. Helft nur den armen weißen Schluckern aus der Patsche, und es soll mir auf einen Gulden mehr nicht ankommen."

„Danke schön, Peter Vleeten! Der Handel soll Euch nicht reuen. Jetzt muß ich mich aber wieder auf die Beine machen."

„Nehmt noch ein Gläschen mit auf die Reise, Jan."

„Heute nicht, denn ich muß meinen Kopf klar halten. Eine Stange Blei und etwas Pulver mögt Ihr mir noch mitgeben. Auch könnte ich einen neuen Flintenstein brauchen. Ihr müßt's aber aufschreiben. Wir rechnen dann miteinander ab, wenn ich die Felle bringe."

„Das ist schon alles in Ordnung. Habt Ihr sonst noch etwas nöthig, Jan? Soll ich Euch nicht einen guten Trunk in Euere Flasche füllen?"

„Das wäre nicht so dumm, Peter; aber mir wird die Rechnung am Ende zu hoch."

„Laßt Euch das nicht kümmern, Jan! Thut nur Euer Mögliches bei den Mohawks! Wir werden schon bei der Abrechnung übereinkommen. Gebt nur die Flasche her! So! Der Genever wird Euch draußen gut thun. Also,

Ihr wollt jetzt wirklich schon wieder gehen? Nun, so nehmt meine besten Wünsche mit auf den Weg! Gott befohlen, Jan!"

„Gott befohlen, Peter!"

Leise vor sich hinkichernd, schritt der Waldläufer durch die unregelmäßige Gasse der Blockhäuser dem Flusse zu und ließ sich dort von einem Fährmanne nach dem linken Ufer übersetzen. Dann schlug er einen Wildpfad in den dichten Urwald ein, auf welchem er rasch dahineilte. „Gimpel, die Ihr seid! Bilden sich ein, der wilde Jean sei wirklich solch ein gutmüthiger, weichherziger Jan, daß er dem französischen Jesuitenpack aus der Klemme helfe? O, Peter Vleeten, welch ein leichtgläubiger Narr bist Du doch! — Hahaha! Die Biberfelle sollst Du erhalten und meiner Mildherzigkeit halber — doppelt bezahlen. Der katholische Glatzkopf und seine beiden weißen Augenverdreher denken anders über mich. Nun, die Todten plaudern ja nichts aus, und je eher diese drei Franzosen zu ihrem Herrgott kommen, desto besser ist es für sie und für mich. Adler wird sie schon zu Ehren seines Aireskoi singen lassen, bis ihnen der Athem ausgeht. Dann wasche ich meine Hände natürlich in Unschuld, male dem bärbeißigen Curier die Grausamkeit der Mohawks in recht grellen Farben, lüge ihm recht viel von meinen eifrigen und leider fruchtlosen Befreiungsversuchen vor, und so schlage ich am Ende doch noch etwas von den Holländern heraus — und was das Beste ist, ich hetze dem hochnasigen Adler, der mich wie einen Hund behandelt, die Mynheers auf den Hals. Das gibt einen Capitalspaß. Hahaha! Die Mohawks bezahlen mich dafür, daß ich Ihnen diese katholische Bande in die Hände liefere, und die Mynheers müssen dafür blechen, daß ich ihnen die Haut voll lüge und gemüthlich zusehe, wie die Jesuitenfüchse am Pfahle zerdöstet werden. Prosit, Peter Vleeten! Dein Gewinn ist gut und billig; denn den bekommst Du im Leben nicht bezahlt. — Aber wie soll ich nur aus dem Commandanten klug werden? Bei

dem muß mich jemand angeschwärzt haben. So kurz und katzbürstig war er noch nie gegen mich gewesen. Ich möchte wissen, wie es kommt, daß er so mit einem Male an diesen Franzosen einen Narren gefressen hat. Weichherzigkeit ist doch sonst nicht seine Sache. Nur Geduld, ich komme schon dahinter!"

Also seine geheimsten Gedanken leise in den Bart murmelnd, hatte der tückische Hennegauer einen hellen, kühlen Quell erreicht. Hier machte er kurzen Halt, um seinen Durst zu löschen und frisches Zündkraut auf die Pfanne seiner Büchse zu schütten; dann aber setzte er seine Wanderung in nördlicher Richtung fort.

6. Das Siegesfest zu Gandawaga.

Inzwischen hatte sich Adler's Bande mit ihren Gefangenen unter unsäglichen Strapazen dem Mohawk-Dorfe Gandawaga — d. i. der Ort an den Stromschnellen — bis auf einen halben Tagemarsch genähert und Halt gemacht, um den Aermsten, die außer Hunger und Durst noch die fürchterlichsten Martern erduldet, eine kurze Rast zu gönnen und sie durch Speise und Trank zur Ertragung neuer Qualen, wie sie bei dem Siegeseinzuge ihrer harrten, zu befähigen.

Nach einer achttägigen Wasserfahrt waren die siegestrunkenen Wilden auf dem Champlain-See einer anderen, an die zweihundert Krieger zählenden Schaar ihres Volkes begegnet, die sich auf dem Kriegspfade befanden. Dieselben waren in wilden Jubel ausgebrochen, als sie von dem gelungenen Ueberfalle ihrer Freunde Kunde erhielten und deren zahlreiche Gefangene zu Gesicht bekamen. Vorzüglich groß war ihre Freude über die gefangenen Franzosen, die nun abermals in der unmenschlichsten Weise gequält wurden. Dieses Mal blieben jedoch auch die Huronen nicht verschont, und vorzüglich war es der treue Ahaististari, der Entsetzliches auszustehen hatte. Die Gefangenen mußten zwischen ihren Peinigern hindurch, die in einer langen

Doppelreihe aufgestellt waren, Spießruthen laufen, und als sie mit blutbedeckten Leibern zusammenbrachen, da rissen ihnen die Wilden Finger- und Zehennägel, sowie Haupt- und Barthaare aus, zerbissen ihnen die Finger und versengten ihre Leiber mit Feuerbränden, um die armen, fast erliegenden Schlachtopfer immer und immer wieder auf die Beine zu bringen.

Eines höchst bemerkenswerthen Ereignisses, das P. Jogues selbst in einem Schreiben an den Provinzial seines Ordens in Frankreich erzählt, muß hier besonders erwähnt werden. Er hatte nach dem Gassenlaufen, bei dem er der letzte gewesen, auf den eigentlichen Folterplatz getragen werden müssen, und dort hatte man ihm glühende Kohlen auf die Brust gelegt, um ihn zum Aufstehen zu zwingen. Mit einer äußersten Kraftanstrengung erhob er sich, und seine Qualen mit dem bitteren Leiden und Sterben des göttlichen Erlösers vergleichend, faßte er neuen Muth. In stillem, inbrünstigem Gebete opferte der glaubensstarke Held dem allmächtigen Gotte sein Leiden auf, und in Andacht versunken stand er da, als ein Krieger auf ihn zukam und mit teuflischem Lächeln sein Messer zog. Schon glaubte der Bedrohete, der Wilde werde ihn kalten Blutes niedermetzeln, als derselbe plötzlich mit der linken Hand nach des Priesters Nase griff und sie abzuschneiden suchte. Schon sah P. Jogues die Messerklinge vor seinen Augen blinken, da bat er in leisem Stoßgebete den Ewigen um Muth und Kraft, und in demselben Augenblicke ließ sein Peiniger, wie von unsichtbaren Armen zurückgerissen, von ihm ab. Er zog sich wüthend zurück, aber nach kaum einer Viertelstunde kehrte er wieder und schickte sich abermals an, den Gefangenen in der angegebenen Weise zu verstümmeln, — allein auch dieses Mal gelang es nicht. Nun erst gab er grollend seinen Plan auf und entfernte sich schleunigst von dem Manne, den er unstreitig für einen mächtigen Zauberer hielt.

Am folgenden Morgen brach Adler in aller Frühe

auf und schiffte mit den Seinen und der gemachten Kriegsbeute über den Champlain-See nach dem Georgs-See zu, den P. Jogues später ‚See des heilig Sacramentes' benannte. [1]) Auf dieser Fahrt begegnete man einer zweiten Mohawk-Schaar, welche gleichfalls ihr Müthchen an den Gefangenen kühlte. Als der Missionär, der seine eigenen Schmerzen gering achtete, sehen mußte, wie seine getreuen Huronen-Christen so gräßlich gefoltert wurden, konnte er sich der Thränen nicht erwehren, und einer seiner Peiniger, der ihn weinen sah, höhnte: „Seht den Schwarzrock, der zu einer Squaw geworden ist!"

Da aber rief Ahatsistari, der die Spottrede vernommen: „Du lügst, rother Wolf! Ondesonk hat mehr Muth und mehr Kraft, als irgend ein Mohawk! Aber er ist unser Vater und vergießt Thränen, weil er seine rothen Kinder leiden sieht!"

Mit dieser Vertheidigung leistete der wackere Häuptling dem Missionär indessen durchaus keinen Dienst, sondern stachelte die Krieger nur noch mehr an, daß sie aufs neue über den Pater herfielen und ihn blutig schlugen.

Am neunten Tage ihrer Reise verließen Sieger und Gefangene die Canoes und wandten sich zu Fuß südwestwärts.

Drei Tage lang dauerte diese Wanderung, und die Gefangenen mußten das sämmtliche Gepäck tragen und mit ihren schweren Lasten den leicht voranschreitenden Mohawks durch dichte Wälder, über steile Höhen und durch reißende Waldbäche folgen. Nur dem Missionär, der sich übrigens auch kaum fortschleppen konnte, wurde seltsamer Weise keine Last aufgebürdet. Die Qualen, welche die Aermsten zu erdulden hatten, spotten aller Beschreibung. Ihre einzige Nahrung auf diesem Marsche bestand aus Beeren, die sie beim Gehen sammelten, ihre Wunden waren unverbunden, eiterten zum Theil sehr stark und wimmelten bald, da sie nicht gereiniget werden konnten, von Maden.

[1]) Die Irokesen nannten diesen See Andiatarokte.

So erreichte endlich der Zug am Mittag vor Mariä Himmelfahrt, kaum noch einen halben Tagemarsch von Gandawaga entfernt, einen Platz, an welchem Adler Halt machte. Jetzt erhielten die Gefangenen zu essen, und gierig griffen sie nach dem Mais und dem Fleische. Auch die beiden Oblaten aßen herzhaft; P. Jogues dagegen nahm nur wenig Speise zu sich und erwiderte auf Ahatsistari's wohlgemeintes Zureden, je schwächer der Körper sei, desto weniger empfinde er die ihm bereiteten Qualen; auch könne und wolle er nicht den Leib pflegen, der ja doch bald in Asche zerfallen solle.

Nach einer Rast von einigen Stunden wurde der Marsch wieder aufgenommen, und noch vor Sonnenuntergang erreichte man das linke Ufer des Mohawk-Flusses; man hatte nun das jenseitige Gandawaga in Sicht, das etwa eine Viertelstunde vom Ufer entfernt auf einer Anhöhe lag. Die Bewohner des Dorfes waren längst von dem Anrücken der siegreichen Kriegerschaar benachrichtigt und schaarenweise herbeigeströmt, um die wiederkehrenden Freunde zu begrüßen. Sie gaben ihrer Freude ob des Erfolges dadurch Ausdruck, daß sie die Gefangenen verhöhnten, mit Stöcken schlugen oder anderweitig mißhandelten. Ganz besonders schienen sie es auf P. Jogues abgesehen zu haben, dessen Kahlkopf ihre Wuth aufs höchste steigerte. Die Kannibalen — denn das waren die Mohawks in des Wortes eigenster Bedeutung — rissen ihm mit ihren Zähnen seine beiden letzten Fingernägel aus, zerkratzten die Weichtheile seines Körpers in der gräulichsten Weise und schlugen ihn, bis er erschöpft zu Boden sank. Aber alle Qualen ertrug der Held mit bewundernswerther Standhaftigkeit, und völlig ergeben in den heiligsten Willen Gottes konnte er selbst in dieser Prüfung noch für seine Henker beten — kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen.

Außer den Mohawks von Gandawaga waren auch mehrere, in früheren Kämpfen gefangene Huronen, die von den Siegern als Sclaven gehalten wurden, herbeigekommen.

Von ihnen erfuhren die Leidensgenossen, daß man im Dorfe bereits Vorkehrungen treffe, um sie den langsamen Feuertod am Pfahle sterben zu lassen. Das war gewiß eine fürchterliche Nachricht, und doch vermochte sie nicht den Muth der Verurtheilten zu erschüttern. Die Franzosen und die getauften Huronen bereiteten sich in aller Würde auf den Tod vor, sie beteten, beichteten und empfingen die Absolution, wogegen die wenigen Gefangenen, welche noch nicht für die Kirche Christi gewonnen waren, mit stoischem Gleichmuth ihrem Schicksal entgegensahen.

Mit kummervollem Herzen betrachtete der Jesuit seine rothen Kinder in Christo. Unter ihnen befanden sich gar manche, welche mit Recht für die kräftigsten Stützen der Kirche in der Ansiedelung am Nipissing galten. Ihr Tod war ein schwerer Schlag für die heilige Sache, das erkannte der weitblickende Priester recht wohl, und es stieg in ihm die Befürchtung auf, es möge dem Missionswerke unter den rothen Männern nun wohl für längere Zeit ein Ziel gesetzt sein. Lange konnte er jedoch diesen trüben Gedanken nicht nachhängen; denn die wuthschäumenden Wilden forderten, daß man ihnen die Gefangenen ohne Verzug preisgebe, und so wurde denn das grausige Siegesfest noch am nämlichen Abend eröffnet.

In toller Hast setzte man die verstümmelten und fast zu Skeletten abgemagerten Schlachtopfer in Canoes und auf Flößen über den Strom, und am andern Ufer rissen ihnen die Weiber und Kinder die wenigen Kleidungsstücke, welche sie noch besaßen, vom Leibe. Guillaume Couture wurde völlig entkleidet an die Spitze des Zuges der Gefangenen gestellt. René Goupil und auch dem P. Jogues hatte man noch das Hemd gelassen; der erstere wurde in die Mitte postirt, und der Missionär bildete den Schluß.

Mittlerweile hatten sich die Wilden — Männer, Weiber und Kinder — mit Stöcken und Eisenstücken, die an kurzen Lederriemen geschwungen wurden, bewaffnet und in zwei Reihen bis zu dem Marterplatze aufgestellt, welcher in

aller Hast auf einem Hügel vor dem Dorfe hergerichtet worden war. Durch diese, eine volle (englische) Meile lange Gasse sollten die Gefangenen Spießruthen laufen. P. Jogues hatte einen blutjungen Huronen, welcher erst kurz vor der Abreise von Quebec das heilige Sacrament der Taufe empfangen, zum Vordermann. Athletisch gebaut, besaß dieser außer einer seltenen Körperkraft die Gewandtheit einer Katze und die Geschmeidigkeit eines Aales. Von jeher dem geliebten Ondesonk mit einer wahrhaft kindlichen Zuneigung zugethan, hatte er schon längst im stillen darüber nachgesonnen, wie er diesem sein fürchterliches Loos erleichtern könne. Heute glaubte er endlich eine Lösung dieser Frage gefunden zu haben, und sobald sich eine Gelegenheit bot, näherte er sich dem Missionär und flüsterte ihm hastig zu: „Sieht Ondesonk den Pfahl dort oben am Dorfe? Die Rothen Wölfe haben ihn mit ihren Kriegsfarben bemalt und Scalps daran aufgehängt. Wer den Pfahl erreicht, wird nicht mehr geschlagen. Bärentatze wird nur einige Schritte weit geradeaus laufen und dann durch die Reihen der Rothen Wölfe brechen. Unterdessen kann Ondesonk ungeschlagen nach dem Pfahle kommen; aber Ondesonk muß sich eilen und nicht nach Bärentatze zurücksehen."

„Das geht nicht; das darf nimmermehr geschehen! Sie schlagen Dich ganz gewiß auf dem Flecke todt. Nein, das thun sie nicht einmal: sie werden Dich mit ganz besonderer Grausamkeit quälen, wenn Du dieses Vorhaben ausführst. Bin ich denn schlechter als einer von Euch, daß ich nicht mit Euch ein gemeinsames Loos erdulden soll?" entgegnete der Priester.

„Ondesonk muß nicht so reden. Er ist unser guter weißer Vater, und deshalb müssen seine rothen Kinder ihn auch schützen. Was können die Rothen Wölfe mit Bärentatze thun, als ihn todtschlagen, oder verbrennen, oder zerreißen? Sie können ihn nur todt machen, und dann geht seine Seele zu dem großen guten Vater im Himmel, von

dem Ondesonk so viel Schönes erzählt hat. Bärentatze will bald in den Himmel gehen, deshalb wird er auch thun, was er Ondesonk gesagt hat."

Der Priester konnte dieses Opfer nicht annehmen und wollte aufs neue in seinen getreuen Täufling dringen, daß er seinen verwegenen Plan aufgebe, als einige Squaws, welche die beiden Gefangenen mit einander reden sahen, herbeiliefen und sie schreiend und schimpfend an die ihnen angewiesenen Plätze trieben.

Nun betraten die ersten Huronen, darunter Ahatsistari, die Schmerzensgasse und eilten in langen Sätzen dem Hügel zu, während von allen Seiten wuchtige Hiebe auf ihre nackten Körper herniedersausten. Couture entwickelte eine Schnelligkeit, die alle in Erstaunen setzte, und auch Goupil erwies sich weit kräftiger und flüchtiger, als man es hätte vermuthen sollen.

Mit heißen, trockenen Augen, in welche der brennende Gram um das entsetzliche Schicksal seiner geliebten Freunde und Glaubensbrüder keinen lindernden Thränenstrom bringen ließ, schaute der Missionär dem grausen Schauspiele zu, und dachte wenig daran, daß gleich auch an ihn die Reihe kommen müsse.

Da stieß der letzte der Huronen, Bärentatze, einen gellenden Schrei aus, nickte dem zu ihm aufschauenden Priester bedeutungsvoll zu, eilte einige Schritte in der lebendigen Gasse entlang, rannte plötzlich einen, keines solchen Angriffs gewärtigen Mohawk über den Haufen und gewann durch diese in die Reihe seiner Peiniger gerissene Lücke mit flüchtigen Sprüngen das Freie.

Einen Augenblick schauten die Mohawks dem Kühnen verblüfft nach, dann aber lösten sich ihre Reihen, und mit markerschütterndem Wuthgebrüll setzten sie dem anscheinend Fliehenden nach, der merkwürdigerweise weder dem Rettung verheißenden Walde noch der zeitweilig schützenden Freistätte auf dem Hügel zulief, sondern wie toll bald hierhin, bald dorthin stürmte und seiner Feinde zu spotten schien. Bald

waren ihm die zwei besten Läufer des Stammes dicht auf den Fersen, ein anderer Mohawk kam ihm von vorn entgegen, und mit athemloser Angst sah P. Jogues, wie die Wilden schon dicht hinter und vor dem verwegenen Huronen ihre Tomahawks schwangen, als derselbe blitzschnell einen seiner Verfolger unterlief, zu Boden schleuderte und so der drohendsten Gefahr entkam.

Keiner der Mohawks dachte daran, nach einem der geladenen Gewehre zu greifen, welche die von dem Kriegszuge Heimgekehrten unfern des Landungsplatzes an die Uferbäume gelehnt hatten. Da wandte sich plötzlich Bärentatze dorthin, wich einem ihm entgegenstürmenden Haufen gewandt aus, änderte dann zu aller Erstaunen wiederum die Richtung und rannte nun direct dem Hügel zu, auf welchem der bemalte Kriegspfahl ihm Schutz verhieß.

Jetzt stießen die Mohawks ein Freudengeschrei aus; denn sie wähnten, der Hurone habe die Hoffnung zu entkommen aufgegeben und trachte nur noch darnach, die Freistätte zu erreichen. In einem größeren Irrthum waren sie jedoch seiten befangen gewesen. Sie hatten nicht gesehen, wie des jungen Kriegers Augen von dem Augenblicke an, da er seinen rasenden Lauf begann, nach etwas gesucht hatten, und ebenso wenig wurden sie der haßsprühenden Blicke gewahr, die derselbe auf eine Mohawk-Schaar am Fuße des Hügels richtete. Sie bemerkten nicht das triumphirende Lächeln, welches die Lippen des Gehetzten umspielte, als derselbe dort Adler, den von ihm gesuchten Todfeind, entdeckte.

Noch einmal wich der Hurone von der eingeschlagenen Richtung ab, wandte sich plötzlich um, lief den nachsetzenden Feinden entgegen, entriß dem vordersten das zu tödtlichem Wurfe erhobene Schlachtbeil, zerschmetterte mit wuchtigem Hiebe des Mannes Schädel, rannte nun wieder, seinen Schlachtruf ausstoßend, auf die vorher bereits ins Auge gefaßte Gruppe zu und schwang plötzlich den blutriefenden Tomahawk über dem Haupte des wie gebannt

dastehenden Häuptlings. Aller Augen hingen an der mörderischen Waffe, da krachte kaum hundert Schritt entfernt im Gebüsch eine Büchse, der Hurone taumelte, das Schlachtbeil entsank seiner Hand, und dröhnend stürzte er zu Boden. Eine Kugel hatte seinen Schädel zerschmettert.

Ein vielhundertfältiger Ausruf des Staunens unterbrach die im Momente der drohenden Gefahr eingetretene Stille, und alle schauten nach dem Dickicht hinüber, aus welchem die tödtliche Kugel mit solch staunenswerther Sicherheit entsandt worden war. Da theilten sich die Büsche, der Hennegauer trat hervor, schwenkte grüßend seine Fellmütze und lud dann langsam und bedächtig den soeben entleerten Lauf seiner Waffe.

Das eben Erzählte war in weit weniger Zeit geschehen, als seine Mittheilung erfordert. Während der wilden Hetzjagd hatte sich niemand um die Gefangenen gekümmert. Der Missionär stand noch immer wie angewurzelt. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, sich die allgemeine Verwirrung zu nutze zu machen. Nun war es dafür zu spät; denn haufenweise fielen jetzt die rasenden Mohawks über ihn her, und unter einem Hagel von Streichen sank er bewußtlos und mit Blut überströmt zu Boden; dann aber schleppten ihn die Unmenschen heulend und schreiend nach dem Marterplatze auf dem Hügel, wo bereits seine Leidensgefährten, ebenfalls gräßlich zugerichtet, versammelt waren.

Mittlerweile hatten sich sämmtliche Mohawk-Krieger mit Weibern und Kindern auf dem Marterplatze versammelt und dort einen Kreis um die Gefangenen geschlossen, in welchem die Häuptlinge und Sachems zu einer Berathung über die weitere Folter zusammentraten. Um den Waldläufer hatte sich niemand gekümmert, da aller Aufmerksamkeit auf die Gefangenen gerichtet war.

Diese Vernachlässigung verletzte den Hennegauer tief; aber er hielt es für weise, seinen Unmuth zu verbergen, und schritt, die frisch geladene Büchse auf der Schulter,

nach der Richtstätte; dort begrüßte er die ihm Platz machenden Wilden wie alte Bekannte und sagte, sich den Anführern und Berathern des Stammes nähernd: „Dieses Mal bin ich gerade zur rechten Zeit gekommen. Wäre meine Kugel einen Augenblick später aus dem Rohre gefahren, der Geist des tapfern Adler hätte schon die Wanderung nach den ewigen Jagdgründen angetreten. Wären mir nur nicht die Squaws so lange im Wege gestanden, so lebte auch der brave Krieger noch, den der tolle Hurone erschlug."

„Rothe Hand ist den Mohawks willkommen," entgegnete der erste im Rathe der Sachems, ein bejahrter Indianer, Bunte Schlange genannt. „Rothe Hand ist der Freund der Mohawks. Rothe Hand setze sich zu den Häuptlingen und nehme theil an dem Siegesfeste! Das tapfere Bleichgesicht ist willkommen. Die Krieger werden es in den Wigwam führen und Bruder nennen. Die Mohawks vergessen nicht, was Rothe Hand für sie gethan."

Dann trat Adler vor, drückte dem Waldläufer die Rechte und sprach gleichfalls einige Dankesworte. Sein Retter erwiderte jedoch nur durch ein stummes Kopfnicken und setzte sich darnach ins Gras und betrachtete die Gefangenen mit höhnischem Grinsen.

Die Berathung war bald beendet, und Adler, dem man das grausige Amt eines Ceremonien-Meisters zugetheilt, gab einigen seiner Befehle harrenden jungen Männern ein Zeichen. Dieselben liefen alsdann eilends ins Dorf und holten von dem nie erlöschenden Feuer in der Berathungshütte des Stammes flammende Holzscheite und steckten damit mehrere in der Nähe der Marterpfähle aufgeschichtete Reisighaufen in Brand, daß sie hoch auflohderten und die bereits in Dämmerung gehüllte Folterstätte grell erleuchteten. Rings herrschte eine unheimliche Stille, nur unterbrochen vom Prasseln der Flammen, welche durch geschäftige Hände immer neue Nahrung erhielten.

Wieder winkte Adler, und Takuelete trat, mit einer

Keule bewaffnet, an die Gefangenen heran, versetzte jedem derselben drei Schläge auf den Rücken und gab dadurch das Zeichen zum Beginne der Folter. Als er sich dem Priester näherte, von dessen Haupte er auf der Insel im St. Petri-See den Todesstreich abgewendet, zögerte er einen Augenblick; jedoch das in seinem Herzen wach gerufene Mitleid mußte er unterdrücken, und sich rasch aufraffend, vollzog er auch an ihm die Marterweihe, um sich sodann eilends wieder unter seine Kameraden zu mischen.

Nun naheten je zwei Mohawks einem Gefangenen, führten ihn an den für ihn bestimmten Marterpfahl und begannen mit sichtlichem Behagen ihr Henkerwerk. Die Pfosten, an welche die neu eingebrachten Huronen-Gefangenen geführt wurden, bildeten einen Halbkreis; in dessen Oeffnung fanden die Marterpfähle für die drei Franzosen, welche man ihren Leidensgefährten mit dem Gesichte zugewendet hatte, damit sie jede Qual derselben sehen möchten.

Die Marter wurde damit begonnen, daß man den gefangenen Huronen sowie den beiden Oblaten die Haut an verschiedenen Körpertheilen mit angebrannten Stäben sengte und sie dabei anspie. Bei dem Missionär ward indessen ein anderes Verfahren eingeschlagen. An ihn trat nämlich ein junger Mohawk heran, schleppte eine vor mehreren Monaten gefangene Algonquin-Squaw [1]), die bereits der katholischen Kirche angehörte und in der heiligen Taufe den Namen Johanna empfangen hatte, am Arm herbei und befahl ihr, dem Priester mit einem ganz stumpfen Messer einen Daumen abzuschneiden. Vergebens flehten die Augen der gläubigen Christin um Barmherzigkeit: sie mußte den Willen ihres Herrn erfüllen und ergriff mit bebender Hand die schon stark verstümmelte Linke des Priesters, den sie durch Thränen bittend anblickte, daß er ihr vergebe.

[1]) Die Algonquins bewohnten Landstriche zwischen den französischen Ansiedelungen und dem Huronen-Gebiete.

Der Anblick des weinenden Weibes, das dem Pater durch ein verstohlen gemachtes Kreuzzeichen seine Bekehrung mitgetheilt hatte, bewegte diesen mächtig, und indem er der Squaw seine linke Hand hinhielt, streckte er die zerfetzte Rechte gen Himmel und rief mit Begeisterung: „Allgütiger Vater im Himmel, ich danke Dir, daß Du Deinen geringen Diener der Gnade werth erachtest, in Deinem Dienste also zu dulden, und daß Du ihn hier schauen lässest, wie herrlich die Saat aufgegangen und gerathen ist, die Deine Diener in der Wildniß auf Dein Geheiß ausstreuten. O, sende Deine heiligen Engel, daß sie die Qualen dieser Armen um mich lindern und ihren Kraft und Muth einflößen! Deinen geringen Diener aber verschone nicht, sondern laß ihn die ganze Wucht des Kreuzes fühlen, das Deine Weisheit und Deine Güte ihm von Ewigkeit her bestimmt hat. Vergib diesen Blinden ihre Missethat und fordere nicht von ihnen das Blut, das sie vergießen; denn sie wissen nicht, was sie thun! Erleuchte Dich unserer Peiniger, allbarmherziger Vater im Himmel, und entzünde auch in ihren Herzen die Leuchte der Erkenntniß durch das Feuer Deines heiligen Geistes. Das bitte ich Dich durch unsern göttlichen Heiland und Bruder. Amen!“

Die Algonquin-Squaw hörte ihn beten, und wenn sie auch nicht seine Worte verstand, so schien sie doch zu ahnen, daß der Fremdling für sich Kraft und für seine Feinde Vergebung erflehte. Immer noch zauderte sie, und wiederholt trieb der rohe Barbar, der hinter ihr stand, die Aermste durch Schläge und Stöße an, ihr Werk zu vollbringen. Sie rührte sich nicht, bis der Missionär die erhobene Rechte sinken ließ und mit einem Blicke, aus welchem eine verzückte Seele zu ihr zu reden schien, in der auch von dem Algonquin-Volke zum größten Theile verstandenen Huronen-Sprache sagte: „Fürchte Dich nicht, arme Squaw, und thue nur, was der Alte von Dir verlangt. Du beleidigst den lieben Großen Geist nicht, den

Du erkennen gelernt. Hier ist meine Hand — schneide nur zu und mach' es rasch!"

„Ich weiß, wer Du bist," erwiderte das Weib stöhnend; „wenn Du auch kein langes Kleid anhast, so weiß ich doch, daß Du ein Schwarzrock bist, und daß der Große Geist einen jeden schwer strast, der Dir ein Leid zufügt."

Da ergriff der alte Mohawk die Zögernde bei der Schulter, versetzte ihr einen Fußtritt und tobte: „Wird die elende Squaw thun, was ein Krieger ihr befiehlt?"

„Thu' ihm den Willen, sonst nimmt er selbst das Messer und thut mir weit weher, als Du mir thun würdest," mahnte der Priester gleichzeitig.

Endlich faßte sich die Indianerin ein Herz, ergriff nochmals die linke Hand des Dulders und trennte mit einigen Schnitten den Daumen ab, dann aber ließ sie das Messer, sowie das abgeschnittene Glied fallen und lief laut jammernd und wehklagend unter dem Hohngeschrei der Menge davon.

Ueber P. Jogues' Lippen drang kein Schmerzenslaut, keine seiner Gesichtsmuskeln zuckte. Dagegen strahlte sein Antlitz, wie wenn ihm ein hohes Glück widerfahren sei. Lächelnd bückte er sich, hob den abgeschnittenen Daumen auf, hielt ihn hoch empor und bot ihn Gott zum Gedächtnisse aller Opfer an, die er während der sieben Jahre seiner Priesterschaft dargebracht hatte.

Der Begeisterte hätte wohl seinem Jubel noch länger Ausdruck geliehen, wenn nicht der in seiner Nähe stehende Annaotaha ihm zugerufen hätte, er laufe durch sein Benehmen Gefahr, daß die Mohawks ihm den Daumen in den Mund steckten und ihn zwängen, denselben zu zerkauen und zu verschlingen. Der Missionär befolgte den Rath seines Huronen-Freundes und schleuderte das blutige Glied in weitem Bogen von sich, daß die Barbaren es nicht finden und Annaotaha's Befürchtung wahr machen möchten. Dann schauete er sich um und sah in das schmerzverzerrte

Antlitz René's, dem ein Mohawk mit einer zerbrochenen, scharfgeränderten Muschel das erste Glied des rechten Daumens absägte. Schaudernd wendete sich der Jesuit nun nach Guillaume um, der zu seiner Linken stand, und sah, wie auch diesem treuen Glaubensbruder ein Finger abgetrennt ward. Aehnliches geschah mit jedem der Huronen.

Dem Priester war es, als müsse sein Herz brechen vor Gram und Weh, und doch war das Fingerabschneiden nur der Anfang der ihrer harrenden Tortur.

Ein gellender Schrei, den Adler ausstieß, rief die Peiniger von ihren Opfern fort, und auf einen zweiten Ruf des Häuptlings trat eine Schaar junger Krieger in den Kreis, jeder ein Bündel zugespitzter Stäbchen in den Händen. Die Gefangenen wurden zuvor mit starken Lederriemen an den Marterpfählen festgebunden, und nachdem man ihnen die angebrannten Stäbe in das zischende Fleisch gestoßen, kam eine Anzahl halbwüchsiger Buben in den Kreis gelaufen, um den zu Folternden scharfe Holzsplitter in die Spitzen der Zehen und Finger zu stoßen und diese mit einem heftigen Ruck wieder herauszureißen.

Bisher hatten die Gemarterten alles ruhig und stumm ertragen; nun aber schrie Couture laut vor Schmerzen auf, und auch P. Jogues vermochte ein Stöhnen nicht zu unterdrücken.

Da konnte Ahatsistari nicht mehr an sich halten, er mußte seiner Bewunderung in Worten Ausdruck geben. „Seht auf unseren guten weißen Vater Ondesonk, meine Braven! Seht auf ihn und auf unsere leidenden Brüder zu seinen Seiten!“ rief er mit Donnerstimme. „Kaum können die Rothen Wölfe diesen Männern des Friedens eine Klage entlocken. Sie haben von dem allmächtigen Großen Geiste mehr Kraft erhalten, als der tapferste der feigen Rothen Wölfe besitzt. Auch seinen rothen Kindern sendet dieser wahre Gott seine Hilfe durch gute Geister. Er stellt die guten Geister neben sie, daß sie die Schwachen stützen. Aber die Feinde des Schwarzrockes und der Hu-

ronen wird Er verzichten. Kommt heran, Ihr heulenden Wölfe! Kommt heran und zerschneidet unsere Leiber in Stücke! Kommt und thut mit uns, was Ihr wollt; denn wir sind Krieger und haben schon manchen Rothen Wolf zum bösen Geiste gesandt, der in Haweneju, dem Orte des Schreckens, wohnt! Kommt zu Ahatsistari und seinen Braven, daß sie über Euch lachen; aber legt nicht Hand an den Schwarzrock und seine beiden jungen weißen Brüder! Das sind Männer des Friedens! Ondesonk's Hand weiß nur Wunden zu heilen, aber sie kann keine schlagen. Rührt Ondesonk nicht mehr an; denn es bedarf nur eines Wortes aus seinem Munde, und Heno schleudert nochmals seinen flammenden Blitz, daß er Euch vernichtet!"

Ein grimmes Zorngebrüll folgte diesen Worten des Huronen-Häuptlings. Schon wollten sich die Peiniger mit erneuter Wuth auf ihre wehrlosen Opfer werfen, als Adler sie zurückrief. Er gedachte wohl des Wetterstrahles, welcher bei der Ermordung des greisen Onduterraon die Eiche zerschmetterte, als der Missionär damals seine Hände betend zum Himmel emporgestreckt hatte. Auch die Krieger, die Zeugen dieses wunderbaren Ereignisses gewesen, wurden durch Ahatsistari's Worte wieder daran gemahnt, und sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihren Freunden und Verwandten die Geschichte mit mancherlei Zusätzen zu erzählen. Auch Adler sprach sehr eifrig mit den übrigen Machthabern des Stammes, und stellte ihnen vor, daß es doch nicht gerathen sei, einen so mächtigen Zauberer wie den Schwarzrock am Pfahle zu verbrennen.

Bunte Schlange hatte gleichfalls seine Bedenken und ging sogar noch weiter als der Häuptling; er folgerte: der Missionär sei allen seinen Begleitern sehr zugethan, und sei es nicht rathsam, ihn selbst zu verbrennen, so könne man auch sehr schlecht fahren, wenn man die übrigen Gefangenen dem Tode weihe. Er stimme deshalb dafür, die Weißen nebst den Huronen im Triumphzuge durch Gandawaga und die anderen Dörfer des Stammes zu

führen und nach Brauch zu martern, aber sie nicht zu tödten, sondern als Sclaven zu halten. Fordere Aireskoi wirklich ihr Blut, so sei ja immer noch Zeit dazu.

Dieser Vorschlag stieß jedoch auf mancherlei Widerspruch bei den verschiedenen Häuptlingen und Sachems. Mehrere von ihnen drangen energisch auf die schleunige Hinrichtung der Gefangenen; sie wollten die drei Franzosen baldigst aus dem Wege geräumt haben, weil sie instinctiv ahnten, daß dieselben, unter des Priesters Leitung, bei einem längeren Verweilen unter ihrem Volke großen Einfluß gewinnen und ihrer eigenen Macht gefährlich werden könnten. An die Zaubermacht des Missionärs glaubten sie nicht, und sehr wahrscheinlich hielten sie überhaupt die Zauberei für ein eitles Blendwerk. Andere stimmten dafür, daß man die Gefangenen im Triumphzuge durch die Dörfer führe und sie bei diesen Schaustellungen langsam zu Tode quäle, oder nach dem Abschluß der martervollen Rundreise am Pfahle verbrenne. Einige wenige endlich, darunter auch Adler, meinten, man solle die Gefangenen am Leben lassen und ein hohes Lösegeld, sowie einen günstigen Vertrag als Preis für ihre Auslieferung fordern. Die Tödtung der Gefangenen würde doch nur eine rasch in Vergessenheit gerathende Rachethat sein, die den Mohawks, und mit ihnen dem ganzen Irokesen-Bunde, lediglich Nachtheil bringen könne; denn es sei nicht allein die geheimnißvolle Macht des Schwarzrockes, der ja schon vor ihren Augen den Blitz vom Himmel herunter beschworen habe, zu fürchten, sondern die Franzosen und die Huronen würden auch alles aufbieten, um an den Mohawks Vergeltung zu üben. Adler, der seine Ansicht geändert, nachdem ihm der Hennegauer etwas ins Ohr geflüstert hatte, fügte noch hinzu, er habe Grund, anzunehmen, daß auch die benachbarten Holländer den Tod dieser drei Bleichgesichter rächen würden, und das müsse diesen ja um so leichter werden, da ihre alten indianischen Bundesgenossen, die Mohikaner, nach wie vor geschworene Feinde der Mohawks seien.

So warfen Blutgier, Herrschsucht, Grausamkeit, Habgier und kalte Berechnung das Loos über die Gemarterten. Aber man gelangte zu keinem Entschlusse, und nach einem langen, oft sehr heftig geführten Wortgefecht beantragte endlich Koetsaeton, das einflußreiche Haupt der Schildkröten-Familie, daß man die Gefangenen die Nacht hindurch fessele und die Berathung am nächsten Morgen wieder aufnehme; jeder Häuptling und Sachem erhalte so Gelegenheit, das Gehörte reiflich zu überlegen.

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und so wurden denn die Unglücklichen, nachdem man ihnen Wasser gereicht hatte, mit ausgespannten Armen und Beinen auf dem Marterplatze ausgestreckt und an Pflöcken festgebunden. Aber auch jetzt waren ihre Qualen nicht zu Ende: eine Schaar Knaben belustigte sich noch lange Zeit damit, ihnen glühende Kohlen auf den Rumpf und die Glieder zu legen und darauf brennen zu lassen, bis sie zischend erloschen. Erst gegen Mitternacht setzte die Ermüdung dem grausenvollen Zeitvertreib der jungen Quälgeister ein Ziel.

Der Waldläufer hatte der Berathung der Häuptlinge und Sachems von Anfang bis zu Ende beigewohnt, ohne sich jedoch direct einzumischen. Als die Mohawks bei den Gefangenen Wachen aufgestellt hatten und ihre Hütten aufsuchten, um der Nachtruhe zu pflegen, wurde er in ein Wigwam bei Adler's Behausung geführt. Dort vergaß er gar bald der erlebten Gräuelscenen und schlief ruhig ein; denn an Blutdurst und Grausamkeit übertraf er, wie alle entmenschten Weißen, selbst die wildesten Indianer.

7. Der Versucher.

Als am Morgen des Mariä-Himmelfahrtsfestes die Sonne eben die Wipfel der Bäume vergoldete, weckte die Lärmtrommel, die aus einem alten eisernen, mit einem Stück Leder überspannten Kessel bestand, die Bewohner Gandawaga's, und kaum eine Stunde später finden wir alle wieder auf dem Marterplatze versammelt, wo die Ge-

fangenen inzwischen losgebunden und mit etwas Speise versorgt worden waren. Auch hatten die Wächter ihnen Wasser gereicht und dem Priester gestattet, seine eigenen Wunden zu verbinden und den Leidensgefährten beizustehen.

Sobald der Missionär seinen Rundgang beendet und mit den anwesenden Christen gebetet hatte, traten die Häuptlinge und Sachems zu weiterer Berathung zusammen, und auch heute nahm der Hennegauer wieder theil daran. Heute schwieg er jedoch nicht, sondern suchte die Wuth der Wilden zu entflammen: die drei Weißen, und vorzüglich den Missionär stellte er als eingefleischte böse Geister dar und erklärte, auch Ahatsistari und seine getauften Krieger seien besessen und würden ihren Feinden, wenn man sie am Leben lasse, großen Schaden zufügen und namenloses Elend über die Mohawks bringen. Allerdings seien die Holländer bereit, die gefangenen Weißen loszukaufen, und auch die Franzosen würden wohl einen ordentlichen Preis für ihre Auslieferung bieten, aber der verheißene Gewinn dürfe die Mohawks nicht verblenden und sie nicht zu einem unweisen Entschlusse führen, den sie gar bald bitter bereuen würden.

Diese Erklärung des verwilderten Weißen, der mit der Rettung der drei Franzosen seine eigene Sicherheit gefährdet sah, stand im grellsten Widerspruch mit dem, was er abends zuvor Adler zugeflüstert hatte, und der schlaue Häuptling mißtraute dem Waldläufer nun noch mehr als zuvor.

„Weshalb sagte Rothe Hand, die Bleichgesichter am Cohotatea [1]) würden den Mohawks schöne Sachen geben, wenn sie die drei Franzose nicht am Pfahle rösten und ihnen auch sonst nicht weh thun wollten?“ fragte er lauernd. „Rothe Hand ist sehr klug, und Adler ist sehr dumm. Adler kann nicht verstehen, warum die Mohawks nicht für den Schwarzrock und seine beiden weißen Freunde schöne Geschenke nehmen und die Freunde der Bleichge-

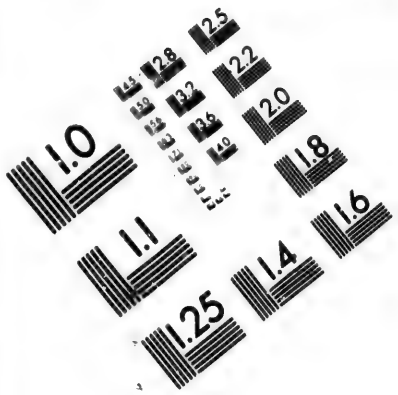
[1]) Die Holländer am Hudson-Flusse.

sichter am Cohotatea bleiben sollen. Rothe Hand sagte zuerst, so sei es weise und gut, und nun sagt er, so sei es dumm und schlimm. Adler ist sehr dumm geworden; denn er versteht Rothe Hand nicht mehr."

Der Waldläufer bemerkte, wie das Mißtrauen von neuem gegen ihn erwachte, und befand sich in großer Verlegenheit, wie er seine rasche Sinnesänderung dem Wilden gegenüber begründen solle. Bald hatte er jedoch einen Ausweg gefunden und entgegnete mit einem schlauen Lächeln: „Adler ist sehr klug und sehr vorsichtig, aber er kann doch nicht alles hören und sehen. Rothe Hand mußte so reden, wie er zuerst gethan, weil er der Freund der Bleichgesichter am Cohotatea bleiben muß, wenn er bei ihnen für seine rothen Freunde vom mächtigen Volke der Mohawks Gutes wirken will. Er sagte Adler nur, was der Häuptling der Bleichgesichter ihm aufgetragen hatte, aber er sagte nicht, ob die Mohawks das thun oder lassen sollten. Die großen Häuptlinge und die weisen Sachems hatten noch nicht gesprochen, deshalb konnte auch Rothe Hand nicht eher seinen Mund im Rathe öffnen. Nun aber darf er reden, und nun sagt er den tapfern Mohawks: Die Bleichgesichter müssen sterben!"

Diese Unterwürfigkeit des falschen Weißen schmeichelte den Versammelten, und der Waldläufer bemerkte mit verhaltener Freude, daß seine Worte mit Beifall aufgenommen wurden.

Nur Adler und Bunte Schlange widersetzten sich noch immer der Hinrichtung, und schon hatte es den Anschein, als würden sie überstimmt werden, als Koetsaeton das Wort ergriff und mit hinreißender Beredsamkeit die Ehre schilderte, welche die Mohawks ernten würden, wenn sie die gefangenen Franzosen nicht nur durch die eigenen Dörfer führten, sondern mit denselben auch zu den übrigen Stämmen des Irokesen-Bundes zögen. Und stürmisch pflichteten fast alle dem Haupte der Schildkröten-Familie bei, und so wurde denn beschlossen, die Gefangenen wohl noch



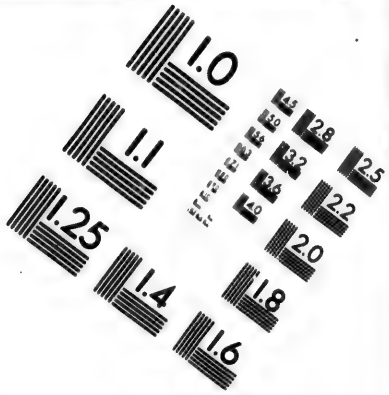
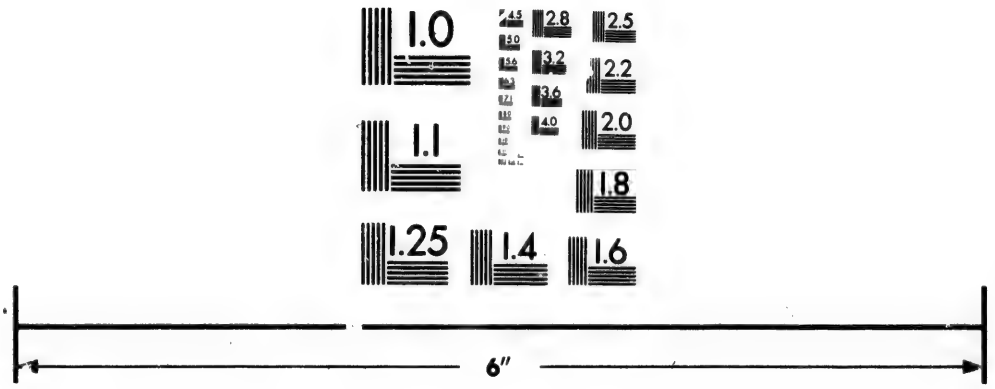
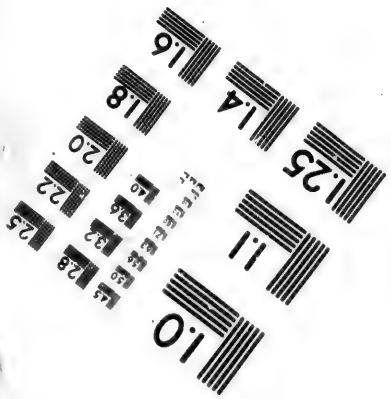
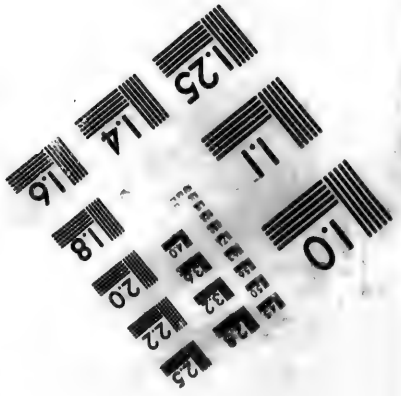


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

CIHM/ICMH
Microfiche
Series.

CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.

Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1981

zu martern, nicht aber zu tödten, bis Aireskoi sie zum Opfer fordere.

Der Hennegauer schäumte vor Wuth, als er seinen Anschlag auf das Leben der Franzosen vereitelt sah; jedoch gelang es ihm trefflich, ruhig zu erscheinen, und noch ehe die Berathung geschlossen war, hatte er bereits einen andern Plan entworfen, die drei Weißen zu verderben.

Während die Anführer der Wilden über das Schicksal der Gefangenen entschieden, begnügte sich das Volk damit, sie zu verhöhnen, und niemand legte Hand an sie. Als jedoch ein Rufer verkündete, die Häuptlinge und Sachems hätten das Urtheil gefällt, da entstand eine Todtenstille. Dann trat Bunte Schlange vor und befahl, die Gefangenen an den Händen zu fesseln und daran emporzuziehen, daß ihre Füße den Boden nicht mehr berührten.

Dieser Ausspruch rief unter den Mohawks einen stürmischen Jubel hervor. Sämmtliche junge Krieger warfen sich auf die armen Dulder, und in wenigen Minuten hingen die Unglücklichen an ihren Pfählen wohl einen Fuß hoch über dem Boden.

Jetzt waren sie den Squaws preisgegeben. Kreischend und schreiend versahen diese sich sofort mit Hickory-Ruthen, zogen reihenweise an ihren Opfern vorüber und peitschten erbarmungslos namentlich auf die wunden und verstümmelten Theile der Unglücklichen. Die Aermsten litten Entsetzliches, und doch kam kein Schmerzenslaut über ihre Lippen. Darob erbosten die Megären noch mehr: sie wähnten, ihr Kriegsgötze habe ein besonderes Wohlgefallen am Schmerzensgeschrei und Gestöhne gefangener Feinde.[1])

[1]) In diesem heidnischen Wahne ist auch der Grund dafür zu suchen, daß die Indianer schon als Knaben an die Verachtung des Schmerzes und das stumme Dulden jeglicher Marter gewöhnt wurden; denn wenn sie einmal gefangen genommen und zu Ehren jenes Dämons gepeinigt werden sollten, ward ja der Zweck der Sieger vereitelt, sobald sie ihren Gefangenen keine Klagelaute entlocken konnten. Der Krieger am Marterpfahle pflegte sogar seine eigenen Helden-

René's Haupt war ermattet auf seine Brust gesunken, und schwer hing sein zuckender Körper in den starken, tief in die Haut einschneidenden Banden, welche ihn an den Pfahl fesselten. Auch Guillaume war zum Tode erschöpft und regte sich kaum. Der Missionär aber schaute flehend zum Himmel empor und bat für sich und seine armen Gefährten um Kraft in dieser schweren Stunde. Er wähnte, diese neue Folter sei das Vorspiel zu ihrer Hinrichtung.

Ahatsistari theilte diese Ansicht. In stillem Gebet empfahl er seine Seele dem Himmel, dann aber erhob er stolz das Haupt und bereitete sich vor, wie ein tapferer Krieger zu sterben; denn sein junger Glaube hatte seine indianische Natur nicht ganz zu ändern vermocht. Laut und vernehmlich erscholl sein Sterbelied, in welchem er sein Volk pries und die Feinde verhöhnte.

Da trat Adler an ihn heran, spie ihn an und rief: „Noch hat der Todtenvogel die klimmende Katze nicht gerufen. Sie soll noch oft ihre Standhaftigkeit erproben vor den Squaws und den Kindern der siegreichen Mohawks. Ahatsistari schone seine Lungen, damit er recht laut winsele, wenn die Squaws ihn braten."

Ein Grausen überlief den Priester, der jedes Wort verstanden hatte. „Wir sind also der Gnade, unser Leben als Martyrer für den heiligen Glauben hinzugeben, noch nicht würdig!" murmelte er seufzend.

Auch Couture schien den Sinn der Worte des Häuptlings erfaßt zu haben; denn er wandte sich matt zu dem Missionär und sagte auf französisch: „Man wird uns also noch nicht tödten, mein Pater? Meine Kraft schwindet, und ich sehne den Tod herbei."

---

thaten zu erzählen und laut die Größe und die Tapferkeit seines Stammes zu preisen, sowie seine Peiniger zu verhöhnen; dieselben sollten dadurch in immer heftigere Wuth gebracht werden und so seine Qualen durch einen blindlings geführten Hieb mit dem Tomahawk oder durch einen Messerstoß beenden. D. B.

Thränen rannen über die Wangen des Jesuiten, als der treue Freund so zu ihm redete, und den Blick voll Liebe und Milde auf den ermattenden Dulder gerichtet, tröstete er: „Sei stark, mein armer Sohn! Sei eingedenk der Verheißungen des göttlichen Heilandes, und baue fest auf Sein Versprechen, daß Er jedem, der treu bis zum Ende ausharret, die Krone des ewigen Lebens geben will. Kurz ist die Prüfung, ewig aber währt die Belohnung. Bete, mein guter Guillaume, bete!"

Ahatsistari hatte, unbekümmert um die Worte des Sachem, seinen eintönigen Gesang fortgesetzt; er glaubte, Adler habe ihn nur zum Schweigen bringen wollen, und die Gefangenen würden doch noch am Pfahle verbrannt. Jetzt schloß er mit einem schrillen Triumphschrei und erwartete, seine Krieger würden seinem Beispiel folgen und gleichfalls einer nach dem anderen ihren Sterbegesang anstimmen.

Da ließen die Squaws auf ein Zeichen Adler's von den Gefangenen ab, und diese wurden zum größten Erstaunen des Huronen-Häuptlings losgebunden und auf ihre Füße gestellt. Ahatsistari konnte sich das nicht erklären. Es schien ihm nun doch, daß der Häuptling die Wahrheit gesprochen, und die Hinrichtung noch nicht erfolgen werde. Auch die übrigen Huronen schienen nicht mehr daran zu denken, daß sie jetzt schon den Feuertod sterben sollten, und schwiegen.

Adler hatte zwei seiner Krieger zu sich hergewinkt und sprach leise mit ihnen. Dann klatschte er in die Hände, die beiden Mohawks zogen ihre Messer, naheten sich dämonisch grinsend Ahatsistari und ergriffen seine Hände, die er ihnen auch ohne Sträuben überließ.

„Klimmende Katze hat scharfe Krallen!" rief einer der beiden Henker, zu den Häuptlingen und Sachems gewendet.

„Klimmende Katze hat zu viele Krallen. Meine jungen Männer mögen ihr die Tatzen beschneiden!" erwiderte Bunte Schlange, und um den Schmerz ihres Opfers zu

erhöhen, begannen die Krieger möglichst langsam von jedem Daumen des Unglücklichen ein Glied abzutrennen.

Der Huronen-Häuptling zuckte mit keiner Muskel.

„Ist die Klimmende Katze stumm geworden?“ höhnte der Sachem. „Sie kann so schön singen! Weshalb hören die Mohawks nicht ihre Stimme? Meine jungen Männer sollen ihr ein Loch in die linke Tatze bohren, damit sie kein Unheil mehr anrichtet!“

Regungslos vernahm der stolze Hurone die Ankündigung dieser neuen Marter, mit Verachtung blickte er auf einen dritten Krieger, der jetzt mit einem zugespitzten Stabe näher kam, seine blutige linke Hand ergriff und das Marterholz durch dieselbe stieß.

Schaudernd sah der Missionär die gräßliche Folter, und als bereits man ihm selber diese Qual, stöhnte er laut auf.

Da drehte sich Ahatsistari zu ihm um, schaute ihn mit leuchtenden Blicken an und sagte lächelnd: „Sieht Ondesonk, wie der gute Gott Sein rothes Kind schützt? Ahatsistari fühlt keinen Schmerz.“

„O Du Beneidenswerther!“ rief der Priester begeistert aus; „eine große Gnade hast Du empfangen! Danke dem gütigen Vater im Himmel, daß Er Dich gewürdigt hat, eines der Wundmale Seines göttlichen Sohnes zu tragen! Ungläubige Henker haben Deine Hand durchbohrt, und Du hast es ohne Murren, ohne Klage erduldet. Harre muthig aus, Eustachius, und Deiner wartet im Himmel, wohin wir ja alle streben, ein unermeßlicher Lohn. René! Guillaume! Betrachtet diesen jungen Martyrer und stärket Euch an seinem Beispiel!“

„Ich bewundere unsern treuen Bruder, mein Pater,“ erwiderte Goupil und faltete betend die Hände.

„Mit Staunen sehe ich diese unerschütterliche Standhaftigkeit und erbaue mich daran. Gebe Gott auch mir solche Kraft!“ sagte Couture.

Die Franzosen hatten in ihrer eigenen Sprache zu

einander geredet, und Ahatsistari, der sie recht wohl verstand, fügte in derselben Zunge stolz hinzu: „Ahatsistari sein Mann! Aber sein auch noch viel mehr: Ahatsistari sein Krieger und tapferer Häuptling! Und noch viel mehr: Ahatsistari sein Christ!"

Bunte Schlange hatte aufmerksam gelauscht und forschte mißtrauischen Blickes: „Was reden die Zungen der Bleichgesichter, und was knurret klimmende Katze? Weshalb reden sie nicht die Sprache der Mohawks oder der Huronen?"

„Was wir geredet, soll Dir kein Geheimniß bleiben, Häuptling. Ich will es Dir in Deiner Sprache sagen, so gut ich es vermag. Ich kann Dir aber nur unsere Worte wiederholen; denn ihren Sinn wirst Du nicht ganz begreifen. Du sollst erfahren, worüber wir gesprochen, und Du wirst es auch verstehen; aber es wird Dir keinen Vortheil bringen, so lange nicht der einzige, wahre Gott Dich begnadet und sehend und hörend gemacht hat," entgegnete der Jesuit seufzend.

„Wofür hältst Du den großen und weisen Sachem, der Dich elende schwarze Schlange hoch ehrt, wenn er zu Dir redet?" brauste Adler auf. „Die Häuptlinge und Sachems der Mohawks sahen und hörten nur Gutes, ehe das Bleichgesicht wie ein schleichender, hungriger Hund zu ihnen gekrochen kam und gierig seine Zähne in ihre Leiber schlug. Sie sehen und hören nur zu viel; denn sie sehen, wie die Bleichgesichter sie betrügen, und sie hören, wie deren krumme Zungen sie belügen. Rede, Schwarzrock, und die Männer vom großen Volke der Mohawks werden wissen, was Du sprichst!"

Grinsend erhob sich jetzt der Waldläufer, trat an den zornigen Häuptling heran und sagte schmeichelnd: „Adler ist klug und weise. Rothe Hand beugt sich vor dem großen Häuptlinge."

Mitleidsvoll schaute der Priester den Elenden an; dann richtete er sein großes, klares Auge auf Adler und Bunte

Schlange und fuhr fort: „So wisse denn, wir redeten von Gott, dem allmächtigen, allgütigen und allwissenden Vater im Himmel, der Seine treuen Kinder auch inmitten ihrer Feinde, die nach ihrem Blute lechzen, schützt und stärkt. Wir redeten von Seinem Sohne, der für uns Mensch geworden und zu unserem Heile am Kreuze gestorben ist, und wir baten Ihn, daß Er auch den Mohawks Gutes thue. Nun weißt Du, Häuptling, was wir sprachen. Meine jungen weißen Brüder verstehen nur die Sprache ihrer Väter und ihrer Mütter, und deshalb redeten wir darin, und Du verstandest unsere Worte nicht, Sachem."

Zweifelnd blickten die Angeredeten bald auf den Missionär und bald auf den Waldläufer, der jetzt frech und trotzig in die Mitte des Kreises schritt und, auf P. Jogues weisend, mit heiserer Stimme rief: „Der Schwarzrock hat Dich belogen, Häuptling! Glaube seinen Worten nicht, Sachem!"

„So sage uns Rothe Hand, was die Franzese und Klimmende Katze redeten. Rothe Hand versteht ja die Sprache der Bleichgesichter, die wie das Geschrei der Frösche klingt," entgegnete Bunte Schlange.

Da blitzte das Auge des Waldläufers in wilder Rachsucht, und zu den Wilden gewandt, sprach er: „Sachems, Häuptlinge und Krieger der tapfern Mohawks! Diese Bleichgesichter sind böse Zauberer. Der Schwarzrock aber ist der mächtigste und böseste unter ihnen. Diese Bleichgesichter werden großes Unheil über Euch bringen, wenn Ihr sie nicht dem mächtigen Aireskoi opfert. Sie kennen den Großen Geist, den Vater der rothen Männer, nicht; denn sie sind vom Bösen Geiste erschaffen. Rothe Hand weiß das, und hat es Euch oft gesagt. Auch die weisen Männer der Bleichgesichter am Cohatatea sagten Euch, wenn Ihr zu ihnen kamet, daß die Franzese vom Bösen Geiste über das große Wasser in das Land der rothen Männer geführt wurden, um sie zu verderben und zu vernichten. Die Bleichgesichter am Cohatatea geben den

Mohawks Donnerwaffen und viele schöne Dinge. Sie sind die Freunde der rothen Männer und lügen nicht. Glaubt ihnen und glaubt, was Rothe Hand zu Euch redet. In dem Schwarzrocke und in seinen beiden weißen jungen Männern wohnen böse Geister. Glaubt mir, Mohawks! Reißt ihnen die Zungen aus, daß sie nicht mehr Zaubersprüche murmeln, und macht sie blind, daß sie Euch nicht weiter durch ihren bösen Blick schaden! Rothe Hand versteht ihre Sprache und weiß, was sie redeten. Sie sinnen auf Euer Verderben und rufen den Bösen Geist an. Deshalb thut, was Rothe Hand Euch räth! Rothe Hand hat gesprochen."

„Ja, Du hast gesprochen und gelogen, Du hast gelästert und verleumdet, das weiß Gott!" rief der Priester, als der Hennegauer schwieg. „Weißer Mann, ich kenne Dich nicht und weiß nicht, wer Du bist; aber wohl weiß ich, daß Du wissentlich eine schwere Schuld auf Dich lädst. Wohl weiß ich, daß Du noch nicht vergessen haben kannst, was Du gelernt, da Du noch ein Knabe warst, und Dein Herz noch nicht verderbt war. Du magst vergebens Dich bemühen, den furchtbaren Mahner in Deiner Brust zum Schweigen zu bringen, Du magst Dein Gewissen überschreien, aber Du wirst es nicht für immer stumm machen: es wird Dich immer wieder an Deine schwarzen Thaten mahnen, und es wird Dir gerade in den schwersten Stunden Deines Lebens zurufen: ‚Gedenke der letzten Dinge! Gedenke des Gerichts, das Deiner harret, wenn der Ewige von Dir Rechenschaft fordert!' Was haben wir Dir Leides gethan? Weshalb lästerst Du Gott und verleumdest Seine treuen Kinder und Seinen geringen Diener?"

Der Missionär hatte sich, von seiner Entrüstung hingerissen, der französischen Sprache bedient, und der Waldläufer machte sich diese Unvorsichtigkeit sofort zu Nutzen. „Hören die weisen Sachems und die klugen Häuptlinge, was der Schwarzrock redet?" schrie er triumphirend. „Der Schwarzrock will Rothe Hand den Mund mit schönen

Geschenken verschließen. Er will den weißen Freund der Mohawks bereden, daß er schweige. Aber Rothe Hand hört nicht auf die schwarze Schlange, Rothe Hand ist der Freund und der Bruder der tapfern Mohawks!"

„Jean Bouffet, Du Mörder, Dein Ende wird schrecklich sein, wenn auch der Henker zu Quebec nicht Dein Todesurtheil vollstreckt!" ließ sich nun René Goupil vernehmen, dessen Schwäche geschwunden war.

„Schwatz' keinen Unsinn, Knabe!" höhnte der erbleichende Hennegauer. „Der wilde Jean fürchtet nicht Hölle und Teufel, und das Lumpenvolk zu Quebec lacht er aus!"

„Jean Bouffet, denk' an mich!" fuhr der Oblat prophetisch fort; „Du wirst eines elenden Todes sterben, und in der Ewigkeit harret Deiner die Hölle! Kehre um, Jean Bouffet, noch eh' es zu spät ist!"

Der gottvergessene Verbrecher schlug eine gräßliche Lache auf, vor der selbst die Indianer zu erschrecken schienen, und rief: „Soll das etwa ein Fluch sein, Du Milchgesicht? Spare Deine Flüche, Büblein! Mich schrecken sie nicht. Ich aber sage Dir: Du und der Glatzkopf dort und der andere weiße Heuchler, sowie das ganze kreuzschlagende Huronen-Gesindel, Ihr alle sollt einer wie der andere auf feurigen Rossen in Euren Himmel reiten, wo Euch und die ganze Klerisei der Teufel holen mag!"

„Warum redet Rothe Hand die Sprache der Bleichgesichter, die seine Freunde nicht verstehen?" fragte Bunte Schlange mißtrauisch.

„Weil zwei der Bleichgesichter nicht reden können wie die Mohawks," entgegnete der Angeredete und fuhr dann, dicht an den Sachem herantretend, in leiserem Tone fort: „Der Schwarzrock ist ein großer Zauberer, ich warne Dich nochmals vor ihm."

„Dann zaubre er sich vom Pfahle los," entgegnete der Mohawk in wegwerfendem Tone.

„Rothe Hand redet die Wahrheit, Sachem," mischte

sich ein Krieger in das Gespräch; „der Schwarzrock streckte auf der Peters-Insel seine Hand gegen die Wolken aus, als einer seiner Huronen-Freunde unter dem Messer Lahmen Fußes fiel, und zischend schlug ein Feuerpfeil, von Hens's Hand entsandt, hernieder und zerriß einen Baum. Das hat Lahmer Fuß mit seinen eigenen Augen gesehen. Lahmer Fuß hat die Wahrheit gesprochen, und Rothe Hand lügt auch nicht: der Schwarzrock ist ein Zauberer! Als der Feuerpfeil in den Baum gefahren war, ließ der Schwarzrock seine Hand sinken; dann begann es zu regnen, weil er es haben wollte. Es fiel aber kein anderer Feuerpfeil herab. Was Lahmer Fuß sagt, das hat er gesehen."

Eine tiefe Stille folgte den Worten des Kriegers, der bescheiden in den Kreis seiner Gefährten zurücktrat und sich neben ihnen wieder auf dem Boden niederkauerte. Sinnend schaute Bunte Schlange vor sich hin; dann winkte er plötzlich den Häuptlingen und führte sie eine Strecke seitwärts, um nochmals darüber zu berathen, was mit dem Priester und seinen Gefährten geschehen solle. Auch die nicht zur Berathung geladenen Krieger, sowie die Weiber und Kinder verließen den Hügel, um sich während der eingetretenen Pause im Dorfe zu erquicken. Die Gefangenen waren jedoch zuvor wieder an die Pfähle gebunden worden, und der Hennegauer blieb als Wächter bei ihnen.

Sobald kein Mohawk mehr in der Nähe war, näherte er sich den Weißen, blieb bei Goupil stehen und flüsterte: „Wenn Du willst, mach' ich Dich frei. Rede nur ein gutes Wort für mich, daß ich wieder nach Quebec gehen kann, ohne eingesperrt zu werden: dann zerschneide ich diese Riemen und bringe Dich in Sicherheit. Drüben unter den Uferbüschen liegt mein Canoe, das uns rasch aus dem Bereich der Büchsen trägt. Ich bringe Dich zu den Holländern nach Renselaerswyk, denen Du dann erzählen magst, wie ich Dich gerettet habe. Du mußt dort jedoch das Kreuzschlagen und den andern katholischen Un-

sinn vergessen; denn davon sind die Mynheers keine Freunde. Hängst Du aber diese Dummheiten an den Nagel, dann thun sie alles für Dich. Schwöre mir, daß Du diese leichten Bedingungen erfüllen willst, und ich mache Dich frei. Entschließe Dich rasch; denn der wilde Jean ist einmal guter Laune, und das kommt nicht allzu oft vor!"

Staunend und verachtend blickte der junge Franzose den Versucher an und erwiderte laut und vernehmlich: „Du betrügst doch einen jeden, Jean Bouffet! Was Dich bewegt, mir diesen seltsamen Antrag zu machen, will ich gar nicht wissen; denn ich habe keine Gemeinschaft mit Banditen. Hast Du uns an die Mohawks verkauft, so möge Gott es Dir verzeihen! Unser Leben steht in des Allmächtigen Hand. Will Er es nehmen, so geschehe Sein heiligster Wille. Für meinen Glauben will ich freudig leiden und sterben. Geh', Jean Bouffet; ich höre nicht mehr auf Deine Worte, aus Dir redet der Böse!"

„Wie Du willst, Knabe!" grinste der entlarvte Verbrecher und versuchte jetzt sein Glück bei Couture, der jedoch voll Abscheu sein Gesicht abwendete, den Versucher mit beiden Händen abwehrte und dabei rief: „Fort mit Dir, Du Gotteslästerer! Du möchtest unsere Bande lösen und uns zur Flucht veranlassen, um die Wilden nur noch wüthender zu machen, damit sie uns schleunigst umbrächten. Wähnst Du, ich glaubte Dir, daß Du uns wirklich in Sicherheit bringen würdest? Geh' und betrüge andere, die Dich weniger kennen!"

„Du schimpfst ja wie ein Rohrspatz, grünschnabeliges Bürschchen! Du weißt: der Glaube macht selig; Dein Glaube aber, daß Jean Bouffet Euch nicht wirklich helfen wolle, bringt Dich auf den Holzstoß, — das merke Dir!" knirschte der abgewiesene Versucher.

Dann trat er vor den Priester hin: „Was sagst Du dazu, Glatzkopf? Du bist doch kein so junger, unüberlegter Brausekopf mehr wie diese beiden flaumbärtigen Bürschlein; deshalb darf ich von Dir wohl eine gescheidtere Antwort

erwarten. Soeben wird über Euch dort drüben abgestimmt, und seid Ihr in einer halben Stunde noch hier, so wird man Euch hübsch einheizen. Du hast gehört, Jesuit, welche Bedingungen ich dem jungen Laffen neben Dir stellte: sie gelten auch für Dich. Willige ein, und ich bringe Dich noch vor Dunkelwerden in Sicherheit."

„Spare Deine Worte!" erwiderte der Missionär; „von uns verräth keiner seinen heiligen Glauben; in ihm wollen wir leben und sterben! Laß ab von uns und gehe in Dich!"

„Ein jeder hat so seinen Geschmack," grollte der Waldläufer; „wenn Euere Jesuitenschädel keine Vernunft annehmen wollen, so habt Ihr selber den Schaden."

An Ahatsistari vorüberschreitend, versetzte er demselben einen Stoß mit dem Kolben seines Gewehres und höhnte: „Nun, Du hochnasiges Huronen-Fell, wie gefällt Dir der Spaß?"

Der Häuptling würdigte den rohen Burschen keiner Antwort und schaute sinnend in die Ferne.

Jetzt war die Berathung der Häuptlinge und Sachems beendet, und nach Rang und Alter folgten sie, einer hinter dem anderen gehend, Bunter Schlange nach dem Marterhügel, wo alle wieder ihre Plätze einnahmen. Auf einen Wink Adler's setzte sich der Hennegauer zu ihnen, und ein junger Häuptling schlug aus Leibeskräften die vorerwähnte Kesselpauke, zum Zeichen der Urtheilsverkündung.

Heulend und kreischend kehrten die in das Dorf gelaufenen Wilden zurück, ein Rufer schrie aus, Bunte Schlange wolle zu den Mohawks reden und ihnen sagen, was man in betreff der Gefangenen beschlossen, und als es allmählich ruhig geworden, erhob sich der bejahrte Sachem, trat einige Schritte vor und sprach: „Die Sachems und Häuptlinge der Mohawks haben eine Berathung gehalten und beschlossen, daß der Schwarzrock und die beiden jungen Bleichgesichter nicht am Pfahle sterben sollen. Sie sind keine Krieger, und deshalb mögen die Squaws ihr Urtheil sprechen, so-

bald die Krieger sie durch die Dörfer der Ongwehonwe [1]) geführt haben. Klimmende Katze soll, wenn die Krieger es verlangen, Aireskoi zu Ehren am Pfahle singen; die übrigen Huronen werden ihren Herren folgen und für sie arbeiten, sobald unsere Brüder in den Dörfern ihren Muth erprobt haben. Fordert aber der große und mächtige Aireskoi durch die Wakon-Männer irgend einen der Gefangenen als Opfer, so werden die Krieger den Pfahl errichten und die Squaws Holz herbeitragen, um zu thun, was Aireskoi von den Mohawks fordert. Noch ehe das große Licht wieder sinkt, werden wir die Gefangenen nach Candagaro führen."

Diese Rede des Sachem rief stürmischen Jubel hervor, und schleunigst trafen Männer und Weiber ihre Vorkehrungen, um an dem Siegeszuge durch die Dörfer theilzunehmen. Nur die Greise und Greisinnen und einige Krieger, die ihre Wunden beim Gehen hinderten, blieben zurück, und um die Mittagsstunde war Gandawaga öde und wie ausgestorben.

Der Waldläufer hatte sich geweigert, dem Triumphzuge zu folgen, und war, nachdem Adler ihm auf sein Verlangen zwanzig ausgesuchte Biberfelle als Judaslohn hatte zuzählen lassen, in seinem Canoe den Mohawk-Fluß hinabgefahren. Er befand sich in übler Laune, weil es ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelungen war, die Hinrichtung der Franzosen durchzusetzen. Mit seinem Befreiungsvorschlage war es ihm gewiß nicht ernst gewesen.

8. Verworrene Juden.

In Renselaerswyk hatte sich die Kunde von der Gefangennahme der französischen Expedition nach dem Huronen-Lande wie ein Lauffeuer verbreitet und war sehr verschieden aufgenommen worden. Die drei Franzosen

[1]) Das Wort bedeutet — ‚die besten Männer'; so nannten sich sämmtliche Stämme des Irokesen-Bundes.

wurden von fast allen Ansiedlern lebhaft bedauert, und man erwog bereits, was zu ihrer Befreiung gethan werden könne. Jedoch geschah das mit echt holländischer Bedächtigkeit des Abends bei der Pfeife und einem Gläschen; denn am Tage hatten ja die biederen Niederländer ihrer gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Man kam daher trotz langer Debetten zu keinem Ziele, sondern bauete immer neue Luftschlösser und schmiedete Pläne, die über Nacht zu Wasser wurden.

Der Commandant Arendt van Curler harrete seit drei Wochen vergebens auf die Rückkehr des Hennegauers und schärfte den Wachen Tag für Tag ein, den Spion Jan alsbald nach seinem Eintreffen ohne Umstände vor ihn zu führen, gleichviel zu welcher Tages- oder Nachtzeit. Jan erschien jedoch nicht, und der Feldhauptmann zerbrach sich den Kopf darüber, wo er wohl stecken, und was ihn abhalten möge, pflichtschuldig Rapport zu erstatten; aber es kam dem behäbigen Kriegsmanne nicht in den Sinn, weitere Schritte zur Befreiung der drei Weißen zu thun, obschon er dieselben lebhaft bedauerte und sich deren Loos als ein ganz fürchterliches vorstellte. Jan mußte ihm ja endlich die ersehnte Nachricht bringen, und dann sollten sofort die geeigneten Maßregeln getroffen werden, — das hatte van Curler sich und andern so oft gesagt, daß er unerschütterlich fest glaubte, so und nicht anders werde es kommen. Strenge Pflichterfüllung war bei ihm ein Grundsatz, dem er unter keinen Umständen untreu wurde, und deshalb setzte er auch einen Bericht an die Colonial-Regierung zu Neu-Amsterdam auf und erbat sich von derselben genaue Instructionen.

Dieses Schreiben des Commandanten gelangte indessen erst gegen die Mitte des September in die Hände des Gouverneurs Kieft, der nun seinerseits an die Regierung der Generalstaaten schrieb und bei derselben anfragte, was zu thun sei. Auch sandte er an die französische Colonial-Regierung zu Quebec einen Bericht ab und erbot sich,

mit derselben gemeinsam die Befreiung der Gefangenen anzustreben, sobald er vom Haag aus die nöthige Vollmacht erhalten habe.

Im Missionshause zu Trois-Rivières sah man in banger Erwartung einer Nachricht von P. Jogues entgegen, die derselbe in lateinischer Sprache schreiben und an der Mündung des Ottawa-Flusses in einem hohlen Eichbaume, der schon häufig als Briefstation gedient, hatte hinterlegen wollen. Ein Algonquin-Spion im Dienste der Franzosen hatte sich auch etwa eine Woche nach der Abreise des Missionärs dorthin begeben, aber er hatte weder einen Brief gefunden, noch war es ihm möglich gewesen, an den Ufern des Ottawa irgend welche Spuren von den Reisenden zu entdecken. Nachdem er mehrere Tage lang die Gegend durchstreift hatte, war er unverrichteter Sache in die Ansiedelung zurückgekehrt. Sein Bericht rief unter den Katholiken zu Trois-Rivières lebhafte Befürchtungen wach, und der Obere der dortigen Mission wandte sich sofort an die Regierung, um eine Beschleunigung der längst geplanten Militär-Expedition nach dem oberen St. Lawrence zu erbitten. In Quebec waren jedoch die Hugenotten am Ruder, und man erwiderte nur auf die Petition des P. Rector, die Vorkehrungen erheischten viel Zeit und Arbeit; gewiß sei das Verschwinden des Priesters und seiner Gefährten im höchsten Grade bedauerlich, trotzdem könne man aber nicht ohne weiteres Truppen aufbieten, um nach den Verschollenen zu suchen.

Gerade war dieser Bescheid in Trois-Rivières eingetroffen und hatte die besorgten Ordensmänner in die größte Trauer versetzt, als der Hennegauer, welcher über die ‚Grünen Berge' einen Nichtweg nach dem Franzosen-Dorfe genommen hatte, an die Klosterpforte klopfte und den Rector in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen verlangte: er bringe eine Kunde von P. Jogues, sagte er, und unverzüglich wurde er in das Sprechzimmer geführt und dort empfangen.

„Ach, mein Pater!“ begann der tückische Heuchler, nachdem er den katholischen Gruß des hastig eintretenden Ordensmannes erwidert hatte; „ach, mein Pater, ich habe Euch eine gar traurige Botschaft zu bringen. Der Hochwürdige Missionär, der unlängst mit zwei wackern Laienbrüdern und einer Schaar rother Krieger von hier nach dem Lande der Huronen zurückgereist, ist in die Hände der Mohawks gefallen.“

„So sind also unsere schlimmsten Befürchtungen eingetroffen,“ seufzte der Rector, schauete einen Augenblick stumm vor sich hin und fragte dann: „Wißt Ihr Näheres zu berichten? Lebt P. Jogues noch, oder ist er schon dem Blutdurst der Wilden zum Opfer gefallen? Was wißt Ihr von den Huronen und von den braven Oblaten, die unseren Pater begleiteten?“

„Ich kann Euch ausführlich über den ganzen Hergang berichten, mein Pater. Vorderhand aber erfahret, daß bis jetzt noch keiner der drei Weißen ermordet worden ist,“ entgegnete der Waldläufer und erzählte, von dem Rector dazu gedrängt, was ihm gut dünkte. Seinen Verrath verschwieg er natürlich; auch wollte er nur so ganz zufällig am Tage nach dem Ueberfalle auf den Kampfplatz gekommen sein, und sich unmittelbar von dort nach Renselaerswyk begeben haben, um die den Mohawks sehr nahe wohnenden Niederländer von dem Vorgefallenen zu unterrichten und sie zur Beschützung der Gefangenen aufzufordern. Die Unterredung mit Arendt van Curler stellte er so dar, als habe er den Commandanten durch eindringliches Bitten bewogen, sich des Paters und seiner weißen Begleiter anzunehmen und den Mohawks ein Lösegeld zu bieten. Freudig habe er sich dann bereit erklärt, den Unterhändler zu machen; aber die Mohawks seien mit den angebotenen Geschenken nicht zufrieden, und da ein verwegener Fluchtversuch durch die Wachsamkeit der Wilden vereitelt worden, so habe er sich aufgemacht, um den Hochwürdigen Vätern zu Trois-Rivières die entsetzliche Nachricht zu bringen.

Dann erzählte er von den furchtbaren Martern, welche die drei Franzosen zu erdulden gehabt hätten, und schloß seinen Bericht mit der Versicherung, er habe die Mohawks schließlich doch noch zu bestimmen gewußt, daß sie die Weißen nicht eher hinrichten wollten, bis sie durch ihn Nachricht von den Franzosen hätten. Böten diese einen guten Preis, so sollten sämmtliche Gefangene ausgeliefert werden, anderenfalls würden dieselben jedoch mit teuflischer Grausamkeit gefoltert und am Pfahle verbrannt.

Der Waldläufer spielte seine Rolle mit großer Gewandtheit, und seine Schilderung der Qualen, welche der Missionär und seine Begleiter bereits überstanden, und des Looses, das ihrer noch harrte, schnitt dem Rector tief ins Herz.

„Also die Holländer nehmen Antheil an dem Geschick unsers wackeren Paters und seiner Gefährten? Das nimmt mich wahrlich Wunder; denn sonst scheinen sie uns durchaus nicht freundlich gesinnt zu sein. Gott lohne ihnen reichlich, was sie für die Unglücklichen thun!“ begann er, da der Erzähler schwieg, und als dieser, weil er noch nicht recht wußte, wie weit er in dem Lobe der Niederländer zu Renselaerswyk gehen dürfe, hierauf nur durch ein beistimmendes Nicken antwortete, fuhr der Rector mit einem tiefen Seufzer fort: „Wie wir unserem lieben Amtsbruder helfend beispringen können, das weiß ich noch nicht. Ein hohes Lösegeld sofort aufzubringen, ist uns unmöglich. Freudig wollen wir geben, was wir haben; aber wird es hinreichen? Von unserer Regierung zu Quebec ist auch wenig Hilfe zu erwarten, und ehe man uns von Frankreich aus Beistand leisten kann, möchten diese Glaubenshelden wohl schon längst keiner Menschenhilfe mehr bedürfen.“

„So gar große, d. h. so gar theuere Geschenke wären eben nicht erforderlich, mein Pater,“ wandte der Hennegauer ein; „für einige hundert Gulden ließe sich in Renselaerswyk viel Land kaufen, wie er die Mohawks erfreuen

würde. Allerdings müßte man auch noch einige weitere hundert für die Renselaerswyker haben; denn die thun nichts umsonst — um Gottes Lohn, wollte ich sagen. Im schlimmsten Falle, d. h. wenn die Mohawks sich nicht auf das Loskaufen einließen, wäre ein Handstreich zu versuchen. Ich habe schon daran gedacht und calculire, daß man leicht ein halbes Dutzend tüchtiger Burschen zusammenbringen könnte, die ihre Kopfhaut für einen guten Preis daransetzten. Aber das wäre ein ebenso gewagtes als kostspieliges Unternehmen, das ich nur im äußersten Nothfalle in Vorschlag bringen möchte."

„Gewaltmaßregeln würde P. Jogues nicht gutheißen, und auch wir könnten nicht dazu greifen, mein Freund. Aber sagt mir doch Eueren Namen, daß ich Euch zu nennen weiß."

„Henri — Henri Simon heiße ich," stotterte der Waldläufer hastig hervor und bückte sich, um seine Verlegenheit zu verbergen, nach einem dürren Blatte, das durch ein offenstehendes Fenster ins Zimmer gewehet ward.

Der Ordensmann war jedoch viel zu sehr mit dem Gedanken an die Dulder unter den Wilden beschäftigt, als daß er das Erschrecken des so unerwartet nach seinem Namen gefragten Mannes bemerkt hätte. Einige Minuten lang sann er nach und fragte dann: „Wie viel würdet Ihr an baarem Gelde bedürfen, um die Unterhandlungen einzuleiten, mein guter Henri Simon? Etwas Weniges könnte ich wohl gleich herschaffen; das Uebrige fände sich dann auch wohl. Es wäre schon sehr viel gewonnen, wenn Ihr nur erst einige der einflußreichen Männer unter den Mohawks gewinnen und durch sie erwirken könntet, daß die armen Gefangenen wenigstens eine menschliche Behandlung erfahren."

„Nun, für den Anfang, d. h. für die — die Bestechung reichten — — ich rechne immer nach unserem Gelde — nun, dazu reichten wohl zweihundert Gulden hin. Freikaufen könnte man die Gefangenen damit aller-

dings nicht, aber für die Einleitung wäre es immerhin genug," entgegnete der Hennegauer langsam.

„Wie ließe sich aber der eigentliche Loskauf am besten vollziehen? Würden die Mohawks sich ihr Lösegeld oder vielmehr die Waffen und Waaren, die sie fordern werden, von Trois-Rivières holen?"

„Nein, mein Pater, des thäten sie auf keinen Fall; dazu mißtrauen sie den Franzosen viel zu sehr."

„Aber nach irgend einem Platze oben am St. Lawrence, wohin wir mit den Sachen führen, würden sie doch kommen?"

„Auch das ist sehr fraglich, mein Pater. Nach Renselaerswyk gingen sie schon eher; denn mit den Holländern stehen sie auf leidlich gutem Fuße. Am St. Lawrence würden sie dagegen einen Hinterhalt fürchten. In Renselaerswyk ließe sich die Auslieferung am besten machen, und dort könnte der Hochwürdige P. Jogues auch sogleich zu Schiffe steigen."

„Das wäre zu überlegen, mein guter Henri Simon. Auf welche Weise aber könnten wir Euch Nachricht senden?"

„Ja, da kommt die Schwierigkeit, mein Pater. Ihr könnt mir kaum einen Boten senden; denn der käme schwerlich durch das Mohawk-Land zu mir. Ich müßte den weiten Weg hierher schon noch einmal selber machen, weiter bliebe nichts übrig. Ich thäte es auch gern, sehr gern, mein Pater. Ach, wenn ich nur erst die Leiden der Unglücklichen lindern könnte! Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was sie auszustehen haben."

„Wann gedenkt Ihr zu ihnen zurückzukehren?"

„Sobald als möglich, mein Pater. Heute sind es nun schon vier Wochen, daß der Hochwürdige Dulder in der Gefangenschaft schmachtet. Ich mache mich sofort wieder auf den Weg, wenn ich nur erst — — nun ja, wenn Ihr nur erst zu einem Entschlusse gekommen seid."

„Ruhet Euch heute bei uns aus, guter Henri. Bis morgen hoffe ich das nöthigste Geld bereit zu haben. Wir

müssen ja auch noch überlegen, was weiter geschehen soll, und wo wir die Auslösung bewerkstelligen können. Nehmt mit dem vorlieb, was wir Euch hier bieten können, wackerer Mann! Gott wird Euch Eure gute That lohnen. Verziehet eine kleine Weile, ich lasse Euch sogleich ein Gemach herrichten."

„Vergelt's Gott, mein Pater! Müde bin ich wie ein Jagdhund, und vor morgen früh könnte ich mich schwerlich wieder auf die Beine machen; aber bald nach Tagesanbruch ginge ich gern fort."

„Bis dahin will ich das Geld zu beschaffen suchen. Heute Nachmittag rede ich mit Euch weiter darüber; nun aber muß ich vor allen Dingen für Eure Bequemlichkeit sorgen, so gut ich's vermag."

Als der Rector das Sprechzimmer verlassen hatte, rieb sich der Hennegauer vergnügt die Hände und kicherte leise vor sich hin. „Habe meiner Lebtage kein Geld so leicht erwischt als diese zweihundert Gulden," murmelte er. „Und die Mynheers müssen auch noch den Beutel ziehen. Hihihi! Wenn's gut geht, schlage ich meine achthundert Gulden dabei heraus wie nichts, und die jesuitischen Augenverdreher müssen doch braten! Allerdings wenn der Teufel mir einen Streich spielte, — hm! dann bliebe mir nichts übrig, als mich zu den Engländern nach Virginien durchzuschlagen, oder mich von den Mingo's [1]) in ihren Stamm aufnehmen zu lassen und ein Häuptling zu werden. Das Zeug dazu hätte ich schon. Doch was zerbrech' ich mir den Kopf über Dinge, die sich nicht ereignen? Der Glatzkopf und seine beiden jungen Helfershelfer müssen daran glauben, so wahr ich der wilde Jean bin, und Ahatsistari darf auch nicht allzu lange mehr auf der Erde herumlaufen. Sind die drei aber aus dem Wege geräumt, dann bin ich sicher und lüge bald den Franzosen, bald den Holländern die Haut voll, daß sie blau werden sollen.

[1]) Spottname der Mohawks.

Nun heißt es aber, bis morgen früh den Frommen spielen. Sauer genug wird es mir ankommen, aber es dauert ja nicht lange. Hahaha! Rothe Hand unter den Jesuiten! Wenn Adler und Bunte Schlange das sähen! Puh! Und wenn die Mynheers Wind davon bekämen! Aber daran ist nicht zu denken."

Ein Geräusch auf dem Hausflur veranlaßte ihn, sein Selbstgespräch einzustellen, sich auf einen Schemel zu setzen und das Crucifix, das der Thür gegenüber hing, gedankenlos anzustarren. Gleich darauf erschien ein Laienbruder und lud den Elenden ein, ihm in den Anbau zu folgen, wo eine Schlafstätte für ihn bereitet sei. Dort möge er sein Gepäck ablegen und dann noch einen Imbiß einnehmen, ehe er der Ruhe pflege.

Der seltsame Gast ließ sich nicht zweimal bitten; denn er war ebenso müde als hungrig; aber trotzdem schmeckte es ihm nicht recht, und er fand auch keine erquickende Ruhe. Die ihm vorgesetzten Speisen trugen daran indessen wohl ebenso wenig die Schuld als das gute Lager. Der Gottesfrieden des Hauses behagte dem Verstockten nicht. Das Gewissen regte sich in ihm, leise zwar, aber unablässig, und er wälzte sich auf seiner Schlafstätte, als läge er auf einem glühenden Roste. Seine Rast wurde ihm zur Qual, und immer sehnlicher wünschte er die Stunde seiner Abreise herbei. Er wollte nicht einen Augenblick länger in dem stillen Hause verweilen, als es unumgänglich nothwendig sei, und sobald er das Geld habe, das Kloster verlassen, der Ansiedelung den Rücken kehren und lieber im Walde rasten, wo ihn doch nicht der Anblick des Ordenskleides unablässig an seine Schandthat mahnte. „Wenn ich nicht schleunigst von hier fortkomme, so machen mich diese Jesuiten wahrhaftig wieder katholisch, und das paßte denn doch nicht in meinen Kram," murmelte er, als der Rector ihn am Nachmittage zu sich rufen ließ; und sicherlich war dies keine leere und keine müßige Redensart: der wilde Gesell begann nun den Ein-

fluß des religiösen Lebens um ihn her zu fühlen und zu fürchten.

Als der Hennegauer eine Stunde später die Zelle des Jesuiten verließ, leuchteten seine Augen, und ohne Verzug rüstete er sich zur Abreise. Alle Vorstellungen der guten Patres, daß er einer längern Rast bedürfe, entkräftete er durch den Hinweis auf die peinliche und gefährliche Lage der Gefangenen, denen schleunigst Hilfe geleistet werden müsse, wenn sie nicht zu spät kommen solle. Da war denn des Lobes seiner Hochherzigkeit und seines echt christlichen Heldenmuthes kein Ende, und mit allem Nöthigen reichlich versehen, verließ der schurkische Waldläufer unter den Segenswünschen der Bewohner die Missionsstation Trois-Rivières.

Seelenvergnügt schritt er, als er nach dem rechten Ufer des St. Lawrence übergesetzt war, waldeinwärts. In einem Ledergurt trug er ein rundes Sümmchen, in vollwichtigen Goldstücken, das er zu gunsten der Gefangenen zu verwenden versprochen hatte, und ein größerer Betrag sollte in einigen Wochen für ihn zu Trois-Rivières bereit liegen. Der Zweck seiner Wanderung nach der französischen Ansiedelung war somit vollständig erreicht.

Am folgenden Tage sandte der Rector des Klosters zu Trois-Rivières einen einläßlichen Bericht an seinen Provinzial in Frankreich ab. Auch an die Jesuiten zu Quebec schrieb er Ausführliches über das Schicksal des geliebten Ordensbruders und ersuchte sie, sofort alles aufzubieten, um die Regierung zum Einschreiten zu veranlassen. Dieser dringenden Aufforderung wurde jedoch nicht Folge geleistet, bis das Schreiben des Gouverneurs Kieft eintraf; und auch dann thaten die Herren zu Quebec nichts anderes, als daß sie über den Vorfall nach Paris berichteten und der niederländischen Colonial-Regierung in Neu-Amsterdam für ihre Mittheilungen dankten und versicherten, sie würden sogleich energische Schritte thun. Dabei hatte es jedoch vorläufig sein Bewenden.

Unter den Huronen hatte die Schreckenskunde, welche ihre den Mohawks entronnenen Krieger heimgebracht, eine ungeheuere Aufregung hervorgerufen. Ahatsistari, Annaotaha, Ononhoraton, Teondechoren, Onduterraon und andere, die mit nach Quebec hinabgezogen waren, zählten zu den Angesehensten im ganzen Volke, und ihre durch Verrath herbeigeführte Gefangennahme entflammte en Rachedurst der Hurenen. Nicht minder aber ward P. Jogues von seinen rothen Kindern geliebt und geachtet, und nicht minder schmerzlich ward sein Verlust am Nipissing-See empfunden. Die dortigen Missionäre zählten ihn und seine Begleiter bereits zu den Todten und beteten täglich für ihre Seelen. Die Huronen-Häuptlinge wollten alsbald einen starken Kriegszug ausrüsten und die Mohawks im eigenen Lande angreifen; aber die Priester der Mission waren mit diesem Plane durchaus nicht einverstanden; denn sie sahen ein, daß ein Krieg mit den Mohawks auch die übrigen vier Völker des Irokesen-Bundes sofort gegen die alten Feinde ins Feld bringen müsse; mit dieser Coalition aber konnten es die Huronen unter keiner Bedingung aufnehmen, so lange sie nicht mit Gewißheit auf kräftigen Beistand seitens der Franzosen zählen durften, und dazu war durchaus keine Aussicht vorhanden. Die amerikanischen Colonieen der Franzosen erwiesen sich nicht als die Goldgruben, für die man sie anfänglich in Paris gehalten hatte, und wurden, da sie nichts einbrachten, vom Mutterlande sehr stiefmütterlich behandelt. Dazu kam denn noch, daß die Hugenotten in den Ansiedelungen am St. Lawrence die Oberhand hatten und den Katholiken allen möglichen Abbruch thaten. So standen die Sachen, und P. Lallemant, der Obere der Missions-Ansiedelungen im Huronen-Lande, suchte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die racheschnaubenden Indianer zu beschwichtigen. Es half jedoch alles nichts, die Niederlage mußte gerächt und die verlorene Kriegsehre in einem Vergeltungskriege wiedergewonnen werden.

„Die Atignenongak thun gern, was die Schwarzröcke ihnen sagen," erwiderten die Häuptlinge auf alle Vorstellungen der Missionäre; „aber die Schwarzröcke sind keine Krieger und können deshalb auch nicht sagen, was die Atignenongak thun oder lassen sollen, wenn die Rothen Wölfe den Tomahawk aufgraben. Die Schwarzröcke mögen für ihre rothen Brüder zu dem wahren Großen Geiste beten, daß Er ihnen helfe, die frechen Wölfe zu vernichten. Der Kriegspfahl ist schon in den Dörfern der Atignenongak aufgerichtet, der Tomahawk ist wieder aufgegraben, und die Köcher der Krieger sind mit Pfeilen gefüllt: sie müssen auf den Kriegspfad gehen!"

Dabei blieben sie und rüsteten unabläßig, um einen Hauptschlag führen zu können. Es konnte jedoch noch eine geraume Zeit verstreichen, ehe es zum Losschlagen kam; denn die verschiedenen Stämme wohnten weit von einander entfernt.

9. Via dolorosa.

Kehren wir nun zu den Mohawks zurück, welche mit ihren Gefangenen von Dorf zu Dorf zogen und dieselben dabei auf die ausgesuchteste Weise marterten. In Candagaro, etwa sechs (englische) Meilen von Gandawaga entfernt, mußten die Unglücklichen abermals Spießruthen laufen und wurden wieder ganz ähnlich behandelt wie am ersten Tage des Siegesfestes. Die Nacht verbrachten sie in einer Rindenhütte an Pflöcke gebunden auf dem kalten Erdboden, um am nächsten Morgen abermals auf den Marterplatz geschleppt zu werden. Zwei Tage und zwei Nächte weilten die Barbaren mit ihren Gefangenen in Candagaro, und als endlich die Weiber und die Kinder ihre Wuth erschöpft hatten, trieb man die Unglücklichen weiter nach einem dritten Dorfe, Teouontogen genannt, der größten und volkreichsten Ortschaft im Mohawk-Lande. Noch nie waren gefangene Weiße in diesen Gegenden gesehen worden; deshalb rief denn auch das Erscheinen des

Missionärs und der beiden Oblaten in dem Triumphzuge der siegreichen Kriegerschaar überall großes Erstaunen und nicht minder großen Jubel hervor.

In Teonontogen trafen sie eine andere Bande, die soeben von einem Kriegszuge zurückgekehrt war; sie führte vier gefangene Huronen mit sich, von welchen P. Jogues zwei noch auf der Folterstätte taufte. Diese Neuangekommenen hatten von der Wuth der Wilden am meisten zu leiden, weil sie noch kräftig und unverletzt waren.

Erst gegen Abend begann die Marter der drei Weißen: man verstümmelte sie wieder an den Händen, raufte ihnen Haare aus und stieß und schlug sie mit angebrannten Stecken. Dann brachte man den Missionär und René in eine Hütte, quälte sie abermals mit glühenden Kohlen und flammenden Feuerbränden und befahl ihnen, zu singen, wie die anderen Gefangenen es zu thun pflegten. Da stimmten die Gemarterten auf des Jesuiten Anregung den herrlichen 90. Psalm an, diesen Triumphgesang des felsenfesten Vertrauens auf Gott, und laut und jubelnd erklang ihr Lied zur Ehre des Höchsten. Staunend lauschten die Wilden, obwohl sie kein Wort verstanden, und als die Sänger schwiegen, da spendeten sie ihnen Beifall; denn kräftiger und mit mehr Muth und Begeisterung hatte noch kein Gefangener vor ihnen sein Sterbelied gesungen, und dafür hielten die Mohawks diesen Psalm.

Darnach erschienen vier Krieger mit starken Bastseilen und banden die Arme des Missionärs an zwei Pfählen, die etwa viertehalb Fuß von einander in den Boden eingegraben waren, in einer Weise fest, daß der Unglückliche wie gekreuzigt dahing und den Boden nicht berühren konnte. Gar bald schnitten die rauhen Fesseln tief in seine verstümmelten Glieder ein, und es begann ihn das Bewußtsein zu schwinden. Er war nun fest überzeugt, daß seine Henker ihn den Flammen überliefern würden, und bat sie mit letzter Kraftanstrengung, — es war die erste Bitte, die er für sich that — sie möchten ihn, wenn auch nur

für wenige Augenblicke, losbinden, oder wenigstens seine Bande lockern.

Ein Hohngelächter war die einzige Antwort der Unmenschen: sie setzten nur ihre Quälereien in noch schlimmerem Maße fort. Die verstümmelten Hände, welche das ganze Gewicht des Körpers zu tragen hatten, schmerzten den Aermsten furchtbar, seine Qualen wurden von Secunde zu Secunde unerträglicher. Heiß und inbrünstig flehete er zu Gott um Kraft und Muth, laut klagte er Ihm seine Noth und befahl Ihm seine Seele: da drängte sich ein junger Seneca-Krieger, [1]) der zufällig nach Leonontogen gekommen war, durch die Reihen der Barbaren, die sich an den Schmerzen des verhaßten Bleichgesichtes weideten, zog sein Messer, zerschnitt die Bastseile und ließ den Befreiten, der nicht zu stehen vermochte, sanft auf den Boden gleiten; dann kehrte er schweigend, wie er gekommen, unter den Haufen der Zuschauer zurück, die ihrem Staunen über die kühne That nur durch ein halblautes „Uah!" Ausdruck gaben; der Marter aber ließen sie's jetzt genug sein.

Die Nacht verbrachten die Leidensgefährten theils in Hütten, theils auf dem Marterplatz, wo man sie wieder sammt und sonders am Boden anpflöckte. Am nächsten Morgen wurden sie nach Candagaro zurückgeführt, da die Mohawks von Gandawaga, welche mit dem Urtheile nicht einverstanden waren, dorthin eine Versammlung berufen hatten, in der sämmtliche Häuptlinge und Sachems des Mohawk-Volkes über das Loos der Gefangenen abstimmen sollten.

Man hatte den Franzosen kein Hehl daraus gemacht, daß sie wahrscheinlich nun bald dem Götzen Aireskoi am Pfahle geopfert werden würden; aber sie erschraken nicht ob dieser Kunde; denn nach den Schmerzen, die sie bereits ausgestanden, war ihnen der Feuertod jetzt eine hochwillkommene Erlösung.

[1]) Die Senecas waren das intelligenteste Volk des Irokesen-Bundes.

Lange berietben die Machthaber wieder hin und her, und als sie endlich zu einem Entschlusse gelangt waren, da erfuhren die Franzosen, daß man sie am Leben lassen und von den mitgefangenen Huronen nur drei opfern wolle, nämlich: Eustachius Ahatsistari, Paul Ononhoraton und Etienne Annaotaha.

Das war ein fürchterliches Urtheil, und gern hätte der Missionär sein eigenes Leben zur Errettung dieser treuesten und bravsten Huronen-Christen dahingegeben; aber er sah recht wohl ein, daß die Mohawks ihren alten Feinden, den Huronen, dadurch eine unheilbare Wunde schlagen wollten, und so redete er auch kein Wort darein. Er hätte ja durch seine Fürsprache das Loos der Verurtheilten nur noch verschlimmert.

Annaotaha, der sich durch Schlauheit und Tapferkeit in den Kriegen seines Volkes mit den Irokesen einen gefürchteten Namen gemacht hatte, sollte an Ort und Stelle den Feuertod erleiden; er wurde unverzüglich nach dem Marterhügel geführt und dort zwischen zwei Pfählen an den Handgelenken aufgehängt, geradeso wie es mit dem Missionär am Abend zuvor geschehen war. Sämmtliche Gefangenen mußten die scheußliche Hinrichtung aus nächster Nähe mit ansehen; aber keiner von ihnen durfte sich dem Verurtheilten nahen, oder auch nur zu ihm reden. Der Missionär, welcher ihm einige Trostesworte zurief, zog sich dadurch eine derbe Züchtigung zu.

Die Urtheilsvollstrecker, eine Schaar junger Krieger, eröffneten das grausige Schauspiel mit einem Kriegstanze, den sie um ihr Schlachtopfer aufführten, indem jeder der Tänzer einige groteske Bewegungen nach dem Takte einer primitiven Trommel ausführte und dabei den Gefesselten auf irgend eine Weise quälte. Einige schlugen ihn mit Stäben vor die Schienbeine, andere stießen ihm zugespitzte Holzpflöcke in das Fleisch, wieder andere brachten ihm mit glühenden Kohlen, welche sie in eingekerbte Ruthen steckten, oder mit glimmenden Holzscheiten Brandwunden bei. Diese

Tortur wurde so lange fortgesetzt, als des Verurtheilten Kraft ausreichte; sobald derselbe aber ermattete, wurden schleunigst Reisigbündel unter seine Füße gelegt und angezündet, so daß sein Körper langsam von unten herauf geröstet ward. Wohl zwei Stunden lang litt Annaotaha; dann aber entwich seine Seele aus dem gemarterten Leibe, um in ihrer ewigen Heimat den unvergänglichen Lohn für ihr treues Ausharren zu empfangen.

Nachdem der Scheiterhaufen ausgebrannt war, kündigte ein Häuptling aus Teonontogen Ahatsistari, dem vornehmsten der gefangenen Huronen. an, daß er ihm und seinen Kriegern überwiesen sei und jetzt mit ihnen in ihr Dorf zurückkehren müsse. Ononhoraton aber wurde den Bewohnern einer Ortschaft, Osserion oder Ossernenon genannt, die zwischen Gandawaga und Renselaerswyk lag, übergeben. Nur durch Blicke und Zeichen konnten diese beiden Braven von den Freunden und Stammesgenossen Abschied nehmen. Ahatsistari wies himmelwärts und schaute den Missionär dabei mit einem so strahlenden Blicke an, daß derselbe aller Vorsicht vergaß und begeistert ausrief: „Ja, mein treuer Eustachius, Ihr steht beide auf dem Pfade, der in das himmlische Paradies führt! Ziehet hin in Gottes Namen! Ihr bedürft keines Trostes aus Menschenmund mehr."

Eine rohe Mißhandlung seitens der Squaws machte den Missionär verstummen, und schweigend folgten die Bravsten der Braven ihren Henkern nach deren entfernten Dörfern. Ononhoraton wurde dort nach einer fürchterlichen Feuer-Tortur mit dem Tomahawk erschlagen, Ahatsistari dagegen mit raffinirter Grausamkeit Zoll für Zoll geröstet und dann enthauptet. Beide starben als Helden: kein Klagelaut, selbst nicht ein leises Stöhnen oder Wimmern, entschlüpfte ihren Lippen. Ahatsistari betete sogar am Pfahle noch für seine Henker, die ihn dafür beschimpften und verhöhnten.

Die zur Gefangenschaft verurtheilten Franzosen und

Huronen blieben bis gegen Abend auf der Richt- und Folterstätte zu Candagaro und wurden dann für immer getrennt. Guillaume Couture ward einer Mohawk-Familie in Teonontogen übergeben. P. Jogues und René Goupil mußten ihren Herren nach Vandawaga folgen. Die noch übrigen Huronen fielen denjenigen Kriegern, welche sie zu Gefangenen gemacht hatten, als Leibeigene zu. Es war das ein herzzerreißender Abschied.

Noch waren die Strapazen des Marsches in die Heimat ihrer Herren zu bestehen; dann aber wurde den Sclaven Ruhe gegönnt, damit ihre Wunden heilen und sie sich kräftigen und arbeiten möchten; denn der Krieger hält es bei fast allen indianischen Völkern für eine Schande, irgend welche Feld- oder Hausarbeit zu verrichten. Er zieht in den Krieg und geht auf die Jagd, bessert seine Waffen aus und macht sich neue; alles, was aber sonst noch zu thun bleibt, das müssen die Squaws und die Sclaven verrichten. Sie bauen den Mais und andere Früchte, sie halten das Wigwam im Stande, sie schleppen das erlegte Wild heim, sie gerben die Felle, fertigen daraus Gewänder und Mocassins an, sorgen für Brennholz und anderes und haben somit alle Hände voll zu thun.

Der Missionär und René waren noch nicht in eine Familie als deren Mitglied aufgenommen worden, sondern sie wurden, obschon jeder einem Wilden als Sclave zugetheilt worden war, von den Bewohnern Gandawaga's noch als eine Art Gemeingut betrachtet und hatten daher weder Pflege noch irgend welchen Schutz gegen Unbilden zu erwarten. Guillaume Couture dagegen galt als Glied einer Familie zu Teonontogen und war daher vor Mißhandlungen geschützt. Goupil's Augen hatten sehr stark gelitten, und der Priester fürchtete, sein treuer René werde erblinden; aber René, der ja die Heilkunde studirt hatte, erkannte, daß sein Augenleiden durch Ruhe und Kräftigung bald gehoben werden könne. Und darin täuschte er sich auch nicht. Seine und des Priesters Wunden heilten sehr

rasch und waren bereits nach Verlauf einiger Wochen vernarbt. Bis dahin hatten die Gemarterten wohl noch sehr viel auszustehen, indessen standen ihre Leiden in keinem Verhältnisse mehr zu den Qualen, die sie bis zu ihrer Rückkehr nach Gandawaga zu erdulden gehabt hatten. So lange ihre Wunden offen waren, wurden keine Arbeiten von ihnen verlangt, und sie durften sogar frei im Dorfe umhergehen und sich auch dann und wann mit den Knaben, die zum Fischfange auszogen, an den Fluß begeben. Sie hatten nun genügend Muße, den Ort zu beschauen und sich über die Lebensweise der Mohawks näher zu unterrichten, und diese Gelegenheit ließen sie auch nicht ungenützt verstreichen.

Gandawaga bildete, wie alle übrigen Mohawk-Dörfer, ein längliches, von unregelmäßigen Gassen durchzogenes Viereck. Auf einem freien Platze in der Mitte stand die Berathungshütte, welche sich nur durch ihre größeren Maßverhältnisse von den übrigen Wigwams unterschied. Das Dorf war durch Palissaden und einen wenige Fuß tiefen Graben vor einem Handstreiche nothdürftig geschützt und hatte nach Osten und Westen Ausgänge, die man bei drohender Kriegsgefahr zu verrammeln pflegte.

Die Hütten waren sammt und sonders aus Rindenstücken und Baumstämmen gefertigt, hatten ein gewölbtes Rindendach mit einer viereckigen Oeffnung, die als Rauchfang diente und bei schlechtem, rauhem Wetter mit einigen großen Häuten geschlossen wurde. Diese Wohnungen hatten, je nach der Zahl ihrer Bewohner, eine verschiedene Länge, bildeten längliche Vierecke und waren im Inneren etwa zehn Fuß hoch. An der Giebelseite nach der Gasse zu befand sich eine kaum fünf Fuß hohe, mit einer geflochtenen Bastmatte verhängte Oeffnung; der Thüre gegenüber war häufig ein kleiner, etwa anderthalb Fuß im Geviert messender Einschnitt in die hintere Wand angebracht, der gleichfalls durch eine Matte geschlossen wurde und das Fenster vorstellte. Als Fußboden diente die nackte Erde,

welche hie und da mit Matten und Fellen belegt war. Jede Hütte hatte nur ein Gemach, und doch herrschte darin die größte Ordnung. An den kniehoch mit Fellen verkleideten Wänden befanden sich die niederen Lagerstätten, hölzerne Pritschen, mit dürrem Grase und Laube und weichen Fellen bedeckt, die ihren Eigenthümern gleichzeitig als Sitze dienten. Diese Schlafstätten wurden, einer uralten Sitte nach, nur von einer und derselben Person benutzt, und selbst der Hausherr setzte oder legte sich nie auf das Lager eines anderen Familienmitgliedes. Seine Schlafstätte war an der hinteren Giebelwand, und über seinem Lager hingen seine Waffen, sein Jagdgeräth und sein Kriegsschmuck. An den Langseiten des Gemaches schlief die Squaw mit den Kindern und den etwaigen Sclaven oder adoptirten Gefangenen. Hatte der Indianer einen Gast, so wurde derselbe entweder in einem besonderen Fremdenhause untergebracht, oder man bereitete ihm in der eigenen Behausung ein besonderes Lager. In der Mitte der Hütte befand sich der Feuer- und Kochplatz auf ebenem Boden. So sah es in jeder Hütte aus, gleichviel ob ein schlichter Krieger, oder ein hochangesehener Häuptling sie bewohnte.

Von Thor zu Thor zog sich durch das Dorf eine möglichst gerade angelegte, breite Gasse an der Berathungshütte vorüber, in deren Nähe der Friedenshäuptling (d. i. der Sagamore) und die Kriegshäuptlinge wohnten. Letztere hatten nur im Felde eine unbeschränkte Gewalt, und am Berathungsfeuer nahmen sie nächst dem Sagamore und seinen, aus den ältesten und erfahrensten Männern bestehenden Berathern die obersten Plätze ein; aber in allen Privatangelegenheiten, sowie in Dingen, welche den Stamm oder die Nation betrafen, waren die Kriegshäuptlinge dem Sagamore untergeordnet und mußten sich seiner Entscheidung fügen. In den Versammlungen hatte jeder Krieger, d. h. jeder volljährig gewordene Mann eine berathende, nicht aber eine entscheidende Stimme, ausgenommen bei der Aburtheilung von Gefangenen. Alle übrigen Fragen

entschied der Sagamore des Ortes mit Zuziehung seiner Berather, oder die Kriegshäuptlinge sprachen ein Machtwort, wenn es sich um etwas handelte, das in ihrem Bereiche lag.

Außer den Sachems und Häuptlingen, die je nach ihrem, durch Verdienste und Thaten bestimmten Range eine oder mehrere Adlerfedern in der zierlich geflochtenen Scalplocke trugen, wurden auch noch die Wakon-Männer (d. h. die von den Weißen gewöhnlich Medicinmänner genannten Aerzte, Zauberer und Zeichendeuter, zugleich eine Art Priester) mit besonderer Auszeichnung behandelt.

Die im Norden und an der Atlantischen Küste hausenden Indianer hatten weder Tempel noch Altäre oder überhaupt besondere Stätten, welche für ihren Götzendienst bestimmt waren, wenn man nicht den Marter- und Richtplatz, der, wie z. B. bei Gandawaga, meistens außerhalb der Ortschaft gelegen war, als eine solche Opferstätte bezeichnen will. Die Wakon-Männer besaßen großen Einfluß und standen in hohem Ansehen, so lange sich das abergläubische Volk von ihnen bethören und belügen ließ. Trafen ihre Voraussagungen jedoch nicht ein, starben ihre Patienten, oder erreichten sie mit einer Beschwörung ihren Zweck nicht, so waren sie nicht leicht um eine Ausrede verlegen und wußten meistens alle Schuld sehr geschickt von sich abzuwälzen. Geriethen sie aber einmal bei dem Volke in Mißcredit, was durch einen an sich geringfügigen Umstand geschehen konnte, so verloren sie sehr bald alles Vertrauen, alles Ansehen und allen Einfluß; ja, nicht selten liefen sie in solchen Fällen Gefahr, als Feinde ihres Volkes das eigene Leben zu verwirken.

Dem Missionär war dieses Studium des Volkslebens und des heidnischen Cultus der Mohawks höchst interessant, und er versäumte keine Gelegenheit, seine Kenntnisse darin zu vervollständigen; denn schon jetzt begann er zu ahnen, daß es seine Bestimmung sein werde, diesen Wilden das Kreuz zu predigen.

Während dieser Zeit der Ruhe trugen sich Dinge zu, die von dem größten Einfluß auf das fernere Schicksal unserer beiden Dulder waren. Die Mohawk-Schaar, die Adler's heimkehrender Bande auf dem Champlain-See begegnet war, ein Trupp von etwa zweihundert Mann, hatte es nämlich auf die Recognoscirungs-Corps abgesehen, die von Zeit zu Zeit aus den französischen Ansiedelungen entsandt wurden, und war auch nach einiger Zeit auf ein französisches Detachement gestoßen, dessen Commandeur es für besonders wichtig erkannte, die Mündung des Richelieu- oder Sorel-Flusses durch ein Fort zu decken. Denn da dieser die Wasser des Champlain- und des Georg-See's dem St. Lawrence zuführt, konnte man mit ihm nicht nur die einzige große Wasserstraße, welche das Land der Mohawks mit dem Norden verband, verschließen, sondern auch den eigenen Recognoscirungs-Corps einen Stützpunkt geben und gleichzeitig eine gesicherte Station zwischen Trois-Rivières und den Niederlassungen im Huronen-Gebiete errichten, die wesentlich zur Erleichterung und Hebung des Verkehrs, sowie zur Beherrschung des überaus wichtigen St. Lawrence-Stromes beitragen mußte.

Der umsichtige Officier entsandte sofort einen seiner indianischen Kundschafter mit einem umfassenden Berichte nach Quebec, und dieser glitt denn auch in seinem leichten Rindenkahne gar schnell auf dem rasch strömenden Flusse thalwärts und erreichte in kurzem ungefährdet den Ort seiner Bestimmung. Der General-Gouverneur, Chevalier de Montmagny, las den Rapport mit der größten Aufmerksamkeit und pflichtete der Ansicht seines Officiers vollständig bei. Eiligst ließ er eine Brigantine mit Schanzzeug, einigen Geschützen, Munition, Proviant, Zelten und anderem Lagergeräth befrachten und segelfertig machen, um sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, dort das Terrain gründlich zu prüfen und das zu erbauende Fort unter seiner eigenen Leitung abstecken zu lassen. Dieser Plan wurde sehr geheim gehalten, da zur nämlichen Zeit die

erste Petition der Patres zu Trois-Rivières, welche dringend um Sicherstellung der Verbindungen mit den Huronen-Missionen gebeten hatten, abschlägig beschieden worden war. Die Colonial-Regierung wollte sich nicht den Katholiken gefällig zeigen, und noch weniger wollte sie eine von denselben gestellte Anforderung erfüllen, so lange sie nicht vom Mutterlande aus dahin lautende Instructionen erhielt; aber gleichzeitig konnte sie auch nicht ihren eigenen Vortheil außer Acht lassen, der ganz unstreitig durch eine solch wirksame Sicherstellung des Verkehrs auf dem St. Lawrence in sehr hohem Grade gefördert werden mußte.

Als die Brigantine an der Mündung des Richelieu eintraf, hatte sich das dort lagernde Streifcorps bereits verschanzt, weil es von dem Anmarsche der Mohawks durch Spione benachrichtigt worden war. Der General-Gouverneur ließ schleunigst die mitgebrachten Geschütze ausschiffen und hinter den flüchtig errichteten Brustwehren aufpflanzen; das mit einigen Karronaden armirte Fahrzeug aber fuhr in den Strom zurück und warf an einer Stelle Anker, von wo man das Ufer wirksam bestreichen und im Falle eines Angriffes den Truppen kräftig Beistand leisten konnte.

Die Vorsichtsmaßregeln waren nicht um eine Stunde zu früh getroffen worden; denn schon in der Dämmerung des nächsten Morgens schlichen die Wilden, welche keine Geschütze bei den Weißen vermutheten, wie Katzen heran. Aber die Vorposten waren auf ihrer Hut. Ein Unterofficier, namens du Rocher, wurde ihrer rechtzeitig gewahr, ließ sofort Feuer geben und warf sich dann mit seinen Leuten schleunigst in das verschanzte Lager, dessen Besatzung, durch die Schüsse der Posten allarmirt, den mit gellem Schlachtgeschrei anstürmenden Rothhäuten einen heißen Empfang bereitete und den ersten Ansturm glänzend abschlug. Der Donner der Geschütze, das Sausen der schweren Vollkugeln, das Schwirren der Trauben-Ladungen und das scharfe Knattern des Kleingewehrfeuers machte auf die Mohawks einen überwältigenden Eindruck, und als

sie bei ihrem zweiten Angriffe noch vollends zwischen die Brigantine und das Lager geriethen und ein furchtbares Kreuzfeuer erhielten, da wichen sie entsetzt und suchten mit Zurücklassung ihrer Todten und Schwerverwundeten — wozu sich der Indianer nur in der allergrößten Noth versteht — ihr Heil in kopfloser Flucht. Die Franzosen aber jubelten und schritten sofort zur Erbauung des Forts Richelieu, das ihnen späterhin von sehr großer Wichtigkeit werden sollte.

Dieser Kampf hatte zur nämlichen Zeit stattgefunden, als der Hennegauer in Trois-Rivières erschien; da er sich dort jedoch kaum einen Tag aufhielt, konnte ihm die Siegeskunde nicht zu Ohren gekommen sein. Ebenso wenig hatten die dortigen Katholiken eine Ahnung von dem, was an der Mündung des Richelieu-Flusses geplant und wie bald ihr sehnlichster Wunsch trotz des Widerstrebens ihrer mächtigen Gegner erfüllt worden war.

Die geschlagenen Mohawks eilten in voller Panik nach ihren Dörfern zurück, und als die ersten Flüchtlinge athemlos in Gandawaga anlangten und dort das Unheil, das ihnen widerfahren, mit vielen Uebertreibungen erzählten, da geriethen die sieggewohnten stolzen Krieger in eine unbändige Wuth und schrieen laut nach dem Blute der Franzosen, die in ihrer Mitte weilten. Diese wurden jedoch von dem ruhigeren und besonneneren Sagamore Bunte Schlange ihrer eigenen Sicherheit halber fest genommen, gefesselt und in der Berathungshütte, die mit zuverlässigen älteren Kriegern besetzt war, untergebracht.

„Ihr werdet verbrannt! Aireskoi zürnt den Mohawks, weil sie ihm die Bleichgesichter, die er in ihre Hände gegeben, nicht zum Opfer dargebracht haben!“ riefen Vorübergehende den Weißen zu, die mit großer Ruhe ihrem Schicksal entgegensahen.

Mit dem anschwellenden Strome der Flüchtlinge wuchs auch die Aufregung der Bewohner Gandawaga's. Von Offernenon und Candagaro, und selbst aus dem entfernteren

Teonontogen, wohin die Kunde wie ein Lauffeuer drang, strömten die Leute schaarenweise herbei und ein aus Lothringen stammender Hausirer, Thomas Renard mit Namen, der erst am Tage zuvor nach Gandawaga gekommen war und mit Entsetzen die Leidensgeschichte des P. Jogues und seiner Gefährten vernommen hatte, eilte spornstreichs nach Rensselaerswyk und berichtete dort, in welch große Gefahr die beiden Gefangenen durch die ganz unerwartete Niederlage der soeben zurückgekehrten Mohawk-Schaar gebracht worden seien. Van Curler war bislang nur durch seine beschränkten Vollmachten von energischem Handeln abgehalten worden, zudem hatte er von Tag zu Tag auf die Rückkehr des Hennegauers gewartet, dessen Ausbleiben er für ein Anzeichen seines Erfolges hielt. Er glaubte nämlich, der Waldläufer habe mit den Mohawks Unterhandlungen angeknüpft, die sich in die Länge zögen. Als er nun aber durch Renard erfuhr, daß bereits drei der Huronen hingeschlachtet und die übrigen Gefangenen in der unmenschlichsten Weise gemartert worden seien, da kam ihm eine Delegation der Ansiedler zu Rensselaerswyk, an deren Spitze der hochherzige Prediger Dominicus Megapolensis stand, sehr gelegen, und gern erklärte er sich bereit, um selbst zu den Mohawks zu gehen und zu versuchen, ob er die gefangenen Franzosen mit dem rasch zusammengesteuerten Lösegelde im Betrage von zweihundertsechzig Piastern, oder etwa sechshundert Gulden, nicht loszukaufen vermöge.

Der Hausirer trieb zur Eile an, und schon am Tage nach seiner Ankunft in der Ansiedelung fuhr der brave Feldhauptmann in Begleitung des hochangesehenen Kaufherren Jakob Jansen, eines Dolmetschers namens Savadie und einer kleinen Militär-Escorte in zwei Booten nach den Mohawk-Dörfern. Der Hausirer hatte sich zu seinem größten Bedauern der Expedition nicht anschließen können, vervollständigte aber rasch seinen Waarenvorrath und folgte den Vorangeeilten nach einigen Tagen auf einem Ueberlandwege.

Mittlerweile stieg die Gefahr des Priesters und seines kaum genesenen Gefährten von Stunde zu Stunde, und die Holländer hätten die beiden wohl nicht mehr am Leben getroffen, wenn nicht ein anderer vor ihnen in Gandawaga angelangt wäre und sofort bei den Machthabern Schritte gethan hätte, um einen Aufschub der Fällung des Urtheils zu erwirken. Dieser Retter in der Noth aber war kein anderer als — der Hennegauer.

10. Der große Rath der Mohawks.

Am dritten Morgen nach der Rückkehr der an der Mündung des Richelieu-Flusses geschlagenen Mohawks verbrachte man die beiden Gefangenen unter starker Escorte nach einer leerstehenden Hütte, und reinigte schleunigst die Berathungshütte, in welcher sie bislang bewacht worden waren. Darauf wurden die Kohlen, welche stetig in der Mitte dieses indianischen Rathhauses glimmten, geschürt und mit trockenen Holzscheiten belegt und Matten und Felle auf dem Boden ausgebreitet. Bunte Schlange hatte den großen Rath des Mohawk-Volkes zusammenberufen lassen, damit derselbe das Unheil, das ihm widerfahren, in Erwägung ziehen und beschließen möge, was zur Sühnung der erlittenen Schmach und zur Versöhnung Aireskoi's geschehen könne, auf daß er den rothen Männern wieder zum Siege über ihre Feinde verhelfe.

In vier runden, zeltartigen Wigwams, deren Fellwände von außen mit seltsamen Figuren und Charakteren bemalt waren, saßen die Wakon-Männer und trieben ihr Gaukelspiel, durch das sie vorgeblich den Dämon Aireskoi versöhnen und seinen Willen erforschen wollten. Diese Wigwams waren, etwa eine englische Meile von Gandawaga entfernt, im dichten Walde errichtet und wurden von den Indianern ängstlich gemieden; glaubten doch diese, die dorthin beschworenen Geister rächten jede Störung, die man ihnen und den Zauberern bereite. Die Wakon-Männer enthielten sich während ihrer Beschwörungen der Speise

und des Trankes. Auf weichen, sorgfältig gegerbten Wildkatzenfellen kauerten sie jeder in seinem Wigwam am Boden, entnahmen dem langen, spitz zulaufenden Zauberbeutel aus Otterfell Eulenköpfe, Schwänze von Moschusratten, Adlerkrallen, Wolfsklauen, Menschenfinger und gedörrte Kröten und legten dieses scheußliche Geräth auf eine fein gegerbte Hirschhaut; dazu murmelten sie Beschwörungsformeln, warfen dann ihre Zaubermittel in die Höhe und suchten aus der Lage, in der sie niederfielen, das Orakel zu lesen. Gar oftmals mußten sie ihren Mummenschanz wiederholen; denn erst nachdem sie mehrere Male hinter einander durch das Emporwerfen des Inhaltes ihrer Zauberbeutel dieselbe Lage der einzelnen Theile erzielt hatten, wähnten sie, den Willen des angerufenen Götzen zu erkennen.

Heute waren sie sehr emsig, um recht bald das gewünschte Resultat zu erzielen; denn die Sachems hatten möglichst baldigen Bericht in der Rathsversammlung verlangt. Da glitt der Waldläufer geräuschlos durch die Büsche, hielt einen Augenblick an dem zunächststehenden Wigwam an, kicherte leise vor sich hin und murmelte: „Ich werde Euch helfen, Ihr Hexenmeister! Meine klingenden Münzen haben schon oft ihre Zauberkraft bewährt, und es müßte seltsam zugehen, wenn sie nicht auch heute den Ausschlag gäben!“ Und geräuschlos die Zeltwand des Wigwams emporhebend, schlüpfte er in das Innere der gefürchteten Zauberstätte.

In den Gassen des Dorfes standen die Krieger haufenweise bei einander und besprachen die neuesten Ereignisse. Scheu lugten die Squaws und die Kinder aus den Hütten hervor, und als die Mitglieder des großen Rathes mit einigen Kriegern, welche das Tam-Tam (die indianische Trommel) schlugen, nach der Berathungshütte zogen, da füllte sich der freie Platz davor mit Neugierigen, die so viel als möglich von den Verhandlungen zu erlauschen trachteten und durch eine Wache im Zaume gehalten werden mußten.

Schweigend nahmen die Sachems und die Krieger in der Berathungshütte die ihnen zukommenden Plätze ein. Bunte Schlange ergriff das ihm dargereichte Kalumet mit Killikinik und blies aufwärts schauend drei Tabakswolken in die Luft, damit der dem narkotischen Kraute innewohnende Geist die Worte der rothen Männer himmelwärts trage; dann reichte er die dampfende Pfeife dem Sachem zu seiner Rechten, welcher gleichfalls daraus rauchte und sie weiter gab. Nachdem das Kalumet so die Runde gemacht hatte, war das Pau-Wau, die Rathsversammlung, eröffnet, und Bunte Schlange erhob sich, um den Versammelten den Zweck ihrer Zusammenkunft in einer kurzen Anrede auseinander zu setzen.

„Sachems und Häuptlinge des großen Volkes der Mohawks!" begann er. „Die Bleichgesichter, welche am Großen Strome wohnen, haben das Blut unserer tapferen Brüder vergossen. Aireskoi hat sich von seinen rothen Kindern abgewendet. Er zürnt ihnen, und doch wissen sie nicht, wodurch sie ihn beleidigt haben. Unsere weisen Männer reden zu ihm in ihren Wigwams, und er wird ihnen sagen, was die Mohawks thun müssen, um ihn zu versöhnen. Sachems und Häuptlinge, horchet auf die Worte der Braven, die jetzt zu Euch reden werden! Sie kämpften wie tapfere Krieger; aber böse Geister hassen den Bleichgesichtern, und unsere jungen Männer mußten vor diesen weichen. Erhebe Dich, Geierklaue, und sage unseren versammelten Brüdern, welches Unheil den tapferen Kriegern am Großen Strome widerfahren ist!"

Der Angeredete, ein angesehener Häuptling, welcher die Expedition nach der Mündung des Richelieu befehligt hatte, erhob sich, der Aufforderung Folge leistend, und entwarf eine genaue Schilderung des mißglückten Kriegszuges. Er maß die Hauptschuld an der Niederlage den Kundschaftern bei, weil diese die Zahl der Feinde viel zu gering angegeben und der großen Donnerwaffen, aus welchen die Bleichgesichter die anstürmenden Krieger niederschmetterten,

mit keiner Silbe erwähnt hätten. Das große Canoe mit den weißen Flügeln, wie der Redner die Brigantine mit ihren Segeln nannte, hielt er für ein Fahrzeug, in welchem der ‚Kriegsgott der Franzose' diesen zu Hilfe gekommen sei. „Viele meiner jungen Männer haben die mächtigen Helfer in dem großen Canoe gesehen," rief er. „Blitz auf Blitz zuckte daraus hervor, dröhnend rollte der Donner über das Wasser, krachend brachen um uns die Bäume zusammen, und das Blut vieler Mohawk-Krieger färbte den Boden. Aireskoi ließ die Tapfern die ganze Schwere seines Zornes fühlen. Er warf sie mit mächtiger Hand zurück und verlieh ihren Feinden den Sieg. Drei meiner Braven blieben verwundet auf dem Kampfplatze liegen. Die Bleichgesichter haben sie erwürgt, wie feige Hunde den Bären zerfleischen, wenn der Tomahawk des Jägers ihn wehrlos gemacht hat. Sachems und Krieger! Das Volk der Mohawks war stets der Schrecken seiner Feinde. Es muß, es wird Aireskoi versöhnen und den Tod seiner Braven rächen! Fünf meiner jungen Männer kehren nimmer in die Dörfer zurück: sie sind nach den ewigen Jagdgründen gezogen. Viele andere tapfere Krieger haben schwere Wunden erhalten. Schande und Schmach lastet auf den Mohawks, bis sie ihre Todten gerächt haben. Geierklaue hat gesprochen."

Die Rede des Häuptlings wirkte zündend. Wild blitzten die Augen der jüngeren Rathsmitglieder, und mit finster zusammengezogenen Brauen schauten die Alten vor sich hin. Aber keiner brach das Schweigen.

Wiederum erhob sich Bunte Schlange und kündigte einen zweiten Häuptling, Stumpfes Beil genannt, als nächsten Redner an. Dieser beschränkte sich auf eine Schilderung der Eindrücke, die er auf dem Kampfplatze empfangen hatte, und suchte dann gleichfalls den Rachedurst der Versammelten zu entflammen. „Drei unserer Braven sind von den Bleichgesichtern nicht im offenen Kampfe erschlagen, sondern tückisch ermordet worden, und drei Bleich-

gesichter, die Brüder dieser Mörder, leben in den Dörfern der Mohawks. Wie können wir Aireskoi versöhnen, wenn wir ihm nicht geben, was ihm gehört? Die gefangenen Bleichgesichter müssen Aireskoi zu Ehren am Pfahle sterben, und wenn sie in den Flammen heulen und jammern, wenn das Feuer sie verzehrt, dann erst wird Aireskoi wieder seinen starken Arm den Mohawks leihen. Gebt Aireskoi, was er von uns fordert! Versöhnt ihn durch den Tod der drei Franzese!" so schloß er seine Rede, die gleichfalls einen tiefen Eindruck hervorbrachte.

Noch zwei andere Häuptlinge, welche den Kampf am Richelieu mitgemacht hatten, hielten Ansprachen, und dann nahm Affendase, einer der Berather des Sagamore, der schon bei der ersten Berathung hartnäckig auf der Hinrichtung der Weißen bestanden hatte, das Wort. „Die tapferen Häuptlinge haben weise Worte geredet," begann der bejahrte Wilde, dessen tiefgefurchtes Gesicht mit der großen, scharfgeschnittenen Adlernase dem eines Raubthieres glich; „sie haben weise Worte geredet. Der mächtige Aireskoi fordert den Tod der Bleichgesichter; denn diese sind nicht nur unsere, sondern auch seine Feinde. Der Schwarzrock ist ein Zauberer, er dient einem bösen Geiste, welcher Aireskoi bekämpft. Wie können die Mohawks denken, daß Aireskoi ihre Feinde vernichte, wenn sie Aireskoi's Feinde in ihre Wigwams aufnehmen? Die Mohawks mögen Aireskoi helfen, und Aireskoi wird ihnen helfen!"

Des Alten Logik drohete noch verhängnißvoller für die Gefangenen zu werden als die aufstachelnden Reden der Häuptlinge. Seine Worte leuchteten gar manchem ein, der bislang nicht auf die Hinrichtung gedrungen hatte. Da erhob sich der wackere Koetsaeton und übernahm, wie er es schon früher gethan, das Amt des Fürsprechers. Die gefangenen Bleichgesichter seien keine Krieger, und wenn andere ihres Stammes Mohawks erschlagen hätten, so könnten nicht sie dafür verantwortlich gemacht werden. Wäre der Schwarzrock ein mächtiger Zauberer, so hätte er wohl

längst von seiner Kunst Gebrauch gemacht und nicht alle die seitherigen Qualen erduldet, sondern sich von seinen Banden befreit und seine Peiniger gezüchtigt. Die Hinrichtung der gefangenen Bleichgesichter könne den Mohawks keinen Nutzen bringen, sondern müsse sie, wie auch Adler schon früher dargethan habe, mit den nördlich und südlich vom Lande der Mohawks wohnenden Weißen nur um so bitterer verfeinden. Sie würden dann keine Feuerwaffen mehr erhalten und wieder genöthigt sein, zu Bogen und Pfeil zu greifen. Aireskoi zürne den Mohawks nicht; denn in zwei Gefechten mit den Huronen, die kurz nach einander stattgefunden, habe er ihnen den Sieg verliehen, und zweimal habe er ihnen Gefangene beschert. Aireskoi brauche deshalb auch nicht versöhnt zu werden. Wolle man aber ihm, der die Schlachten lenke, ein würdiges Opfer darbringen, so könnten das nicht der Schwarzrock und seine beiden jungen Freunde sein. Noch nie seien Aireskoi Squaws geopfert worden; denn er verabscheue alle, die nicht in den Kampf zögen. Der Schwarzrock und seine weißen Gefährten seien aber ebenso wenig würdig wie Squaws, zu Aireskoi's Ehre zu sterben. Aireskoi würde das Opfer verabscheuen, das man ihm durch die Hinrichtung dieser Männer des Friedens darbrächte, und dadurch beleidigt werden.

Lauernd beäugelte der Alte, welcher zuvor so beredt des Priesters Hinrichtung befürwortet, den Häuptling, in dessen Brust das Gefühl der Menschlichkeit einen so herrlichen Sieg über seine angeborene Wildheit errungen hatte. Als Kvetsaeton schwieg, trat er wieder vor und sprach: „Mein tapferer Bruder vom Stamme der Schildkröte irret, wenn er meint, der Schwarzrock habe Schmerz empfunden, als er am Pfahle stand. Kein Laut kam über seine Lippen. Er redete fortwährend zu dem bösen Geiste, dem er dient, und dieser böse Geist, der Aireskoi haßt, gab ihm Kraft und ließ ihn keinen Schmerz empfinden. Kvetsaeton sagt, der Schwarzrock ist kein Krieger, und Kvetsaeton redet die

Wahrheit. Aber er möge mir sagen, ob er jemals einen Krieger sah, welcher mit mehr Ruhe und mehr Muth sich brennen und schneiden und schlagen ließ als dieser Schwarzrock. Er ist ein Zauberer, sonst hätte er nicht alles schweigend erduldet. Er verspottete Aireskol, indem er nicht schrie und jammerte, und der böse Geist, der ihn schützte, lachte über die Mohawks und ihren mächtigen Kriegsgott. Der Schwarzrock muß sterben; denn er ist der Feind der Mohawks, er ist der Feind Aireskoi's! Will der weise und tapfere Koetsaeton seinen Brüdern sagen, ob die Mohawks je besiegt wurden, wenn Aireskoi mit ihnen war?"

Als Affendase sich wieder niederkauerte, richteten sich aller Augen auf Koetsaeton, der sich nun abermals erhob und langsam und würdevoll entgegnete: „Geierklaue sagte den Häuptlingen und Sachems, wann und wo die tapferen Mohawks besiegt wurden, weil ihre Kundschafter nicht gethan hatten, was sie thun sollten. Das geschah am Großen Strome. Die großen Donnerwaffen der Franzese, welche die blinden Kundschafter nicht gesehen hatten, schmetterten die Braven nieder, nicht aber Aireskoi's Zorn! Geierklaue ist ein großer Häuptling, der weiß, was sein Auge sieht, und was seine Zunge redet. Wollen die Mohawks die Schuldigen richten, so müssen sie die schlechten Kundschafter herbeiholen, nicht aber die drei Bleichgesichter, welche in unseren Dörfern weilten und nicht wußten, daß ihre Brüder am Großen Strome mit den Kriegern der Mohawks kämpften. Koetsaeton bittet auch den mächtigen Aireskoi, daß er seinem Volke den Sieg verleihe, und er weiß, daß Aireskoi den Mohawks nicht zürnet."

Wiederum nahm Affendase das Wort, und dieses Mal richtete er seine giftigen Pfeile gegen das kühne Haupt der Schildkröten-Familie. „Kann nicht der mächtige Aireskoi die Augen seiner rothen Kinder blöde machen, wenn er ihnen zürnt? Will Koetsaeton den Häuptlingen und Sachems sagen, ob nicht Aireskoi die Kundschafter der Mohawks verblendete, daß die großen Donnerwaffen der Bleich-

gesichter ihnen verborgen blieben?" fragte er in hämischem Tone.

Der Angeredete schien diese Wendung erwartet zu haben; denn er hatte sich nicht gesetzt, wie die Redner es im Pau-Wau zu thun pflegten, sobald sie gesprochen hatten. Hoch aufgerichtet stand er da, schaute den Aufhetzer, der ihn nun selbst angriff, furchtlos an und erwiderte, feierlich die Rechte gen Himmel streckend: „Der Große Geist hat seinen rothen Kindern Augen gegeben, daß sie sehen, und Ohren, daß sie hören. Er hat die rothen Männer erschaffen, und er hat auch Aireskoi erschaffen: deshalb kann auch Aireskoi nicht verderben wollen, was der Große Geist gemacht hat. Er ist den Mohawks gegeben worden, daß er sie schütze, nicht aber, daß er sie verderbe. Aireskoi wäre ein Feind des Großen Geistes, wenn er die rothen Männer blind und taub machte; denn der Große Geist hat ihnen sehende Augen und hörende Ohren gegeben."

Die Debatte drohte eine schlimme Wendung zu nehmen; denn der Alte suchte jetzt seinen Widersacher dadurch niederzuschmettern, daß er ihn verdächtigte, er zweifele am Glauben seiner Väter. Bunte Schlange, welcher daraus schon die Saat der Zwietracht erwachsen sah, legte sich nun ins Mittel. „Hält der große Rath der Mohawks ein Pau-Wau, um sich zu entzweien?" rief er. „Unsere weisen Männer machen Wakon, und sie werden uns sagen, was der Große Geist und was Aireskoi von den Mohawks fordert. Aireskoi wird die Mohawks nicht verderben, aber er kann sie strafen, wenn der Große Geist es so will. Die Sachems werden Boten zu den weisen Männern senden, und wenn sie im Pau-Wau erscheinen, dann erfahren die Mohawks aus ihrem Munde, was sie wissen sollen. Die tapferen Häuptlinge, welche unlängst vom Kriegspfade zurückkehrten, mögen mittlerweile dem großen Rathe erzählen, was sie erfuhren."

Des Sagamore Vermittelung war allen hochwillkommen; denn jeder der Versammelten wußte, wie sehr

Einigkeit den Mohawks noth that. Deshalb leistete auch Adler der Aufforderung bereitwilligst Folge, und als er seinen siegreichen Kriegszug geschildert und die Thaten seiner Krieger gepriesen hatte, da war das gute Einvernehmen wiederhergestellt. Nur Assendase, der alte Aufhetzer, war noch voll Gift und Galle; aber er kämpfte seinen Grimm nieder.

Nach Adler sprachen noch einige andere Häuptlinge, und als es darüber Mittag geworden, kehrten die zu den Wakon-Männern gesandten Boten zurück und meldeten, daß jene bald im Pau-Wau erscheinen würden. Fast gleichzeitig erschien auch ein mit Staub bedeckter Kundschafter, der mit einigen anderen die holländische Ansiedelung am Hudson zu überwachen hatte, athemlos auf der Schwelle der Berathungshütte und winkte Bunte Schlange zu sich. Die Mittheilung, die er dem Sachem zuflüsterte, schien diesem unerwartet zu kommen, und auf seinen Wink kauerte sich der Kundschafter an der Wand der Hütte nieder.

Nun wandte sich der Sagamore an die Versammlung und kündigte derselben an, daß eine kleine Schaar Bleichgesichter sich in zwei großen Canoes dem Dorfe nähere; die Canoes seien mit grünen Zweigen, den Zeichen ihrer friedlichen Absicht, geschmückt und würden noch vor Abend eintreffen. In einem der Canoes sei der große weiße Häupt...ng.

„Die Bleichgesichter von Cohotatea haben wohl erfahren, daß der Schwarzrock und seine beiden jungen Freunde von den Mohawks gefangen sind. Sie werden daher zu den Mohawks schöne Worte reden und ihnen Geschenke bieten, daß die drei Franzese freigelassen werden; aber die Mohawks müssen sich nicht bethören lassen," fügte Bunte Schlange seiner staunenerregenden Kunde hinzu.

Bald darauf kündigte ein Läufer die Ankunft der Wakon-Männer an, und bis zu dieser herrschte Schweigen in der Berathungshütte. Scheu wich die draußen versammelte Menge der Neugierigen zurück, da die Zauberer in ihrer

vollen Schmucke nahten. Als diese die Thüre der Berathungshütte erreicht hatten, machten sie Halt und warteten, bis der Sagamore ihnen entgegenging und sie in althergebrachter Weise begrüßte und eintreten hieß. Am Berathungsfeuer, den Sachems gegenüber, wurden ihnen dann auf eigens für sie bestimmten kostbaren Fellen ihre Plätze angewiesen, und sie setzten sich und starrten eine Zeitlang schweigend in die frisch gespeiste Gluth.

Sie sahen grotesk genug aus. Von der Stirn über Scheitel und Rückgrat hing fast bis auf die Erde herab ein zollbreiter Streifen dicken Leders, in welchem Schwungfedern aus dem Flügel des Adlers dicht aneinander gereiht staken. Bunte Hemden europäischen Fabrikates, wie sie die hausirenden Händler feilboten, hingen lose über rothen und grünen Zeugstreifen herab, mit denen die Beine bis auf die Knöchel umwickelt waren; die Füße staken in Mocassins, die mit bunten Federn, Muscheln und Glasperlen verziert waren, und das Gesicht verhüllte die Kopfhaut eines Thieres, welche wie eine Maske davor hing; hinter den leeren Augenlöchern hervor aber flogen unstäte Blicke über die Versammlung. Einer der Zauberer trug als Larve eine Wolfshaut, der andere das Fell einer Pantherkatze, der dritte die Kopfhaut eines schwarzen Bären und der vierte das Kopfstück eines Fuchsbalges. Jeder führte in der rechten Hand einen fast fünf Fuß hohen Stab, mit bunten Lederfransen verziert, und an diesem eine roh ausgestopfte Schlangenhaut; seine Linke hielt den schon erwähnten Zauberbeutel.

Zum zweiten Male machte das Kalumet die Runde, und als alle daraus geraucht hatten, erhob sich der älteste der Wakon-Männer, stieß mit seinem Stabe auf den Boden und begann sein Orakel in singendem Tone zu verkünden: „Hoch über den Wolken wohnt der Große Geist; über den Wolken und den Lichtern des Himmels steht sein Wigwam. Es glänzt wie der See im dichten Walde, wenn der runde Mond hineinschaut. Herr des Himmels,

Herr des Lebens nennen ihn die Ongwehonwe, und er gibt ihnen, was sie bedürfen. Hell blickt sein Auge, [1]) wenn es Tag ist, auf sie hernieder, und er redet zu ihnen durch den Mund der Wakon-Männer. Also spricht er zu seinen Kindern: ‚Rothe Männer vom Stamme der Mohawks und vom großen Volke der Ongwehonwe! Der Herr des Himmels und des Lebens zürnt Euch nicht, aber er warnt Euch vor den Schwarzröcken und ihren Freunden. Sie reden nicht zu ihm. Sie sagen, ein mächtigerer Geist als der Herr des Himmels, als Ataholan, habe sie gesandt. Die Schwarzröcke lügen, und der Große Geist, den sie nicht kennen, gibt sie in die Hände der rothen Männer. Die Mohawks mögen den Schwarzrock und seine beiden jungen Männer als ihre Diener behalten, wenn sie nicht Aireskoi, welcher die Mohawks auf dem Kriegspfade leitet, als Opfer fordert. Sie mögen die drei Bleichgesichter behalten und ihrer Worte nicht achten, wenn sie von einem anderen Herrn des Himmels und des Lebens reden; denn sie haben falsche Zungen, und Ataholan kennen sie nicht.‘ So redet der Große Geist zu den Ongwehonwe, zu den tapferen Mohawks, zu seinen rothen Kindern.“

Nun trat ein zweiter Zauberer vor und begann seinen monotonen Gesang, der also lautete: „Aireskoi spricht zu den Mohawks. Wenn er zürnt, klingt seine Stimme wie Donner, und es verkriechen sich, die ihn beleidigten. Nicht redet Aireskoi jetzt zornig zu den Mohawks mit der Zunge seines Freundes, dem er das Ohr öffnete, daß er ihn verstehen kann. Der Schwarzrock ist wie die schwarze Schlange, die ein Knabe mit einem Stecken erschlagen kann. Aireskoi hat ihn den Mohawks gegeben, daß sie über ihn lachen. Er arbeite mit den Squaws. Die Häuptlinge der Huronen waren Männer, und als sie am Pfahle standen, freute sich Aireskoi. Der Schwarzrock ist kein Mann. Am Pfahle soll er nicht sterben. Seine Zunge ist krumm,

[1]) Die Sonne.

und sein Herz ist falsch. Die Mohawks dürfen nicht auf seine Worte hören. Sie sollen mit ihm thun, was sie wollen. Aireskoi fordert den Schwarzrock nicht als sein Opfer. Sie mögen ihn überwachen; denn er ist ein Zauberer. Aber er kann den rothen Männern nicht schaden, wenn sie seinen Lügen ihre Ohren verschließen. Wollen sie sein Leben nehmen, so mögen sie ihn wie einen Hund erschlagen. Gleich einem Krieger darf er nicht sterben. Aireskoi zürnt den Mohawks nicht. Er wird ihnen den Sieg verleihen, wenn sie wieder den Kriegspfad betreten, und ihre Feinde werden fliehen, sobald ihr Schlachtruf ertönt."

Die beiden anderen Wakon-Männer ergingen sich in leeren Worten, und der kurze Sinn ihres langen Singsangs war, der Missionär und die beiden Oblaten sollten streng überwacht und ohne weiteres todtgeschlagen werden, sobald sie Zauberzeichen machten.

Wieder herrschte tiefes Schweigen in der Berathungshütte. Die Zauberer kauerten am Boden. Dort pflegten sie bis zum Schluß des Pau-Wau zu verharren, um weiteren Aufschluß zu geben, falls über die Deutung ihrer Orakelsprüche unter den Sachems und Häuptlingen Meinungs-Verschiedenheiten herrschen sollten.

Wohl eine halbe Stunde lang wurde nun kein Wort in dem Pau-Wau geredet, damit ein jeder das Gehörte überdenken und sich eine eigene Ansicht bilden könne. Als diese Frist verstrichen war, nahm Bunte Schlange das Wort und wies darauf hin, daß die herannahenden Holländer als Freunde empfangen werden sollten. Er hielt es deshalb für gerathen, das Pau-Wau bis nach deren Eintreffen zu vertagen. Man wisse ja auch nicht, meinte er, was sie zu den Mohawks führe, und thue daher sehr weise daran, nicht sogleich über das Schicksal der Gefangenen zu entscheiden.

Adler und mehrere andere Häuptlinge pflichteten dem Vorschlage des Sagamore bei, der auch ohne weitere De-

hatte einstimmig angenommen wurde. Darauf verkündete ein Rufer dem draußen harrenden Volke diesen Beschluß und machte auch das Nahen der holländischen Deputation öffentlich bekannt.

Unter den Bewohnern Gandawaga's und den zahlreichen Ankömmlingen aus den übrigen Dörfern rief diese Mittheilung große Aufregung hervor, und bald machten die abenteuerlichsten Gerüchte über die Absicht der heranziehenden Bleichgesichter unter den auf und nieder wogenden Volksmassen die Runde. Seit dem Friedensschlusse mit den Holländern hatte keine Gesandtschaft derselben die Mohawk-Dörfer betreten, und da Adler's Rede in der ersten Rathsversammlung längst schon unter das Volk gedrungen war, so war es erklärlich, daß nun die Wilden schlußfolgerten, ihre weißen Nachbarn am Hudson kämen, um die Freilassung der gefangenen Bleichgesichter zu fordern. Diese Ansicht fand sehr viele Vertreter, die aber wenig geneigt schienen, ihre seltene Kriegsbeute freiwillig aufzugeben. Einige Heißsporne riethen, man möge die Franzosen schleunigst weiter ins Innere schaffen, und falls die Mynheers auf deren Freilassung drängen, das Gesuch rundweg abschlagen. Andere dagegen hielten es für gerathener, die Holländer nicht durch eine directe Weigerung zu erzürnen und lieber auf eine Ausrede zu sinnen. Darüber entspann sich ein lebhafter Wortstreit, den Adler endlich durch die bestimmte Erklärung beendete, daß er nie seine Einwilligung zu der Auslieferung der Bleichgesichter geben werde.

Der Hennegauer ließ es sich angelegen sein, den Häuptling in diesem Entschlusse zu bestärken, und wußte ihn auch zu bestimmen, daß er die Gefangenen vor den Holländern verberge. „Adler wird alles erfahren, was Rothe Hand von den Franzese am Großen Strome hörte, als er bei ihnen war, um auszukundschaften, was sie thun wollen. Aber der weise Häuptling darf den Bleichgesichtern von Cohotatea nicht sagen, daß Rothe Hand hier ist. Er möge ihnen erzählen, sein weißer Bruder habe ihm gesagt, daß

sie Geschenke für den Schwarzrock und seine Freunde geben wollen; aber er handelt weise, wenn er nicht weiter von Rother Hand redet. Adler soll viel Neues erfahren, wenn er thut, was Rothe Hand ihm räth," fügte der tückische Waldläufer hinzu, dem das völlig unerwartete Erscheinen der Niederländer um so mehr Sorge bereitete, als der Feldhauptmann mit ihnen kam; denn falls derselbe ihn jetzt in Gandawaga traf, hätte er sich nicht rechtfertigen können, so meisterhaft er das Lügen auch sonst verstand. Auf des Häuptlings Verschwiegenheit konnte er dieses Mal zählen, da sein Rath auf die herrschende Stimmung begründet war, und der Häuptling gewärtig sein mußte, daß der Hennegauer, wenn er sich verrathen sah, den Mitleidigen spielen und die Weißen durch eine Schilderung der Qualen, welche die Franzosen hatten erdulden müssen, zum Kriege gegen die Mohawks aufhetzen werde.

Unterdessen hatte man eiligst Vorkehrungen zum Empfange der Holländer getroffen, und als ihre Boote bis auf eine Meile herangekommen waren, fuhr ihnen der Sagamore, im Geleite mehrerer Häuptlinge und einer Ehrenwache, zur Begrüßung entgegen. Seine großen Canoes nahmen ihre Fahrzeuge ins Schlepptau und brachten sie nach dem Landungsplatze vor Gandawaga, wo eine tausendköpfige Masse die Deputation mit neugierigen Blicken anstierte, ohne sie jedoch irgend eines Grußes zu würdigen.

Arendt van Curler ließ seine Arkebusiere als Wache bei den Booten zurück und begab sich mit seinen Begleitern und den Dienern, die einige Geschenke trugen, an den Fuß des Hügels, auf welchem Gandawaga erbaut war. Hier fand der officielle Empfang statt. Der gesammte große Rath der Mohawks war hier versammelt und gab den Weißen das Geleit nach der Berathungshütte, die man in aller Eile mit grünen Zweigen geschmückt hatte. Vor derselben wurde Halt gemacht. Bunte Schlange hielt eine kurze, phrasenreiche Ansprache an die Weißen, pries deren Freundschaft für die Mohawks, dankte ihnen für die Ehre,

welche sie seinem Volke durch ihren Besuch erwiesen, und reichte ihnen als Zeichen der Gastfreundschaft das dampfende Kalumet. Pflichtschuldigst antwortete der Feldhauptmann mit Hilfe des Dolmetschers, dann wurde er mit seinem kleinen Gefolge in das Innere der Hütte geführet.

Nach Beendigung der üblichen Ceremonien erhob sich Bunte Schlange und eröffnete die Conferenz. „Der große und weise Häuptling der Bleichgesichter möge reden," begann er, zu van Curler gewendet; „die rothen Männer werden seinen Worten lauschen. Die Bleichgesichter sind unter Freunden. Sie mögen sagen, welches Ziel sie in das Dorf der Mohawks führet."

Als der Sagamore seinen Sitz wieder eingenommen hatte, stand der Feldhauptmann, der schon manchmal mit den Indianern unterhandelt, auf und entgegnete: „Sagamore, wir werden reden, was wir denken. Wir werden sagen, was wir wünschen. Das Volk der Mohawks hat den Tomahawk gegen die Franzese am Großen Strome erhoben, und siegreich sind seine tapferen jungen Männer von einem Kriegszuge heimgekehrt. Wir sagen den Mohawks nicht: ‚Begrabt den Tomahawk und macht Frieden mit den Franzese!' Wir sagen ihnen auch nicht: ‚Ziehet aus und vernichtet die Franzese!' Die Mohawks haben viele weise Männer, und diese werden ihnen zum besten rathen. Aber unsere rothen Freunde haben drei Franzese in ihre Dörfer gebracht, die keine Krieger sind, und wir sind gekommen, um zu fragen: ‚Wollen die Mohawks jene Männer des Friedens mit uns ziehen lassen?' Wir senden sie dann zurück in ihr Land und sagen den Franzese: ‚Die Mohawks sind tapfere Männer, sie kämpfen nur gegen Krieger!'"

Wort für Wort verdolmetschte Labadie diese Rede, darnach überirug er die Antwort des Sagamore ins Holländische; die aber lautete also: „Die Bleichgesichter von Coholatea sind die Freunde der Mohawks, und was ihr großer Häuptling sprach, erfreute die Häuptlinge und Sa-

chems. Das mächtige Volk der Ongwehonwe hat den Tomahawk nicht aufgegraben. Die Bleichgesichter am Großen Strome sind in das Land der Mohawks eingedrungen. Sie haben viele tapfere Krieger erschlagen, sie haben den rothen Männern den Tomahawk in die Hand gezwungen. Der große weiße Häuptling redet wahr: die Mohawks kämpfen nur gegen Krieger. Es ist wahr, daß ein Schwarzrock und zwei Franzose, die nicht die Waffen führen, von den Braven meines Bruders Adler gefangen worden sind. Aber sie zogen mit Huronen-Kriegern in unser Land, und die Huronen sind die Feinde der Ongwehonwe. Die Bleichgesichter vom Cohotatea wissen das."

Als Bunte Schlange sich setzte, gab er Adler ein verstohlenes Zeichen, das dieser auch richtig deutete; denn er erhob sich und schilderte mit beredter Zunge die Schandthaten, welche die Franzosen an den Mohawks verübt hätten. Er stellte die Gefangennahme des Missionärs und der Oblaten als nicht von ihm geplant dar und sagte, er habe sie nur seiner eigenen Sicherheit halber mit nach den Dörfern genommen; denn sonst hätte er befürchten müssen, daß sie ihm irgend ein französisches Streifcorps oder einen Haufen Huronen auf den Hals hetzten. Auch sei es ihm nicht in den Sinn gekommen, diese Weißen als Kriegsgefangene zu behandeln, sondern er habe sie zu geeigneter Zeit ausliefern wollen.

Van Curler kannte seine Rothäute zu genau, um ihnen großen Glauben zu schenken, wenn sie mit ihm unterhandelten; er glaubte überhaupt nicht an die Wahrheitsliebe der Diplomaten.

Die Mohawks hatten im Verkehr mit den Weißen den Werth des Geldes schon einigermaßen kennen gelernt, aber Habgier war ihnen fern. Sie freuten sich über den bunten Flitter und den glänzenden Tand, welchen sie von den Weißen erhielten, und sie schätzten auch die reelleren Waaren derselben hoch, ohne jedoch nach dem gelben und weißen ‚Wampum' (Geldmünzen) zu haschen. Als daher

Mynheer Jakob Jansen zwei schwere Beutel öffnete und deren goldenen und silbernen Inhalt auf ein Fell ausschüttete, da zeigte keiner der anwesenden rothen Männer, daß er sich sehr nach dem Besitze dieses Schatzes sehne.

„Das bieten wir als Lösegeld für die drei Franzosen," sagte der Kaufmann ohne Umschweife; „wollt Ihr dafür Waffen, Decken und andere Waaren haben, — uns ist es auch recht."

Lächelnd schüttelte der Sagamore, nachdem er mit Adler unbemerkt einen flüchtigen Blick gewechselt hatte, den Kopf und entgegnete: „Der Schwarzrock und seine jungen Männer sind nicht in Gandawaga. Sie sind weit von hier, so weit, daß sie die Stimme nicht hören, welche sie ruft. Auch kann Bunte Schlange nicht sagen, was mit ihnen geschehen soll. Er muß mit den Häuptlingen und Sachems darüber reden, ehe er den Bleichgesichtern antwortet."

„Gut, Sagamore! Wir sind's zufrieden. Berathet zusammen, und dann sagt uns kurz und bündig Ja oder Nein! Bedenkt aber eines: dieses Lösegeld wird Euch kein zweites Mal geboten. Schlagt Ihr es aus, so seid Ihr drum!" entschied van Curler, und seinen Begleitern winkend, fragte er, wo er des Entscheides harren solle.

„Für den mächtigen Häuptling und seine Freunde ist ein Wigwam bereit," erwiderte Adler. „Die Bleichgesichter von Cohotatea mögen sich stärken durch Speise und Ruhe; denn das große Licht wird schon gesunken sein, wenn sie in die Berathungshütte der Mohawks treten."

So endete die erste Conferenz, und die Nacht war bereits angebrochen, als ein Bote des Sagamore den Weißen mittheilte, das Pau-Wau könne erst am anderen Morgen wiedereröffnet werden.

Die Holländer waren darauf gefaßt gewesen, daß die Verhandlungen sich in die Länge ziehen würden, und sie genossen einer stärkenden Nachtruhe. Die Wilden dagegen saßen noch lange nach Mitternacht in der Berathungshütte.

Hier hatte sich auch der Waldläufer eingestellt, nach-

dem er sich versichert, daß der Feldhauptmann und dessen Begleiter dort während der Nacht nicht erscheinen würden. Schlau knüpfte er die in seiner Hand ruhenden Fäden zu einem Netze, aus welchem die Gefange[illegible] menschlicher Voraussicht nach nicht zu entweichen vermochten. Er war einer der letzten in der Berathungshütte, und noch ehe die Sonne aufging, hatte er bereits seine Büchse geschultert und sich nach Renselaerswyk auf den Weg gemacht. Hielt Adler sein Wort, so hatte der schurkische Weiße seinen Zweck vollständig erreicht und brauchte nicht mehr zu fürchten, daß sein schmählicher Verrath jemals an den Tag komme, und wurde der Häuptling wortbrüchig, so hatte Jan bereits einen Racheplan geschmiedet, dessen Ausführung den Mohawks verderblich werden mußte. Indessen brauchte er Adler's halber keine große Besorgnisse zu hegen, da dieser seinen verzweifelten Charakter gar wohl kannte und allen Grund hatte ihn zu fürchten.

Als am nächsten Morgen das Pau-Wau wieder eröffnet wurde, erkannte van Curler sofort, daß die Mohawks sich wohl vorbereitet hatten. Die Indianer erklärten, sie würden die Gefangenen direct nach Trois-Rivières liefern, und alle Bemühungen der Holländer um deren sofortige Freigebung schlugen fehl.

Zwei volle Tage dauerten die Unterhandlungen; dann kehrten die Niederländer nach Renselaerswyk zurück. Sie glaubten nicht an die Aufrichtigkeit der Wilden, hofften jedoch, daß das Leben des Missionärs und seiner Gefährten nicht mehr gefährdet sei.

Van Curler konnte seinen Zorn nur mit Mühe bemeistern und war fest entschlossen, jede Vollmacht seitens der Generalstaaten in der rücksichtslosesten Weise in Anwendung zu bringen, falls die Mohawks wortbrüchig werden und die Gefangenen nicht nach Trois-Rivières liefern sollten. Wie weit er in einem solchen Falle gehen dürfe, und ob ihm von seiten seiner Regierung eine genügende Truppenmacht zur exemplarischen Züchtigung der Wilden zur Ver-

fügung gestellt würde, das war allerdings ziemlich zweifelhaft; denn ein Krieg gegen die Mohawks mußte Hollands Rivalen in Amerika, den Franzosen, bedeutenden Vorschub leisten. Indessen konnte ja die Gefangennahme des Missionärs auch zu einem Bündnisse zwischen Frankreich und den Generalstaaten und zu einer Regelung der beiderseitigen Grenzen führen, und dann sollten die Rothhäute gar bald zur Raison gebracht werden. So calculirte der Feldhauptmann, und Mynheer Jakob Jansen, mit welchem er auf der Rückfahrt die Sachlage besprach und alle Möglichkeiten [illegible], pflichtete ihm vollständig bei. Allein es kam wesentlich anders.

11. Ein neuer Plutzeuge.

Nach dem Schlusse des Pau-Wau kehrten die auswärtigen Mohawks in ihre Dörfer zurück, und als der Hausirer wieder von Rensselaerswyk in Gandawaga anlangte, hatte sich die Aufregung daselbst gelegt, und alles ging wieder seinen gewohnten Gang. Der brave Mann erfuhr von Adler, die gefangenen Franzosen sollten an ihre Landsleute am St. Lawrence ausgeliefert werden, sobald das Regenwetter aufgehört habe und der Boden einigermaßen abgetrocknet sei. Die Gefangenen bekam er auch diesesmal nicht zu sehen.

Erst als er seine Geschäfte in dem Orte beendet und sich nach den übrigen Dörfern auf den Weg gemacht hatte, führte man P. Jogues und René zu ihren vorläufigen Herren zurück und sagte ihnen, sie würden in kurzer Zeit freigegeben und nach dem St. Lawrence zurückgebracht werden, — wenn sie bis dahin nicht mehr Zauberzeichen machen und mehr Beschwörungsformeln murmeln wollten. Sie sollten während ihres Verweilens bei den Mohawks nicht mehr zu dem bösen Geiste reden, dem sie dienten, sonst würde ein Streich mit dem Tomahawk sie unschädlich machen. Der Priester verdolmetschte seinem Leidensgenossen diese Bedingung, damit derselbe [illegible] seine An-

dacht im geheimen verrichten möge; aber keiner der beiden Männer erwiderte auf diese Warnung ein Wort, und schon nach wenigen Tagen hatte ihre Glaubensglut sie der Vorsicht vergessen lassen.

P. Jogues konnte dem Drange, seinen indianischen Leidensgefährten die Heilspenden der Religion zu bringen und sie durch fortgesetzten Unterricht im Glauben zu befestigen, nicht widerstehen, und täglich besuchte er die in Gandawaga weilenden Huronen, um sie zu trösten, zu belehren und mit ihnen zu beten.

René Goupil wohnte bei einer Mohawk-Familie, und in dieser befand sich ein kleines Mädchen, welches dem freundlichen weißen Manne, der auch seinerseits an dem Kinde seine Freude hatte, täglich mehr zugethan ward. Im steten Verkehr mit den Wilden lernte er sehr bald soviel von ihrer Sprache, daß er sich darin verständlich machen konnte, und nun erzählte er seinem kleinen Lieblinge mancherlei aus der Heiligen Schrift, sprach zu ihm vom lieben Gott, von der Pracht und Wonne des Himmels, von den lieben Engeln und den Scharen der glückseligen Seelen, welche jubelnd und lobsingend für alle Ewigkeit den Thron des Ewigen umschweben. Die Kleine war eine sehr aufmerksame Schülerin und drängte den Oblaten, so oft sie ihn allein fand, daß er sie weiter unterrichte. René hatte dem Kinde strenges Schweigen über diese Unterhaltungen anbefohlen und gedrohet, er werde nichts mehr erzählen, wenn es zu anderen darüber rede. Die Kleine wußte auch ihr süßes Geheimniß recht wohl zu bewahren, und außer dem Priester hatte niemand eine Ahnung davon, daß der Oblat diese junge Seele für den Glauben zu gewinnen trachtete.

Lehrer und Schülerin glaubten sich auch eines Morgens allein in der Hütte, und René lehrte das Kind das Zeichen des Kreuzes machen und das Vaterunser beten, als er plötzlich durch ein heiseres Lachen, das dicht hinter ihm erscholl, aufgeschreckt wurde und sich umwandte.

Vor ihm stand Assendase und schaute mit wild funkelnden Augen bald auf das noch immer am Boden knieende Kind, bald auf den sich erhebenden Oblaten. „Das falsche Bleichgesicht vergiftet die Kinder der Mohawks! Es führt sie seinem bösen Geiste zu, daß er sie verderbe!" keuchte der Alte wuthschnaubend.

„Nicht zu einem bösen Geiste, sondern zu Gott, dem liebevollen Vater aller Menschen, der weißen wie der rothen, möchte ich dieses Kind führen," entgegnete René mit leuchtenden Blicken.

„Bleichgesicht, Du hast gethan, was Du zu spät bereuen wirst!" drohte der Alte und verließ hastig die Hütte.

„Komme mit, weißer Mann, daß die Krieger Dich doch nicht umbringen!" bat das Kind und eilte auf die Gasse.

Willenlos folgte der junge Franzose seiner besorgten Führerin eine Strecke weit; dann aber kam ihm der Gedanke, P. Jogues aufzusuchen, und stehenden Fußes führte er ihn aus.

Das kleine Mädchen glaubte, sein weißer Freund folge ihm, und lief, ohne sich umzuschauen, spornstreichs einem ihm bekannten Versteck zu.

Als René sich der Hütte näherte, welche der Missionär mit einem geisteskranken Indianer bewohnte, vernahm er lautes Schreien und Schimpfen. Bei seinem Eintritte tobte der Wilde wie ein Besessener, weil der Priester ihm ein Stück groben Zeuges, das ihm als einziges Gewand diente, nicht hatte geben wollen. Beim Anblick des zweiten Bleichgesichtes schien der Elende für sein Leben zu fürchten und lief laut schreiend von dannen.

„Was ist Dir begegnet, mein guter René?" fragte der Missionär. „Du bist so bleich und siehst so traurig aus."

„Ich glaube, nun wird mich, und dank meiner Unbesonnenheit, auch wohl Euch tödten," erwiderte der Oblat sehr ernst. „Fliehen werde ich nicht; aber gern ginge ich

hinaus ins Freie, um Euch dort das Vorgefallene zu erzählen, sowie um zu beichten und mit Euch zu beten. Wollt Ihr mich begleiten, mein Pater?"

„Gewiß will ich das, René; aber laß uns die Thore vermeiden!" rieth der Priester.

Rasch schritten die Leidensgefährten einem von Gebüsch bedeckten Platz bei den Paliffaden zu, welche das Dorf umgaben, und welche sie hier schon wiederholt überstiegen hatten, und leicht und unbemerkt gelangten sie ins Freie. Bald nahm sie der schützende Wald auf, und nach einer viertelstündigen Wanderung erreichten sie eine kahle Anhöhe, die eine sehr schöne Fernsicht und einen Ueberblick über das tiefer gelegene Gandawaga gewährte. Dort machten sie Halt, lagerten unter einer mächtigen Palme und tauschten ihre neuesten Erlebnisse aus.

P. Jogues war weit entfernt, des Oblaten Thun zu tadeln; er nannte es nicht einmal unbesonnen. „Wir stehen in Gottes Hand," sagte er, „und was wir in Seinem Namen thun, das ist wohlgethan. Beruhige Dich, mein guter René! Der Tod wird uns ja nicht unvorbereitet finden."

„Mich fände er nicht so vorbereitet, als ich es wünschte, mein Pater," entgegnete René seufzend.

„So beichte, mein Sohn!"

„Das werde ich thun, mein Pater. Ich hätte jedoch noch einen andern Wunsch. Darf ich ihn aussprechen?"

„Rede, guter René!"

„Wohlan, es sei! So sollt Ihr denn den geheimsten und innigsten Wunsch meines Herzens erfahren, mein Pater; aber ich fürchte, Ihr verweigert mir die Erfüllung."

„Nicht, wenn sie in meiner Macht liegt."

„Sie liegt in Eurer Macht. Höret mich an! Eine Todesahnung, die ich schon seit mehreren Tagen habe, läßt mich sehnlichst wünschen, als ein geringes Mitglied der Gesellschaft Jesu zu sterben. O mein Pater, nehmt mir die Gelübde ab! Hier flehe ich Euch auf meinen

Knieen an: versagt mir diese Bitte nicht! — Ihr schweigt! Ihr lächelt! Darf ich hoffen, mein Pater? Darf ich vor Euch die Gelübde ablegen? — Die Zeit drängt, die Mohawks sind in großer Aufregung. Blickt ins Dorf hinunter! Man wird bald kommen, um mich zu suchen, und ich werde mich nicht verbergen. Erfüllt meine Bitte, und ich will heiß und inbrünstig für Euch beten. Wollt Ihr, mein Pater?"

Mit flehend erhobenen Händen kniete der junge Mann vor dem Priester. Sein Antlitz strahlte, als er in den freundlichen Zügen seines Seelenführers die Gewährung las, und in athemloser Spannung harrte er der beseligenden Antwort.

Eine Weile schaute der Missionär den treuen, todesmuthigen Genossen seiner Leiden an; dann sagte er mit bewegter Stimme: „Wie könnte ich Dir einen solchen Wunsch versagen, René? Nur Deine schwächliche Gesundheit stand Deiner Aufnahme in die Gesellschaft hindernd im Wege. Willst Du die Gelübde ablegen, so bin ich bereit, sie entgegenzunehmen."

Das war wohl die wonnigste Stunde im Leben des wackern jungen Mannes. Er beichtete, vernahm aus des Priesters Munde die Lossprechung und sah dann den höchsten seiner Wünsche endlich erfüllt. Leise rauschte der herbstliche Wald, welkende Blätter rieselten auf die beiden Glaubensstreiter hernieder, und säuselnd strich ein sanfter Luftzug durch die buntfarbenden Wipfel. Lange Zeit hielt der tief bewegte Jesuit den neuen Bruder mit seinen Armen umschlossen; beide redeten in brünstigem Gebet zu Gott.

Unten im Dorfe tobten und schrieen inzwischen die Wilden. Sie hatten die beiden Weißen vergebens in ihren Hütten gesucht und durchstöberten nun jeden Winkel nach einer Spur der allem Anscheine nach Entflohenen. Vergebens bemühten sich Adler und Bunte Schlange, denen sich bald auch Koetsaeton anschloß, das aufgeregte Volk zu beschwichtigen. Immer rasender geberdeten sich die nicht mehr zu

zügelnden Krieger, immer wilder hetzten und zeterten die Weiber. Da sprang Adler auf einen Baumstumpf vor der Berathungshütte und schrie mit Stentorstimme: „Wollen die Krieger der Mohawks der Stimme ihres Häuptlings ihr Ohr verschließen? Hat ein böser Geist sie bethört, und wollen sie nicht mehr auf Adler's Worte hören? Adler räth ihnen zum Besten, und Aireskoi möge ihn vernichten, wenn er es nicht wohl meint mit den Mohawks. Die Bleichgesichter sind nicht entflohen. Sie sind nur erschreckt worden durch den wilden Zorn der Krieger. Sie haben sich verborgen und halten sich wohl versteckt, bis die Mohawks ruhiger werden. Wohin könnten sie entfliehen? Meine tapferen jungen Männer holen den flinken Hirsch auf offener Prärie ein. Kann ihnen ein Schwarzrock entkommen, der nie seine Füße übte? Das junge Bleichgesicht aber ist ja fast blind. Wie könnte es uns entrinnen! Schaart Euch um Eueren Häuptling, Mohawks! Er wird mit Euch nach den Bleichgesichtern suchen, und er wird sie finden!"

Adler hatte das richtige Mittel gewählt, er hatte an den Gehorsam seiner Krieger appellirt, und er drang durch. Die Aufregung legte sich, und schon nach den ersten Worten des gewandten Führers ward es still auf dem freien Platze, wo sich inzwischen die gesammte Bevölkerung Gandawaga's eingefunden hatte.

„Der Häuptling hat recht!" riefen einige.

„Ja, er hat recht, und wir wollen ihm folgen!" schallte es im Chore.

„Adler hat weise gerathet. Aber das junge Bleichgesicht muß sterben! Es hat dieses Kind hier dem bösen Geiste opfern wollen," ließ sich nun Assendase's kreischende Stimme vernehmen. Der Alte hatte René's kleine Schülerin in ihrem Versteck aufgefunden und das zum Tode erschrockene Kind auf seine Schultern gesetzt, damit alle es sähen. „Sehet selbst, Mohawks, das Kind zeigt Euch, was das falsche Bleichgesicht es lehrte, und sag' dann, ob

das Zauberzeichen sind!" fuhr er fort, und fragte, zu dem Mädchen gewendet: „Wie mußtest Du machen, und was mußtest Du sagen, als Du mit dem Bleichgesichte allein in der Hütte warst?"

Die Kleine machte das Zeichen des Kreuzes und stammelte einige Bitten des Vaterunsers, die ihr im Gedächtniß geblieben, worauf der Alte sie zur Erde niedersetzte.

Ein Wuthgebrüll, welches bis auf den Hügel zu den dort betenden Weißen drang, erfüllte die Luft.

„Hört Ihr die Wilden toben, mein Vater?" fragte René.

„Ich höre sie, mein Sohn," entgegnete der Priester mit großer Fassung.

„Wollt Ihr mich nicht allein lassen, theuerer Vater?"

Erstaunt sah der Missionär den jungen Mann an, und lächelnd schüttelte er den Kopf. „Wir bleiben bei einander, guter René, komme, was da wolle."

„Flieht, mein Vater! Flieht um aller Heiligen willen! Dort kommen sie!"

In dem Gebüsch, welches den kahlen Gipfel des Hügels umsäumte, knackten und krachten brechende Zweige, rauschte das dürre Laub des Bodens. Ein Mohawk trat ins Freie, erblickte die Weißen und eilte auf sie zu. René erhob sich und faltete betend die Hände.

Athemlos kam der vermeintliche Mörder heran. Aber er griff nicht nach dem Tomahawk in seinem Gürtel und machte auch das Feuerrohr in seiner Hand nicht schußfertig. Es war Koetsaeton. „Die Mohawks suchen nach den Bleichgesichtern; sie wollen sie tödten. Koetsaeton glaubt nicht, daß der Schwarzrock ein böser Zauberer ist. Die Bleichgesichter müssen sich verbergen! Koetsaeton wird sie in eine Höhle führen, wo sie sicher sind, bis die Krieger nicht mehr nach ihrem Leben trachten!" rief er hastig.

„Wir fliehen nicht, guter Koetsaeton!" entgegneten beide wie aus einem Munde.

Verblüfft starrte der Häuptling die Franzosen an. „Die

Bleichgesichter mögen Koetsaeton folgen! Er will sie schützen," fuhr er nach einer kurzen Pause fort.

Der Priester schüttelte den Kopf.

„Nein, Häuptling, wir werden bleiben, wo wir sind," erwiderte René.

„Die Krieger mögen unser Leben nehmen! Wir haben ihnen kein Leid gethan; wir werden sie hier erwarten," fügte P. Jogues hinzu.

„Dann muß Koetsaeton gehen. Die Bleichgesichter glauben, er habe eine krumme Zunge," murmelte der abgewiesene Retter, und er warf sein Gewehr, das er kaum auf den Boden gesetzt hatte, wieder über die Schulter.

„Du irrest, Häuptling! Wir glauben und vertrauen Dir, aber wir können Dir nicht folgen," erklärte der Missionär sehr bestimmt.

„Uah! Kann der Schwarzrock zweimal sterben?" brummte der Mohawk, und er verschwand auf der anderen Seite des Hügels im Gebüsche.

„Welche Hochherzigkeit!" rief René begeistert.

„Gott wird ihm selbe lohnen," versicherte der Priester.

Nun wurde es nach der Dorfseite zu lebendig. Bald betraten einige wild blickende Krieger, Tomahawk und Büchse in der Faust, die Lichtung, und jubelnd stürmten sie gegen die aufgespürten Weißen an.

„Schwarze Schlange, Aireskoi fordert Dich!" brüllte der vorderste der Verfolger und stürzte sich auf den Priester, welcher ihn ruhig erwartete.

„Ondesonk wollte nicht entfliehen," versicherte der Pater; „die Mohawks mögen ihn tödten."

„Ihr sucht mich!" rief René und hielt den Mohawks seine beiden Hände hin, daß sie ihn bänden.

Diese Kaltblütigkeit schien den Wilden zu imponiren. Wenigstens mißhandelten sie die Weißen nicht, sondern trieben sie jauchzend und schreiend nach dem Dorfe zu. Beide Franzosen beteten laut.

„Die Bleichgesichter rufen vergebens zu ihrem bösen

Geiste; er aber hört sie nicht; denn Aireskoi hat ihn besiegt," höhnte einer der Krieger, und dabei versetzte er dem Priester einen Kolbenstoß, daß derselbe mehrere Schritte weit vorwärts taumelte.

Da erscholl hinter ihm ein dumpfer Schlag, und René schrie auf: „Mein Jesu!"

Entsetzt wandte sich der Priester um: zu seinen Füßen lag René mit zerschmettertem Haupte, und neben dem Erschlagenen stand der Mörder, den blutigen Tomahawk schwingend. P. Jogues sank auf die Kniee nieder, beugte das Haupt, um gleichfalls den Todesstreich zu empfangen, und befahl seine Seele dem Himmel. Aber das mörderische Beil fiel heute kein zweites Mal todbringend hernieder; denn die Krieger schämten sich der raschen That und trieben den Missionär in das Dorf hinunter auf den Platz vor der Berathungshütte.

Dort nahm Bunte Schlange ihn in Empfang, ließ ihn zwei Wächtern übergeben und nach der Hütte, die er bisher bewohnt hatte, zurückführen. Dann erklang das Tam-Tam und rief die Sachems und Häuptlinge nach der Berathungshütte.

In dem rasch zusammengetrommelten Pau-Wau ging es gar stürmisch her. Die Ermordung des Franzosen wurde von den klar sehenden Führern als eine unbesonnene That dargestellt, welche für die Mohawks sehr ernste Folgen haben werde. Mehrere Redner wiesen darauf hin, daß die Holländer, denen man die Auslieferung der gefangenen Weißen verweigert, weil dieselben unmittelbar nach Neu-Frankreich zurückgeschickt werden sollten, die Blutthat rächen und die Mohawks, als die Feinde aller Bleichgesichter, mit Krieg überziehen würden. Hatten auch selbst die gemäßigteren Führer nie daran gedacht, den Franzosen die Freiheit zu geben, so konnten sie doch diesen neuesten Gewaltact durchaus nicht billigen. Es ließen sich ja mancherlei Gelegenheiten zur Beseitigung der gefangenen Bleichgesichter schaffen, wenn deren Tod einmal beschlossen war. Man

konnte sie spurlos verschwinden lassen und den Holländern gegenüber Schuldlosigkeit heucheln. Das schien auch Adler's Absicht gewesen zu sein, und zweifelsohne hatten Bunte Schlange und andere diesem, ganz dem Charakter der Indianer entsprechenden Plane beigepflichtet. Nun war derselbe jedoch vereitelt worden; denn die Tödtung des jungen Weißen konnte den Holländern nicht für die Dauer verborgen bleiben, und alles, was sich jetzt noch zur Verhütung eines allgemeinen Krieges thun ließ, beschränkte sich auf die Sicherstellung des Missionärs. Ließ man ihn am Leben und schützte ihn gegen die nach seinem Blute Lechzenden, so konnte man ja immer noch den Holländern einreden, Goupil sei von einem Tollkopfe erschlagen worden, für dessen That man das Mohawk-Volk nicht verantwortlich machen könne. Der Mörder konnte, wenigstens für eine Zeitlang, ins Innere des Landes geschafft werden, und die Holländer ließen sich dann wohl durch das Versprechen zufrieden stellen, daß man ihn ausliefern wolle, sobald man seiner habhaft werde. Das war die Ansicht des Sagomore und der älteren Häuptlinge, während die jüngeren Mitglieder des Rathes darauf drangen, die Mohawks sollten alle Folgen auf sich nehmen und den Holländern rundweg erklären, sie hätten nichts in diese Angelegenheiten hineinzureden; wollten sie jedoch den Tomahawk aufgraben, so würden sie die Mohawks gerüstet finden. Die Verhandlungen wurden sehr heftig geführt und dauerten mehrere Stunden. Endlich aber drang die Friedenspartei durch. Das alles geschah am Feste des hl. Michael im Jahre 1642.

P. Jogues war fest davon überzeugt, daß auch sein letztes Stündlein geschlagen habe, und erwartete in der Hütte betend die Henker. Während des Pau-Wau kamen mehrere Indianer zu ihm und versicherten höhnend, er werde gar bald zum Tode geführt. Ein Wilder, welcher sich wie rasend geberdete, machte sogar Miene, ihn zu erschlagen, und ohne das Eingreifen der Wächter, die Adler

für des Gefangenen Sicherheit verantwortlich gemacht, hätte der Wüthende wohl auch seiner Mordlust gefröhnt.

Der Missionär verlor nicht für einen Augenblick seine Fassung. Betend bereitete er sich auf den Tod vor. Da trat ein Häuptling mit mehreren Kriegern in die Hütte und befahl dem Weißen in barschem Tone, ihm zu folgen. Der Jesuit gehorchte schweigend. Es fiel ihm auf, daß die Gassen, durch welche er nach dem westlichen Theile des Dorfes geführt ward, nicht mehr von aufgeregten Volksmassen durchzogen wurden. Er sah nur vereinzelte Gruppen, die sich jedoch jeder lärmenden Demonstration enthielten und ihn nicht einmal schmäheten und verhöhnten, sondern eifrig mit einander redeten und nur flüchtige Blicke nach ihm hinüberwarfen.

Vor der Hütte des greisen Mohawk, der dem Pater auf der Marterstätte durch eine gefangene Algonquin-Squaw den linken Daumen hatte abschneiden lassen, machte der die Escorte commandirende Häuptling Halt, rief den Alten, der als unversöhnlicher Feind der Huronen und der Franzosen bekannt war, heraus und übergab ihm den Missionär als seinen Sclaven. Dann flüsterte der Häuptling dem neuen Herrn des Gefangenen noch etwas ins Ohr und entfernte sich mit seinen Leuten.

P. Jogues hatte geglaubt, er würde auf den Richtplatz geführt, und konnte sich daher diese Sinnesänderung der Wilden nicht erklären. Noch mehr erstaunte er, als sein Gebieter, der ihm auf dem Fuße in die Hütte gefolgt war, ruhig und gelassen zu ihm redete und ihm die Versicherung ertheilte, daß sein Leben nicht gefährdet sei, und auch Goupil's Tödtung von dem Rathe durchaus nicht gutgeheißen werde. Allerdings seien mehrere Tollköpfe im Dorfe, denen man nicht trauen könne; aber Ondesonk — die Mohawks nannten ihn bei seinem Huronen-Namen — habe ja nichts außerhalb der Thore zu thun, und in Gandawaga werde nicht leicht jemand Hand an ihn legen, so lange der Rath ihn am Leben belassen

wolle. Er möge nur nicht mehr Zauberei treiben, dann werde er sicherlich zu den Bleichgesichtern am Großen Strome zurückgesandt.

Auf diese Versicherung ließ sich allerdings, der Erfahrung gemäß, nicht bauen; aber der Missionär durfte doch nun mit Gewißheit annehmen, daß seine öffentliche Hinrichtung nicht beschlossen sei, und man ihn vielleicht durch einen Meuchelmörder aus dem Wege räumen werde, falls nicht ein Desperado das Blutwerk auf eigene Faust vollbringe. Solchen wenig tröstlichen Gedanken hing er indessen nur sehr kurze Zeit nach. Sein Leben stand ja stets in Gottes Hand, und wie Er es fügte, so war es am besten. „Dein heiligster Wille geschehe!" betete er ja täglich und stündlich.

Als der alte Mohawk seinem neuen Sclaven am anderen Morgen sagte, er habe nichts für ihn zu thun, erbat sich derselbe, die Leiche seines erschlagenen Freundes begraben zu dürfen.

Erstaunt vernahm der Greis diese Bitte. „Will Ondesonk sich selbst in die Hände seiner Feinde geben?" fragte er.

„Ich muß thun, was meine Pflicht ist: ich muß meinen Bruder begraben," entgegnete der Priester und machte sich auf den Weg.

Niemand hinderte ihn, aber einige Mohawk-Krieger, die schon früher freundlich zu ihm geredet hatten, begegneten ihm und riethen ihm von seinem Vorhaben ab. „Mehr als ein Feind trachtet Ondesonk zu erschlagen, wenn er ihm an einem abgelegenen Orte begegnet. Ondesonk thut nicht weise daran, das Dorf zu verlassen."

So warnten die wohlwollenden Männer, ohne ihn jedoch von seinem Entschlusse abbringen zu können. Er dankte ihnen und eilte weiter.

Dicht vor dem Thore rief ihn ein anderer, bejahrter Mann an, bei welchem er einige Tage gewohnt und damals mancherlei Gutes erfahren hatte. „Wohin geht Ondesonk?" fragte der Alte.

„Hinaus in den Wald, wo mein weißer Bruder erschlagen liegt. Ich muß ihn begraben," entgegnete der Missionär, und er wollte weiter eilen.

Da verirat der Mohawk ihm den Weg und wies auf vier desperat aussehende, bewaffnete Burschen, die langsam dem Ausgange des Dorfes zugingen und sich von Zeit zu Zeit nach dem Missionär umschauten. „Sieht Ondesonk jene jungen Männer, und weiß er, daß sie ihm auflauern?" flüsterte er.

„Ich sehe sie, aber ich fürchte sie nicht. Ich muß ausführen, was ich vorhabe," erwiderte der Jesuit mit unerschütterlicher Festigkeit.

„Ondesonk rennt in sein Verderben," murmelte der wohlmeinende Alte; „er führt aus, was er sagt. Er möge gehen, aber einen Begleiter mitnehmen. Ich werde einen Mann herrufen, der ihn begleitet; dann ist er sicherer. Die jungen Männer werden ihn nicht angreifen, wenn er nicht allein ist," sagte der Alte und holte aus einer benachbarten Hütte einen vor Jahren gefangenen Algonquin herbei, der längst schon in das Volk der Mohawk aufgenommen worden war und sich auch bei ihnen ganz heimisch fühlte.

Dieser erklärte sich sofort bereit, den Priester zu begleiten, und beide schritten durch das Thor ins Freie. Die vorerwähnten Krieger ließen sie unbehelligt an sich vorübergehen und folgten ihnen in einiger Entfernung.

Die Leiche des Gemordeten lag noch da, wo die Bluthat verübt worden war. Einige Hunde, die daran fraßen, liefen kläffend fort, als die beiden Männer nahten, und schaudernd sah der Missionär, wie die Bestien den theueren Körper bereits gräßlich zerfleischt hatten. Weinend kniete er nieder und betete; dann erhob er sich, schleppte die Leiche mit Hilfe des Algonquin in einen benachbarten Wildbach, holte einige große Steine herbei und beschwerte sie damit. Erst als er aus dem Thore ging, war es ihm nämlich eingefallen, daß er eines Spatens bedürfe,

um das Grab zu graben. Es war jedoch zum Umkehren schon zu spät gewesen, und betrübt trat jetzt der Missionär mit seinem Begleiter den Heimweg an, mit der Absicht, möglichst bald zurückzukehren und sein Werk zu vollenden.

Jetzt nahten die Verfolger, welche seinem Thun und Treiben aus einem Versteck zugeschaut hatten, und fragten in drohendem Tone, weshalb er das Dorf verlassen habe.

„Mein Herr hat mir gesagt, ich dürfe hinausgehen, und deshalb ging ich. Ich thue, was er mir befiehlt," antwortete er, und unangefochten ließen sie ihn ziehen.

Am folgenden Tage ging sein Herr mit ihm auf ein Feld hinaus und hieß ihn eine Tracht reifer Maiskolben einsammeln. Da näherte sich ihm abermals einer der jungen Männer, die ihm aufgelauert hatten, und schwang wüthend seinen Tomahawk. Aber der alte Mohawk trat dem mordlustigen Buben entgegen und verjagte ihn.

Gegen Mittag begann es zu regnen, und ein eisiger Nordwind machte es draußen so rauh und widerwärtig, daß P. Jogues, welcher kaum bis auf die Kniee mit einem Stück Zeug bedeckt war, sich fast nicht zu erwärmen vermochte; Schuhe, Strümpfe, eine Kopfbedeckung und sonstige Kleidungsstücke hatte er ja längst nicht mehr. Auch Goupil hatte kaum noch so viel gehabt, um seine Blöße zu bedecken. Ein vielfach zerrissenes, mit Blut getränktes und von Schmutz starrendes Hemd, um das kein Indianer ihn beneiden konnte, war sein einziger Schutz gegen die vielen plötzlichen Temperaturwechsel gewesen, welche der Herbst im nördlichen New-York mit sich bringt. Am Tage waren die Aermsten wochenlang einer solch sengenden Sonnengluth ausgesetzt gewesen, daß ihre Haut sich von Nacken, Armen und Schultern ablöste, und nachts hatten sie kein anderes Bett gehabt als die naßkalte Erde. Viele Tage lang hatten sie aller Nahrung entbehrt, ermüdende Märsche gemacht und die fürchterlichsten Qualen erduldet. Und das alles vermochten sie zu ertragen, ohne den Strapazen und Foltern zu erliegen; das alles hatte der nämliche Mann

ertragen, welchem noch kurz vorher die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu auf Grund seiner schwächlichen Gesundheit verweigert worden war!

Noch ehe die Sonne am nächsten Morgen aufging, eilte der Priester mit einem Spaten wieder hinaus, um die Leiche zu begraben. Wer aber beschreibt seinen Schrecken, als er dieselbe nicht mehr vorfand? Vielleicht war sie vom Strome, welchen der Regen stark angeschwellt hatte, fortgerissen worden und lag an einer tieferen Stelle, oder sie hing in den Uferbüschen, tröstete er sich und suchte, mehrere Stunden lang in dem eisigen Wasser stromab watend, unverdrossen. Seine Bemühungen blieben jedoch fruchtlos: der Leichnam war und blieb verschwunden, und der Missionär mußte nun annehmen, daß Wilde den Körper aus abergläubischer Furcht oder aus Bosheit gegen ihn fortgeschleppt hatten.

Zum Tode betrübt, kehrte er auf die Mordstätte zurück, betete dort nochmals inbrünstig und ging dann rüstig an seine Feldarbeit, fest entschlossen, seine Nachforschungen zu geeigneter Zeit wieder aufzunehmen.

12. Der Hausirer.

Der Winter zog sehr früh ins Land, und noch war nicht die erste Hälfte des October verstrichen, als er schon die blinkenden Flüsse in eisige Fesseln schlug und über die erstarrende Erde eine dem Froste wehrende Schneedecke breitete. P. Jogues empfand die mit großer Strenge einsetzende Kälte gar sehr; manche Nacht kauerte er schlaflos und vor Frost sich schüttelnd auf seinem elenden Lager, und dann und wann stand er auf, um sich draußen warm zu laufen; aber am Morgen fühlte er sich alsdann noch matter als abends zuvor.

Trotzdem das letzte Pau-Wau neuerdings beschlossen hatte, daß der Missionär nicht umgebracht werden solle, schwebte derselbe in steter Todesgefahr, und mehr als einmal stand er unmittelbar vor den Pforten der Ewigkeit.

So sollte er bald nach Goupil's Ermordung dem gestorbenen Sohne eines Häuptlings als Diener in die ewigen Jagdgründe nachgesandt werden, und zwei Frauen, welche von der Mutter des Verblichenen durch Geschenke bestochen waren, führten ihn unter einem Vorwande auf ein Feld hinaus, wo Goupil's Mörder seiner harrte. Der Pater erkannte jedoch den Mordgesellen sofort und blickte ihn scharf an, als er an ihm vorüber kam, und der gedungene Meuchler entfloh. Konnte er den flammenden Blick des furchtlosen Mannes nicht ertragen, oder fürchtete er den Zorn des Sagamore und der Häuptlinge? Genug, er entfloh und verbarg sich fortan vor dem Priester. Erstaunt sahen die beiden Frauen sich so um ihren Blutlohn gebracht, und zornig rannten sie zu der in Gandawaga wohnenden Mutter des feigen Mörders. Die aber flüsterte ihnen nur wenige Worte ins Ohr, und sie starrten den vor der Hütte wartenden Missionär voll Entsetzen an, und machten sich unter gellendem Angstgeschrei schleunigst außer Seh- und Hörweite, um P. Jogues von nun an für immer zu meiden.

Dieser wurde mit Arbeit nicht überbürdet, und das freute ihn, weil er seine freie Zeit trefflich verwenden konnte. Er unterrichtete nämlich mehrere gefangene Huronen, welche er nach und nach in Gandawaga aufgefunden hatte, und die in Mohawk-Familien aufgenommen waren. Die stetig drohende Todesgefahr achtete er gering; denn als ein wahrer Gottesstreiter hielt er sich stets bereit, dem Rufe des Ewigen zu folgen; aber seine Stunde war noch nicht gekommen, und Gott vereitelte alle Anschläge auf das Leben Seines treuen Dieners, der noch vieles wirken und erdulden sollte, ehe er den ewigen Lohn für sein Ausharren empfing.

Als die dritte Woche des October anbrach, rüsteten sich die Mohawks zur großen Winterjagd, und P. Jogues sollte sie begleiten. Er hatte bereits erfahren, daß die Wilden den größten Theil des Winters hindurch draußen

zu campiren und dem Wilde weite Strecken nachzuziehen pflegten. Noch immer war das grobe Zeug, in welches er sich hüllte, sein einziges Gewand, und da die Kälte immer bitterer wurde und seinen Körper oft ganz blau färbte und mit großen, zum Theil aufbrechenden Frostbeulen bedeckte, so klagte er endlich dem Alten, dem er diente, seine Noth und bat ihn um irgend etwas, womit er sich vor dem Grimm des Winters schützen könnte. Der aber höhnte ihn und vertröstete ihn auf den Ertrag der Jagd; bis dahin müsse er sich behelfen. Ein guter Hexenmeister empfinde ja weder Hitze noch Kälte, weder Hunger noch Durst, alle rühmten seine große Zauberkraft: so möge er jetzt für sich selber sorgen. Und es wurde auch ganz unerwarteter Weise für ihn gesorgt.

Am Tage vor dem Auszuge zur Jagd war der Missionär von seinem Herrn in den Wald gesandt worden, um Brennholz herbeizuschaffen, und als er eben eine Last trockener Zweige mit einem Baststricke zusammenband, sah er zu seinem größten Erstaunen einen berittenen Weißen, der ein schwer beladenes Saumthier am Zügel führte, auf einem Pfade heranziehen. Der Fremde war nach Art der Jäger in Leder gekleidet und bewaffnet. Anfangs vermuthete P. Jogues, daß er einen verirrten Fallensteller vor sich habe, und er ging demselben entgegen, um ihm zu sagen, wo er sich befinde. Da wurde er jedoch gewahr, daß das Saumthier nicht mit rohen Fellen beladen war, sondern zwei mächtige, wohlverpackte Waarenballen trug, wie die Hausirer, welche mit den Rothhäuten Tauschhandel trieben, sie mit sich zu führen pflegten. Kaum aber erkannte der Nahende in dem Holzsammler einen Weißen, als er seine Thiere ausgreifen ließ und geradewegs auf diesen zusprengte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief er in geläufigem Französisch, schwang sich aus dem Sattel, zog grüßend seine Fellmütze und sagte hastig: „Ihr seid der Missionär, den die Mohawks zu Gandawaga gefangen halten? Ge-

wiß seid Ihr's! Gott Lob und Dank, daß ich endlich Euch finde! Die Wilden müssen Euch ja ganz greulich behandeln; deshalb haben sie auch dem Feldhauptmann van Curler, dem wackeren Commandanten des Forts Oranien, da er mit anderen aus Renselaerswyk nach Gandawaga kam, um Euch loszukaufen, vorgelogen, Ihr wäret nicht mehr dort. Ab.. was schwatze ich denn, während Ihr, mein Pater, in dieser Kälte frierend vor mir steht! Ich habe zwar nichts Rechtes an Kleidungsstücken bei mir; aber wenn man so übel daran ist wie Ihr, dann thun wohl auch alte gebrauchte Gewänder gute Dienste."

Des Priesters Erstaunen war von Secunde zu Secunde gestiegen. Der katholische Gruß in seiner theueren Muttersprache klang ihm wie ein süßer, langentbehrter Wonnelaut aus der fernen Heimat. Woher kam der fremde Mann, der einen Glauben und eine Sprache mit ihm hatte? Woher kannte er ihn, und was führte denselben nach dem Indianer-Dorfe mitten in der Wildniß? Das alles schoß dem Missionär blitzschnell durch den Kopf; aber es kam ihm nicht auf die Zunge, die nur mühsam zu stammeln vermochte: „Wer seid Ihr?"

„Sogleich sage ich's Euch, mein Pater. Laßt mich nur erst das Zeug aus dem Ballen hier nehmen! Ich kann's durchaus nicht mit ansehen, daß Ihr so braun und blau gefroren dasteht und nur den alten Lumpen da um Euch gewickelt habt. Ein Gewand, wie es Euch zusteht, kann ich Euch allerdings nicht anbieten. Nun, hier mitten in der Wildniß ist's ja am Ende auch entschuldbar, wenn man nicht nach seinem Stande gekleidet geht. So! endlich bring ich das Zeug heraus. Hier ist ein Hemd vor allen Dingen. Schlüpft nur gleich hinein! Dann habe ich hier noch ein leidlich gutes Wams, eine Unterjacke und ein paar Lederhosen mit den dazu gehörigen Gamaschen. Auch ein Paar Schuhe und eine Pelzmütze finden sich noch; Strümpfe dagegen führe ich nicht bei mir."

Der Hausirer packte ebenso schnell aus, als er sprach,

und als P. Jogues zögerte, das ihm Dargebotene anzunehmen, da war an dem Geber die Reihe, verwundert dreinzuschauen. „Weshalb greift Ihr nicht zu, mein Pater? Es ist zwar nur ganz gewöhnliches bürgerliches Zeug, was ich Euch bieten kann, aber Noth bricht Eisen," nöthigte er in herzlichem Tone.

„Mein fremder Freund, wähnt nicht, daß ich Eure Gaben verschmähe," entgegnete nun der Priester. „O nein, mir sind sie gewiß nicht zu gering: sie scheinen mir im Gegentheil nur zu begehrlich, und ich fürchte, die Mohawks, in deren Händen ich bin, werden sich nicht nur jedes Stück aneignen, wenn sie mich in diesem Zeuge sehen, sondern sie werden mich aufs neue mißhandeln und schließlich wohl gar noch Euch, meinen Wohlthäter, ausplündern. Hättet Ihr Geringeres an Gewandung, eine alte Roßdecke zum Beispiel, so würde ich mir gewiß nicht lange zureden lassen. Nähme ich aber diese guten Kleider, so trüge ich sie doch nur bis ins Dorf hinein, und Ihr kämet nicht allein um dieses Euer Gut, sondern wohl noch um mehr und Kostbareres."

„Ach! das sind Euere Bedenken, mein Pater?" rief der Händler. „Die schlagt Euch nur getrost aus dem Kopfe! Ich ziehe mit Euch ins Dorf und rede ein paar Worte mit dem Sachem, dann seid Ihr und ich sicher. Laßt mich nur machen! Die Holländer, von denen ich komme, stehen bei den Rothhäuten, und vorzüglich bei diesen Mingos, zu sehr in Respect, als daß ihre Wünsche in Gandawaga mißachtet werden könnten. Kleidet Euch nur an, mein Pater! Es ist ja eigentlich blos alter Plunder."

„Wissen denn die Holländer um meine Gefangennahme?" fragte der Priester, indeß er seine Blöße mit den verlockenden Gewändern zu bedecken begann.

„Sie wissen darum und nehmen innigsten Antheil an Euerem Schicksale," versicherte der Hausirer; „ich begreife aber nicht recht, daß dieses Euch noch befremden kann,

Hat denn nicht ein Waldläufer, Jan genannt, schon vor Wochen zu Euch darüber geredet und im Namen des Feldhauptmanns van Curler für Eure Freigebung ein Lösegeld geboten? Der Feldhauptmann war ja auch selbst unlängst in Gandawaga und unterhandelte persönlich mit den Sachems und Häuptlingen."

„Das ist mir alles unbekannt und setzt mich sehr in Erstaunen; denn die Holländer sind uns Franzosen, und vorzüglich uns Katholiken, doch durchaus nicht freundlich gesinnt, mein Freund."

„Im großen und ganzen habt Ihr wohl recht, mein Vater; aber Euer und Euerer unglücklichen Gefährten herbes Geschick geht ihnen sehr zu Herzen, und Ihr könnt sicher darauf bauen, sie werden nichts unversucht lassen, um Euch auf die eine oder die andere Weise aus der Gefangenschaft zu befreien. Also den Waldläufer Jan habt Ihr nicht gesprochen?"

„Ein verwilderter Mensch, dessen eigentlichen Namen ich hörte und vergaß, war allerdings hier. Er hetzte die Wilden gegen uns auf und klagte vorzüglich mich der Zauberei an. Die Indianer nannten ihn Rothe Hand. Zu unsern Gunsten hat er nichts gethan, was mir bekannt geworden wäre; wohl aber habe ich selbst es gehört, wie er die Mohawks aufmunterte, uns zu foltern und ihrem Dämon Aireskoi zu opfern. Ob aber dieser wüste Mensch jener Jan ist, welchen Ihr im Sinne habt, das steht in Frage."

„Könnt Ihr Euch wirklich nicht mehr des anderen Namens erinnern, den Euer Waldläufer führt?"

„Eben sinne ich darüber nach. Ich hörte ihn mit einem französisch klingenden Namen nennen. Er soll einen Mord begangen haben und von den Gerichten zu Quebec zum Tode verurtheilt worden sein, — das habe ich noch behalten. Halt! jetzt kommt mir auch der Name wieder in den Sinn. Er heißt Jean — Jean — sein Familienname beginnt mit B."

Aus dem Gesichte des Hausirers war jeder Blutstropfen gewichen, mit gespanntester Erwartung hing er an den Lippen des Missionärs, und als dieser schweigend nachsann, fragte er mit hohler Stimme: „Er heißt doch nicht Jean Bouffet?"

„Jean Bouffet; Ihr habt's errathen. Mein treuer René, welchen die Mohawks vor zwei Wochen erschlagen haben, erkannte ihn bei der ersten Begegnung als den entwichenen Verbrecher und nannte ihn Bouffet. Er selber hat es dann auch nicht geleugnet, daß er so heißt. Aber was ist Euch, mein Freund? Ihr seid ja leichenblaß geworden!"

„Fragt mich jetzt nichts, mein Pater! Mit der Zeit sollt Ihr alles erfahren. Also Jean Bouffet hier? — Wann sahet Ihr ihn zuletzt, und wohin ging er dann? Besinnt Euch genau, mein Vater! Denn es liegt sehr viel daran, daß ich ihm schleunigst auf die Spur komme."

„Das kann ich Euch sagen, ohne weiter nachzusinnen. Ich sah Rothe Hand, oder Jean Bouffet, zuletzt in einem der Mohawk-Dörfer, wohin wir bald nach unserer Ankunft in Gandawaga geschleppt wurden. Das war so, einen oder zwei Tage ab- oder zugegeben, am Feste des hl. Bartholomäus. Wohin der Mensch von dort gegangen, das weiß ich jedoch nicht."

„Also ist er Euch seit mehr als einem Monate nicht mehr zu Gesicht gekommen?"

„Nein. Es sind seither mehr als sechs Wochen verstrichen."

„Hm! das gibt eine große Abrechnung. Sind die Mohawks gut auf ihn zu sprechen?"

„Nein; mir schien, als ob sie ihm nicht recht trauten. Aber ich kann mich täuschen. Er redete oft mit Adler und Bunter Schlange."

„Ihr werdet Euch schwerlich täuschen, mein Pater: die Mingos nehmen es im Wittern eines Feindes mit jedem Fuchs auf. Laßt uns jedoch, wenn es Euch genehm

ist, nun selbander ins Dorf gehen. Ei der Tausend! Das Zeug paßt Euch besser, als ich dachte. Sind die Mingos guter Laune?"

„Mir gegenüber gerade nicht, mein Freund. Seit René's Ermordung trachten mir tagtäglich Menschen, die ich kaum von Gesicht kenne, und denen ich nie einen Anlaß zum Hasse gab, nach dem Leben; gegen Euch werden sie wohl freundlicher sein."

„War dieser René nicht einer von Euren beiden weißen Mitgefangenen?"

„Ja, mein Freund! René Goupil war nicht nur mein Leidensgefährte, sondern er war mein Bruder."

„Und er ist ermordet worden? Bitte, erzählt mir doch davon in Kürze, während wir dem Dorfe zuschreiten, mein theurer Pater! Mein Gaul nimmt Euch Eure Holzlast ab. Packt sie ihm nur getrost auf! So ist's recht. Nun kommet!"

So langsam die beiden auch gingen, und so oft sie auch stehen blieben, so hatte P. Jogues dem Hausirer doch nur das Nothwendigste zur Beurtheilung der Sachlage mitgetheilt und von seinem Heim nur dessen Namen, den Zweck seines Kommens und einiges über die Pläne der Holländer erfahren, als sie Gandawaga erreichten.

Von Jung und Alt angestaunt, begaben sie sich hier geraden Weges nach dem Wigwam des Sagamore. Anfangs erkannten die Mohawks den Missionär nicht einmal; als aber eine Squaw auf ihn zeigte und ihn bei seinem indianischen Namen nannte, da war des Staunens kein Ende. Wie ein Lauffeuer flog die Neuigkeit von Hütte zu Hütte, und bald war halb Gandawaga auf dem Dorfplatze versammelt, um mit eigenen Augen das Seltsame zu schauen, das sich mit Ondesonk zugetragen haben sollte. Die Ankunft des Hausirers, der wegen seines krausen Haares von den Mohawks ‚Krauses Haar' genannt wurde und allgemein beliebt war, wurde von allen mit Freuden vernommen.

Als der Greis, welchem der Priester als Sclave diente, von dessen Glück Kunde erhielt, rief er: „Ondesonk ist doch ein Zauberer!“ und lief spornstreichs nach der Berathungshütte, um seinen Sclaven von dem Sagamore zu fordern und sich die neuen Gewänder anzueignen. Unterwegs besann er sich jedoch eines anderen. War die Kleidung wirklich durch Zauberei herbeigeschafft worden, so konnte sie jedem, der sie an sich zu reißen suchte, höchst gefährlich werden. Das überlegte der Alte reiflich, und rasch gelangte er zu dem Schlusse, daß gerade hier Vorsicht sehr weise sei. Deshalb ging er auch nicht zum Sagamore, sondern mischte sich auf dem Dorfplatze unter das Volk und wartete auf die Rückkehr der beiden Weißen, die sich noch bei Bunter Schlange befanden.

Bald nach ihrer Ankunft waren auch Adier, Kreisaeton und Takuetete zu dem Sagamore beschieden worden, in dessen Hütte eine wichtige Berathung gepflogen zu werden schien. Wohl eine Stunde lang blieben die Weißen dort, und als sie dann wieder auf den freien Platz hinaustraten, wurden sie von dem Sachem und den Häuptlingen begleitet, die sehr angelegentlich mit ihnen redeten und dem Haustirer eine eigens für weiße Besucher erbaute Hütte anwiesen.

Nachdem derselbe dort seine Waaren untergebracht und die Pferde angepflöckt und mit Wasser und Mais versorgt hatte, begaben sich alle gemeinsam nach P. Jogues' Behausung, und eine große Volksmenge folgte. Der alte Mohawk, dem Hütte und Sclave gehörte, war ihnen vorangeeilt, empfing sie unter der Thür und hieß sie eintreten.

Der Missionär konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als sein Herr, welcher ihm kurz zuvor noch ein Fell zur Bedeckung seiner Blöße höhnend abgeschlagen hatte, ihm nunmehr, da der Haustirer und die Machthaber zu Gandawaga zugegen waren, mit einer geradezu unterwürfigen Höflichkeit begegnete.

„Krummes Haar ist Ondesonk's Freund,“ nahm Bunte

Schlange das Wort; „Krummes Haar bringt für die Mohawks schöne Geschenke, welche die Bleichgesichter am Cohotatea senden. Ihr großer Häuptling wird seinen rothen Freunden noch viele schöne Dinge senden, wenn Ondesonk sagt, daß die Mohawks gut gegen ihn waren."

„Ondesonk ist sehr weise, und die Mohawks freuen sich, wenn sie ihn Bruder nennen können. Sie werden stets die Freunde seiner Freunde und die Feinde seiner Feinde sein," heuchelte der Alte und griff hastig nach dem Taschenmesser, welches ihm der Hausirer reichte. Lebhaft bewunderte er dessen einfachen Mechanismus, und umständlich pries er die Güte der Gewänder, welche der Missionär trug; überhaupt wußte er den Hausirer nicht genug zu loben. Gerne schloß er sich seinen Besuchern an, als Adler ihn aufforderte, mit auf den Dorfplatz zu kommen. Dorthin sollte dann die gesammte Bevölkerung durch das Tam-Tam gerufen werden, um zu vernehmen, wie freundlich die Bleichgesichter am Cohotatea den Mohawks gesinnt seien, wie hoch sie Ondesonk schätzten, und wie sehr ihnen dessen Wohlfahrt am Herzen liege.

Der Tam-Tam-Schläger brauchte sich heute nicht sonderlich bei dem Zusammenkommeln des Volkes zu bemühen; denn die Wohnstätten standen leer, und vor der Berathungshütte drängten sich die Neugierigen bereits Kopf an Kopf, ehe er nur sein Instrument zu bearbeiten anfing.

Als Adler dort nun zu reden begann, lauschten alle mit gespannter Aufmerksamkeit. Nach überschwänglichen Lobpreisungen der Holländer und des Freundschaftsbundes zwischen ihnen und dem Mohawk-Volke zählte er die aus Messern, Spiegeln und allerlei Tand bestehenden Geschenke auf, welche die guten Bleichgesichter am Cohotatea ihren rothen Brüdern vom Volke der Ongwehonwe durch Krummes Haar sendeten. Dann kam er auf den Missionär, schilderte dessen Muth und Ausdauer, seine Weisheit und Güte und bedauerte, daß ein böser Geist einen der jungen Männer zur Ermordung Goupil's verleitet habe. Onde-

sonk sei bei den Mohawks zu Gandawaga so sicher, als weile er in dem Dorfe der Bleichgesichter am Cohotatea, oder bei seinen Brüdern am Großen Strome. Niemand dürfe ihm ein Haar krümmen, und sollte ein böser Mensch es wagen, gegen Ondesonk die Hand zu erheben, so werde er diese Frevelthat mit seinem Leben büßen. Der erste Theil der Rede wurde mehrfach mit Beifall aufgenommen; der Schluß dagegen fand eine kühle Aufnahme, die dem Missionär nicht Gutes kündete. Aber es war einmal sein unwandelbarer Entschluß, nicht zu entfliehen, und so wollte er gelassen das Weitere abwarten.

Der Haufirer, ein noch junger, feuriger Lothringer, hatte ihn vergebens zur Flucht zu bereden versucht und bot nun seinen ganzen Einfluß auf, um den guten Pater vor Mißhandlungen sicher zu stellen, bis entweder die Holländer oder die Franzosen seine Freilassung erzielt haben würden.

Bald nach dieser officiellen Kundgebung der Behörden Gandawaga's begann das Volk sich zu verlaufen, und die beiden Weißen saßen dann bis zur Abenddämmerung plaudernd in der Fremdenwohnung beisammen. P. Jogues schilderte seine und seiner Gefährten Leiden, redete von der Treue der Huronen, von der Standhaftigkeit der Oblaten und von Ahatistari's Heldenmuth; des schurkischen Waldläufers erwähnte er so wenig als möglich.

„Seid versichert," bemerkte er, „daß ich lieber noch Schlimmeres als bislang erdulden will, als daß ich meine treuen Huronen-Christen hier in der Gefangenschaft ohne allen geistlichen Trost und Beistand zurücklassen würde. Ich wäre wahrlich ein schlechter Hirt und meiner Heerde unwerth, wenn ich sie unter den Wölfen ließe, um mein armseliges Leben in Sicherheit zu bringen. Nein, Thomas Renard, so kann kein Priester handeln! Ein Anderes wäre es, wenn ich meine Kinder in Christo hier in Sicherheit wüßte, und ihnen durch meine Flucht nützen, z. B. ihre schleunige Auslieferung erzielen könnte. Davon kann

jedoch in meinem Falle durchaus nicht die Rede sein. Entflöhe ich, so würde ich die Mohawks nur zu neuen Grausamkeiten gegen die zurückbleibenden Gefangenen anreizen. Auch fragt Euch selber, was diese jungen Christen von meinen Lehren halten würden! Der eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes duldete die fürchterlichsten Martern und den schimpflichen Kreuzestod, um durch Sein reines, hochheiliges Blut die Sünden einer undankbaren, spottenden Welt zu tilgen, und wir sollten so erbärmliche Jünger dieses opferfreudigen Meisters sein, daß wir nicht gern Seine Hand küßten, die uns die Dornenkrone auf das Haupt drückt, die uns das heiligende Kreuz reicht? Wir sollten auch nur einen Augenblick zagen, wenn Er uns zuruft: ‚Folget Mir nach!' — Nein, guter Renard, das ist rein unmöglich! Müßten nicht sämmtliche Huronen, welche wir kaum für unsere heilige Kirche gewonnen, sich fragen: ‚Weshalb verläßt uns unser Vater? Weshalb thut der Schwarzrock nicht selber, was wir nach seines Gottes Gebot thun sollen?' — Und wenn nun diese jungen christlichen Seelen durch das schlechte Beispiel ihres Führers und Berathers verloren gingen, welch unermeßlich große Schuld hätte sich dann solch ein schlechter Hirt auf die Seele geladen, nur um ein bischen körperlichen Schmerz weniger erdulden zu müssen, nur um eine kleine Weile länger sein Leben auf Erden zu fristen! Denkt daran, mein guter Renard, und Ihr werdet zu mir nicht mehr von Flucht reden."

Der Jesuit hatte mit einem ungewöhnlichen Eifer gesprochen. Sein Thema hatte den sonst so stillen Mann, dem Selbstbeherrschung überall und unter allen Verhältnissen eine der ersten Pflichten war, hingerissen. Seine Glaubensgluth, sein apostolischer Feuereifer waren wider seinen Willen einmal nach außen hin zum Durchbruch gekommen, und wie beschämt blickte er nun wieder vor sich hin.

Der Lothringer aber schaute mit leuchtenden Blicken auf diesen gewaltigen Gottesstreiter und rief mit einer

Stimme, welche den tiefsten Tiefen seiner Seele zu entsteigen schien: „Nein, mein Pater, zu Euch rede ich niemals wieder von Flucht! Das gelobe ich hier. Was ich jedoch thue, um den treuen Hirten und seine Heerde zu retten, das bleibt meine Sache. Harret denn in Gottes Namen bei Euren geistlichen Kindern aus, bis Euch mitsammen die Stunde der Befreiung schlägt, oder bis Gottes Engel Euch die Martyrerkrone reichen!"

„Amen!" sagte der Priester. „Laßt uns nun aber wenigstens für heute scheiden, mein lieber Renard. Vielleicht sehen wir einander morgen noch, ehe wir zur Jagd aufbrechen. Könnt Ihr Bouffet daran verhindern, daß er noch mehr Verbrechen begeht und noch schwerere Sünden auf sein Gewissen ladet, so thut das, aber schonet seiner nach Möglichkeit! Ihr habt noch mit den Mohawks Euer Geschäft zu machen, und ich muß zu meinen Huronen-Kindern eilen. Gott segne Euch, guter Renard!"

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In alle Ewigkeit! Amen."

Die beiden neuen Freunde sollten einander jedoch am folgenden Morgen nicht mehr sehen; denn Ondesonk, der weiße Sclave, mußte mit seinem Herrn schon bald nach Mitternacht das Dorf verlassen, um die übrige Jagdgesellschaft an einem mehrere Meilen entfernten Sammelplatze zu erwarten. Der Alte schien zu fürchten, der Hausirer möge ihm seinen Leibeigenen, auf welchen er nicht wenig stolz war, entführen.

Als Renard am Morgen erwachte, war bereits der größte Theil der Jäger fortgezogen, und das Dorf sah recht öde aus. Renard's erste Frage war nach P. Jogues, und da er sofort den Bescheid erhielt, daß Ondesonk mit seinem Herrn schon über alle Berge sei, brach er ohne Verzug auf, um Guillaume Couture und die Huronen-Gefangenen in den übrigen Dörfern der Mohawks aufzusuchen. Er hatte das dem Missionär versprochen, und er hielt sein Wort. Um das Geschäft hatte sich der wackere

Mann nur so viel gekümmert, als ihm zur Beruhigung der argwöhnischen Wilden nothwendig dünkte.

13. Adoptirt.

Die Jagdzeit war für die Mohawks eine Zeit der Freude und der Lust; daneben aber auch eine Zeit der Ernte. Das Fleisch des massenhaft erlegten eßbaren Wildes ward in Streifen geschnitten und an der Luft gedörrt, und die Felle wurden auf eine eigene Art gegerbt. Seitdem die Weißen ins Land gekommen waren, pflegten jedoch die Indianer, denen der Pelzhandel nun eine sehr einträgliche Erwerbsquelle wurde, die zum Verkaufe bestimmten Felle der Pelzthiere nur zu salzen und in Bündel zu packen, welche dann im Frühjahr von den wandernden Tauschhändlern im Bausch und Bogen nach dem Gewichte gekauft wurden.

Viele dieser Hausirer schlossen mit den Indianern, bevor diese noch auf die Jagd hinauszogen, Verträge ab. Auch Thomas Renard hatte das gethan, und seinen Leuten sehr hohe Preise geboten, weil er glaubte, dadurch sein Ansehen in Gandawaga erhöhen und den Missionär um so wirksamer schützen zu können. Darin täuschte er sich indeß gewaltig; denn der reiche Gewinn, den er den Mohawks in Aussicht gestellt, und welcher zum größten Theile in Handwerkszeug, Decken und Kleidungsstoffen bestand, drohte diesen durch die Spärlichkeit des Wildstandes stark geschmälert zu werden, und für diesen Mißerfolg machten sie den Missionär verantwortlich, welcher das Wild durch Zauberei aus den Jagdgründen fern halte. Aufs neue wurde der Haß gegen Jogues geschürt, und von Tag zu Tage lohte er mächtiger auf.

Um den Pater zu schützen, beredeten einige wohlwollende Männer seinen Herrn, ihn mit einer Tracht Fleisch nach Gandawaga zurückzusenden. Das geschah denn auch, und Ondesonk langte nach einem achttägigen Marsche voll unsäglicher Beschwerden mit seiner schweren Last in Ganda-

waga an; nicht weniger als achtzig (Englische) Meilen lag das Dorf von den Jagdgründen entfernt.

P. Jogues fand hier keine gute Aufnahme. Außer Frauen und Kindern waren nur einige Greise daheim geblieben, darunter der alte Aufhetzer Assendase. Des gehaßten Bleichgesichtes Rückkehr erfüllte diesen Unheilstifter mit teuflischer Freude. Die mächtigen Fürsprecher, welche der Missionär unter den besonneneren Führern gefunden, hatten dem blutgierigen Alten mehr als eine Niederlage in den Rathsversammlungen bereitet. Nun aber war keiner dieser Beschützer zurückgeblieben, und der Alte sah endlich die Zeit der Rache gekommen. Ondesonk mußte aus dem Wege geräumt werden! Aber wie konnte das geschehen?

Der Alte fürchtete des Schwarzrocks vermeinte Zaubermacht zu sehr, um selber seine Hände in dessen Blut zu tauchen, so gierig er auch darnach lechzte, und so verfiel er auf den Gedanken, das gehaßte Bleichgesicht meuchlings ermorden zu lassen. Zu diesem Zwecke erhielt Ondesonk schon am Tage nach seiner Ankunft in Gandawaga Befehl, nach dem Jagdlager zurückzukehren und eine neue Tracht Fleisch zu holen. Ohne Murren machte er sich, trotz seiner wunden Füße, wieder auf den Weg; aber auf dem mit Glatteis bedeckten Boden kam er sehr bald schwer zu Falle: er verletzte sich dermaßen, daß er nur mit äußerster Anstrengung nach Gandawaga zurückkehren konnte. Wäre er eine Meile weiter gegangen, so hätte er in einer Schlucht, die nur auf einem Baumstamme überschritten werden konnte, seinen Tod gefunden; denn am Rande dieser Schlucht lauerten die gedungenen Mörderinnen, zwei Squaws, die den unbewaffneten Weißen mit Steinwürfen von dem schlüpferigen Stege in die Tiefe stürzen sollten.

Das Mißlingen dieses Mordplanes versetzte den alten Mohawk in eine namenlose Wuth. Voll Staunen sah er Ondesonk mit zerschundenen Beinen wiederkehren und hörte, wie derselbe erzählte, daß es ihm unmöglich sei, auf dem spiegelglatten Boden fortzukommen. Das glaubte der

Alte nicht, sondern er wähnte, der Schwarzrock habe den Hinterhalt gewittert und sei durch schleunige Umkehr der drohenden Gefahr entronnen. Es hält nicht schwer Indianer-Weiber und Kinder gegen irgend ein lebendes Wesen aufzuhetzen, und der alte Unheilstifter verstand das meisterhaft. Auf sein Anstiften wurde Ondesonk mit Schmähungen überhäuft, niemand wollte ihn in seine Hütte aufnehmen, und der wunde, todmüde Mann wäre sicherlich noch vor dem nächsten Morgen elend in der Kälte umgekommen, wenn sich nicht eine edelmüthige Squaw in dieser Noth seiner erbarmt hätte.

Diese hochherzige Frau sah den Aermsten vergebens an die bewohnten Hütten klopfen und um Obdach bitten; sie hörte, wie er, mit Schmähungen überhäuft, abgewiesen wurde; sie war Zeugin, wie die Kinder ihn mit Steinen warfen, und der Duldet das alles in stiller Ergebung ertrug, ohne auch nur eine Hand gegen die ringsum schwärmenden jungen Plagegeister zu erheben. Da faßte sie einen hohen Entschluß. Raschen Schrittes ging sie auf den daher wankenden, an Gesicht und Gliedern blutenden Weißen zu, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte laut und vernehmlich: „Wagawalla's Sohn ist in die ewigen Jagdgründe gegangen. Der Große Geist sendet ihr ein anderes Kind. Ondesonk wird Wagawalla in ihre Hütte folgen und ihr Sohn sein!"

Mit einem unterdrückten Wuthschrei schlich der alte Aufhetzer, welcher die Knaben zu immer neuen Angriffen auf den weißen Sclaven angefeuert hatte, in seine Hütte zurück, und scheu stoben die jugendlichen Peiniger auseinander; denn durch diese Adoption hatte die edle Squaw den Missionär vor allen ferneren Angriffen und Kränkungen so sicher gestellt, als ein Weißer unter den Mohawks nur sein konnte. Jetzt war er endlich in den Stamm aufgenommen und konnte nicht mehr als ein Gefangener oder ein Fremdling betrachtet werden.

Wagawalla pflegte Ondesonk, der sie freudig Mutter

nannte, mit großer Sorgfalt, und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie den Wunderdingen, von denen er ihr so gern erzählte. Gleich am ersten Tage, da sie den Verfolgten an Kindesstatt annahm, hatte sie fragend zu ihm gesagt: „Ondesonk ist kein böser Zauberer, und er dient auch keinem bösen Geiste?“ und dadurch dem eifrigen Missionär eine treffliche Gelegenheit geboten, ihr zu vergelten, was sie an ihm that. Er knüpfte an die Beantwortung ihrer Frage belehrende Erzählungen und hatte die große Freude, seine Saat herrlich gedeihen zu sehen. Tegakuita, die mehrere Jahre später geborene Tochter seiner Adoptivmutter, wurde ja bekanntlich eine der eifrigsten Christinnen im Irokesen-Lande und strahlte als einer der hellsten Sterne der nordamerikanischen Kirche; in der heiligen Taufe erhielt diese später hoch berühmt gewordene Mohawk-Jungfrau den Namen Katharina.

P. Jogues, der nun gehen durfte, wohin es ihm beliebte, machte von seiner Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch; noch ehe die Jagdzeit vorüber war, besuchte er die übrigen Mohawk-Dörfer, um sich nach dem Schicksale der gefangenen Huronen und auch nach Guillaume Couture zu erkundigen, der einem Gerüchte zufolge ermordet oder anderweitig zu Tode gekommen sein sollte. Es gelang Jogues, zwei seiner treuen Huronen in Candagaro aufzufinden; diese hatten jedoch von dem Oblaten nichts wieder gehört. Seine übrigen Leidensgenossen waren mit auf die Jagd gezogen. In Teonontogen, wo Couture's Adoptiv-Familie wohnte, sagte man dem nachforschenden Freunde, derselbe sei im October mit den übrigen ausgezogen und werde auch wohl mit ihnen zurückkehren. Aber der Oblat ward lange nicht mehr in den Dörfern gesehen.

Der Missionär hatte auf dieser Rundreise, die ihn erst kurz vor dem Ende der Winterjagd nach Gandawaga zurückführte, so viel Glaubenssaat als nur immer möglich ausgestreut und eine ziemlich große Anzahl Mohawk-Kinder getauft, und es bot dies natürlich seinen Gegnern abermals

willkommene Gelegenheit, ihrem verbissenen Grolle Ausdruck zu geben und das Feuer des Hasses zu schüren. Er bemerkte das recht wohl; aber er ließ sich dadurch nicht beirren.

So verstrich Monat um Monat. Gegen Ende Januar kehrten die Mohawks von der Jagd zurück und staunten nicht wenig, da sie den Missionär in Gandawaga als den Adoptivsohn einer Squaw wiederfanden, deren Gatte bislang für einen der bittersten Feinde der Bleichgesichter gegolten harte, jetzt aber mit der Handlungsweise seines Weibes sich völlig einverstanden erklärte. Bereitwillig händigte er dem Herrn des bisherigen Sclaven Ondesonk den aus einigen Hirschhäuten und mehreren anderen Fellen bestehenden Preis für denselben aus und behandelte den so gekauften Sohn sehr gut, d. h. er ließ denselben thun und treiben, was ihm beliebte, und gab einigen noch immer mit Mordgedanken umgehenden Mohawks ohne Rückhalt zu verstehen, daß er jeden, der Ondesonk belastige, oder gar angreife, persönlich dafür zur Rechenschaft ziehen, d. h. züchtigen werde. Das wirkte, und P. Jogues hatte jetzt nicht nur Ruhe vor seinen Plagegeistern und Verfolgern, sondern er fand auch in sehr vielen Familien Zutritt und dadurch gleichzeitig Gelegenheit, die Mohawks über mancherlei, was sie seither mit abergläubischen Augen betrachtet hatten, aufzuklären.

Der Indianer war von jeher ein eifriger Erzähler, wenn er sich im Kreise seiner Familie oder seiner Freunde befand und nicht zu befürchten hatte, daß seine Wahrheitsliebe angezweifelt werde, — im Uebertreiben ist er heute noch groß — oder daß man ihn auslache. Vorzüglich gern erzählt er an den langen Wintertagen, wenn die gefrorene Erde die Kobolde und Geister, die nach indianischem Glauben in ihr wohnen, nicht auf die Oberfläche durchläßt, so daß sie den Kühnen nicht zur Rechenschaft ziehen können, der ihnen jeden Unfall auf Rechnung setzt und überhaupt die abenteuerlichsten Dinge von ihnen zu be-

richten weiß. Der Indianer erzählt jedoch nicht nur gern, sondern er lauscht auch aufmerksam den Mittheilungen anderer, die ihn zu fesseln wissen, wie der Missionär es verstand. Ondesonk war deshalb bald in gar vielen Hütten ein gern gesehener Gast, und überall ersuchte man ihn, von allem Sichtbaren auf der Erde und am Firmament, von fernen Ländern, von dem Meere und von Anderem zu erzählen; aber auf seinen Glauben und ihr Heidenthum konnte er nicht kommen, ohne sich sofort einen derben Verweis zuzuziehen. Das lehrte ihn Vorsicht gebrauchen, und seine Erzählungen so mit christlichen Anschauungen und Lehren durchweben, daß er dadurch keinen Argwohn erregte. Diese Belehrungen trugen jedoch nur kärgliche Früchte, wie er in einem späteren Briefe an den Provinzial seines Ordens auch selbst erzählt.

Gegen Ende Februar stellte sich starkes Thauwetter ein, und der Missionär machte sich auf, um nochmals nach René's Leiche zu suchen. Er redete nur zu Wagawalla über sein Vorhaben und erfuhr nun von derselben, daß einige Knaben den Leichnam längst aus dem Bache geholt und an eine selten von Menschen betretene Stelle im Walde geschleppt hatten, wo sie ihn den wilden Thieren zum Fraße überließen. Mit Hilfe seiner Pflegemutter fand P. Jogues auch die Stelle, sammelte weinend und betend die wenigen noch übrigen Knochen, begrub sie und steckte ein roh gearbeitetes hölzernes Kreuz auf den darüber gewölbten Grabhügel. Als diese christliche That im Dorfe ruchbar wurde, gab sie zu neuen Aufhetzereien Veranlassung; dieselben führten jedoch nicht zu offenen Schmähungen gegen den adoptirten Weißen.

Mit dem Schwinden des Schnees erwachte auch wieder die Kriegslust der Mohawks, welche in diesem Frühjahr mit Hilfe der Oneida's, eines gleichfalls dem Irokesen-Bunde angehörenden Volkes, einen Hauptschlag gegen die Franzosen und die Huronen zu führen beabsichtigten. Die Niederlage an der Mündung des Richelieu-Flusses sollte gerächt

und die Verbindung der französischen Niederlassungen mit den Huronen-Missionen trotz des neuen Militärpostens gestört werden, um die mit den Bleichgesichtern befreundeten und verbündeten Algonquin-Stämme nach und nach zum Abfall von ihren Alliirten, die ihnen keinen Beistand leisten konnten, zu veranlassen.

In Gandawaga herrschte große Geschäftigkeit. Täglich kamen und gingen neue Boten, die Rathsversammlungen nahmen kein Ende, und die Wilden schienen etwas Wichtiges in großer Eile vorzubereiten; denn sie warteten nicht die Ankunft des Tauschhändlers ab, der ihnen ihren Vorrath an Fellen abnehmen wollte, sondern packten alles, was sie von ihrer Jagdbeute loszuschlagen gedachten, in Canoes und sandten mehrere erfahrene Leute damit nach Renselaerswyk. Tägliche Waffenübungen der jungen Krieger, welche sich auf den Kriegspfad vorbereiteten und häufige Besuche, die Adler von hervorragenden Häuptlingen benachbarter und verbündeter Stämme erhielt, ließen auf das baldige Losbrechen eines gewaltigen Kampfes schließen. Vergebens wartete der Missionär auf die Rückkehr des Hausirers, und als die mit Fellen zu den Holländern gesandten Mohawks nach verhältnißmäßig kurzer Abwesenheit mit eingehandelten Waaren zurückkamen, da wußte er, daß Thomas Renard nun nicht so bald nach Gandawaga kommen werde; daß aber Adler die beiden Weißen, den Lowenaar und den Hennegauer, gewarnt hatte, sich im Laufe des Sommers nicht im Mohawk-Lande blicken zu lassen, da dort ihre Sicherheit gefährdet sei, — davon hatte der Jesuit keine Ahnung.

Renard war im Begriff gewesen, nach Gandawaga aufzubrechen, als die Mohawk-Händler in Renselaerswyk erschienen und theils von ihm, theils von anderen Feuerwaffen und Munition verlangten. Aber der Feldhauptmann van Curler hatte gegen deren Verabfolgung an die Wilden eine verschärfte Ordre erlassen. Und als nun die Händler dieselben verweigerten, erbosten die Mohawks und

handelten grollend eine Menge Beile, Messer, Decken und andere Dinge ein. Sie erklärten, die Bleichgesichter brauchten sich nicht mehr in ihre Dörfer zu bemühen, wenn sie nicht Donnerwaffen brächten; anderes benöthigten die rothen Männer nicht.

Der Lothringer hatte den Feldhauptmann sofort von allem diesem in Kenntniß gesetzt, und van Curler ordnete unverzüglich Patrouillengänge zur Deckung der Colonie an. Auch wurden alsbald alle Werthsachen der Bürger, sowie ihre Waaren- und Lebensmittel-Vorräthe in das Fort geschafft. Es waren das durch die Erfahrung gebotene Sicherheitsmaßregeln, die gegenwärtig um so nothwendiger waren, als die Generalstaaten wenig zum Schutze ihrer amerikanischen Besitzungen thun konnten.

Der Commandant befand sich in einer peinlichen Lage; denn erst wenige Tage zuvor hatte ihm Gouverneur Kieft eine Zuschrift aus dem Haag übersandt, worin die Regierung auf Grund eines dringenden Ansuchens von seiten des französischen Hofes die Behörden in Neu-Niederland instruirte, alles aufzubieten, um die gefangenen Franzosen zu befreien. Nun war ihm jedoch jede Möglichkeit genommen, diese hochwillkommene Instruction zur Ausführung zu bringen. Auch sah er das Leben der Gefangenen — er hatte von René's Ermordung Kunde erhalten — mehr als je gefährdet; denn die Mohawks führten ganz unzweifelhaft gegen ihre weißen Nachbarn Böses im Schilde, und kam ein Krieg zum Ausbruch, so mußten Jogues und sein Leidensgefährte aufs neue den zügellosen Haß der Rothhäute empfinden.

Die so unerwartet aufgestiegene Gefahr veranlaßte van Curler, nach dem Waldläufer zu senden, der sich vortrefflich herauszulügen gewußt hatte und schon seit mehreren Monaten Renselaerswyk gegenüber in einer Blockhütte ein ganz zurückgezogenes Leben führte. Er kam selten in den Ort, und niemand wußte, oder kümmerte sich überhaupt darum, was er trieb. Renard, der in Neu-Amsterdam

seinen Waarenvorrath ergänzt hatte und deshalb lange unterwegs gewesen war, bemühte sich umsonst, die persönliche Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, mit dem er, wie er dem Missionär gegenüber geäußert, eine große Abrechnung zu halten habe. Stets fand er die Blockhütte verschlossen und anscheinend unbewohnt. Den Boten des Commandanten ging es ebenso, und doch behauptete der Fährmann Jan, welcher kaum einen Büchsenschuß von dem Häuschen entfernt wohnte, er bekomme den Kundschafter fast alle zwei oder drei Tage zu sehen, wenn auch nicht zu sprechen. Van Curler schüttelte bedenklich den Kopf zu dem Bescheide seines Boten und gab dem Seneschall von Renselaerswyk geheimen Befehl, die Blockhütte des Hennegauers scharf zu überwachen und dessen Wiederauftauchen stehenden Fußes auf der Commandantur zu melden. Renard erbot sich freiwillig zu geheimem Kundschafterdienst und verschwand zwei Tage nach der Abreise der Mohawks aus Renselaerswyk. Wohin er sich gewandt hatte, das wußte nur van Curler.

In Gandawaga nahm inzwischen die Geschäftigkeit von Tag zu Tag zu. Da wurde eines Morgens der Kriegspfahl vor der Berathungshütte errichtet, mit den grellen Schlachtfarben bemalt und mit gedörrten Scalps geschmückt. Bald erscholl der Tam-Tam in den Gassen, und aus allen Hütten traten Krieger in vollem Schmucke. Auch der Sagamore und seine Berather hatten ihr groteskes Ornat angelegt, und sogar die Squaws und Kinder waren geputzt. Staunend fragte der Missionär die gute Wagawalla, was das alles bedeute.

„Unsere Krieger werden Aireskoi ein Opfer darbringen und den Scalptanz tanzen; denn sie gehen auf den Kriegspfad," belehrte ihn die Frau.

„Weißt Du auch, wohin sie ziehen, Wagawalla?" forschte Ondesonk weiter.

Lächelnd schüttelte die Squaw den Kopf. „Die Krieger reden nicht zu den Squaws über solche Dinge," entgeg-

nete sie; „Ondesonk thut auch wohl daran, nicht mehr zu fragen.“

Auf der Gasse erscholl ein schallendes Jubelgeschrei, und die Frau lief hinaus, ihre Neugierde zu befriedigen. Mit kummervollem Herzen folgte ihr der Missionär. Die Nachricht, daß dem Kriegsgötzen geopfert werden sollte, erfüllte seine Seele mit Grausen, und schon sah er im Geiste einige seiner Huronen-Freunde am Pfahle rösten. Konnte nicht auch Couture mit unter den Schlachtopfern sein?

Vom östlichen Ausgange des Dorfes wälzte sich ein lärmender Volkshaufen heran, in dessen Mitte die mit Adlerfedern geschmückten Köpfe mehrerer Häuptlinge sichtbar waren. Die Wilden schleppten auf einem Schlitten eine anscheinend schwere Last über die rauhe Straße. Das waren die Opfer. Wahrscheinlich hatte man sie schon vor dem Dorfe gemartert, daß sie nicht mehr gehen konnten, und mußte sie nun zur eigentlichen Richtstatt schleifen. Jetzt zog der Haufen an dem Missionär vorüber, und erleichtert athmete dieser auf: auf dem Schlitten lagen zwei kürzlich gefangene und stark gefesselte schwarze Bären.

„Komm mit, Ondesonk!“ rief Wappatonada, der Ottertödter, dem Weißen zu, nach dessen Blute er noch ebenso sehr lechzte wie am Tage des Ueberfalls im St. Petri-See, wo sein Tomahawk ohne Takuetete's Einmischung den Jesuiten sicherlich gefällt haben würde.

„Komm mit uns und sieh, wie wir dem mächtigen Atreskoi opfern, der Deiner Zauberkunst spottet!“ riefen andere.

„Geh' mit uns, Ondesonk!“ flüsterte eine Stimme neben dem Priester, welcher, sich rasch umwendend, in das freundliche Gesicht Koetsaeton's blickte. „Geh' mit uns!“ wiederholte der wohlwollende Häuptling; „Du gehörst nun zu unserem Stamme, und Du darfst nicht in Deiner Hütte bleiben, wenn die Mohawks ein Fest feiern.“

P. Jogues erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung, und folgte unverweilt dem stetig anschwellenden Volkshaufen.

Auf dem Dorfplatze wurde Halt gemacht, und ein weiter Halbkreis um die vor der Berathungshütte errichteten Kriegs- und Richtpfähle geschlossen. Bis zum Erscheinen des Sagamore konnte nichts geschehen. Dieser kehrte denn auch bald von einem Besuche bei den Wakon-Männern, deren Mitwirkung er erbeten hatte, mit seinen Berathern zurück und ließ sich auf den Matten, die man vor der Berathungshütte ausgebreitet hatte, nieder. Dem Sagamore gegenüber stand Adler mit seinen Häuptlingen und den in mehrere Haufen getheilten Kriegern, welche den geplanten Feldzug mitmachen sollten. Die Ceremonien begannen mit der Vorführung der Opferthiere, die sich gar grimmig geberdeten: sie mußten erst durch Keulenschläge betäubt werden, ehe die Krieger sie an den Pfählen anbinden konnten. Aufrecht wie Menschen standen die Bestien da, mit mächtigem Kraftaufwande suchten sie ihre Fesseln, rohe im Fett gesottene Hautstreifen, zu zersprengen und erfüllten die Luft mit markerschütterndem Geheul. Die Mohawks aber jubelten in ihrer Weise dazu, und so wurde dem Dämon Aireskoi ein Ohrenschmaus bereitet, wie er infernalischer kaum gedacht werden kann.

Einige Tom-Tom-Schläge mahnten zur Ruhe. Die Menschen gehorchten, und die Bestien brüllten weiter. Die zwei zu Gandawaga ansässigen Wakon-Männer traten auf. Sie erschienen mit ihrem ganzen wilden Putze angethan, schwangen ihre Zauberstäbe und Zauberbeutel, hüpften mit gebogenen Knieen um die Richtpfähle und priesen dabei in monotoner Weise Aireskoi und erflehten seinen Beistand.

„Die rothen Männer rufen zu Dir, Aireskoi," sangen sie. „Du bist mächtig und stark. Gütig bist Du und auch grimmig: gütig gegen die Ongwehonwe, grimmig gegen ihre Feinde. Die Ongwehonwe rufen Dich und bereiten Dir ein Fest. Sie wollen Dich erfreuen, aber sie haben keine Gefangenen, [1]) die sie am Pfahle liebkosen

[1]) Alle überlebenden Gefangenen waren um diese Zeit in irgend einen Stamm aufgenommen worden.

könnten, daß sie Dir ein Lied sängen. Wir geben Dir, was wir haben. Gib uns Sieg und Gefangene, so wollen wir Dir ein herrliches Mahl bereiten. Furchtbar wird der Schlachtruf erklingen, zittern werden die Feinde, und jubelnd werden die tapferen Krieger heimkehren mit großer Beute. Sei mit uns, mächtiger Areskoi! Du hast es uns versprochen, und wir haben es Deinen Kindern verkündet. Du willst helfen, und unsere jungen Männer werden siegen."

So lautete ihr Bitt- und Lobgesang, dem sie einige gellende, unartikulirte Beschwörungs-Formeln folgen ließen, von so mächtiger Wirkung, daß die überschrieenen Bären verdutzt verstummten. Die Mohawks aber entnahmen hieraus mit Freuden, daß Areskoi ihnen gewogen sei. Die Hexenmeister zogen unter dem Jubelgebrüll des Volkes in die Berathungshütte zurück, und die Häuptlinge eröffneten, ein jeder an der Spitze seiner Kriegerschaar, den Kriegstanz. Die Bären stellten einen Theil der Feinde vor und fuhren schlecht dabei: jeder der Mohawks tanzte nach seiner eigenen Weise, d. h. er suchte verschiedene Lagen, in welche der kämpfende Krieger gerathen kann, pantomimisch darzustellen. Bald schlichen sie, die Büchse schußfertig, geblückt gegen den eingebildeten Feind an, bald lauerten sie, am Boden niedergekauert, auf denselben; dann wieder stürmten sie mit geschwungenem Schlachtbeil auf ihn ein, oder erwarteten mit dem Messer in der stoßbereiten Faust seinen Angriff. Hier schien ein Krieger mit einem musculösen Gegner am Boden zu ringen; neben ihm nahm ein anderer pantomimisch die gräuliche Procedur des Scalpirens vor; ein dritter lag zielend im Anschlage, und ein vierter schleuderte den blinkenden Tomahawk mit großer Sicherheit, daß er tief in den Kriegspfahl drang. Fortwährend wechselten die Tanzenden ihre Stellungen, und kaleidoskopartig änderte sich das lebensvolle Bild vor den Pfählen. Dazu schrieen und gellten viele hundert indianische Kehlen, die Bären heulten bei jedem der zahlreichen Schläge und Stöße, welche auf sie niederfielen,

und drei Tam-Tam-Schläger bearbeiteten, von der begeisterten Menge begleitet, ihre Instrumente mit einem nahezu rasenden Eifer. Nach und nach wurden die Bewegungen der tanzenden Krieger langsamer und schwerfälliger; sie ermatteten schließlich, sammelten sich auf einige gellende Signalrufe Adler's um ihre Führer und traten unter dem stürmischen Beifallsgejohle der Zuschauer von der Bühne ab.

Den zweiten Act der Vorstellung bildete die Tortur der Bären, welche mit raffinirter Grausamkeit gequält wurden. Man stach und zwickte die wehrlosen Thiere, versengte ihren Zottelpelz mit spitzigen Feuerbränden, schnitt ihnen Zehen und Nasen ab, durchbohrte ihre Zungen und scalpirte sie; dann erst wurden die bereit gehaltenen Reisighaufen um die Pfähle aufgethürmt, und die auflodernden Flammen entzogen endlich die armen Geschöpfe den Blicken. Noch eine geraume Weile erscholl das klägliche Geheul der Thiere aus der in dichten Wolken aufwirbelnden, von züngelnden Flammen durchzuckten Dampfmasse; dann ward es stiller und stiller in der Gluth, nur hie und da noch erscholl ein leises Winseln, zuletzt vernahm man nur mehr das Prasseln der Flammen. Eine halbe Stunde später bezeichneten zwei qualmende Aschenhaufen die Stätte dieses seltsamen Autodafé's. Als die Flammen zu erlöschen begannen, traten noch einmal die Wakon-Männer auf, um Aireskoi anzuzeigen, daß das Opfer dargebracht sei, und nunmehr die Mohawks, da sie ihre Schuldigkeit gethan, auch auf seine Dankbarkeit zählten. Verliehe er ihnen den Sieg, so sollten ihm sämmtliche Gefangene geopfert werden.

Den dritten Act füllte der Scalptanz aus, der gleich dem Kriegstanz aus der pantomimischen Darstellung aufregender Kampfscenen bestand. Wer im Besitze von Scalps war, trug sie an einem Stecken zur Schau und suchte seinem glühenden Verlangen nach weiteren Trophäen dieser Art durch die widerwärtigsten Grimassen und Gesticulationen Ausdruck zu geben. Die broncefarbenen, bartlosen, mit fingerbreiten rothen, gelben und weißen Strichen und runden

Flecken bemalten Gesichter mit den stark hervortretenden Backenknochen, den niederen Stirnen und den dunkeln, blitzenden Augen wurden durch die Verzerrungen der simulirten Wuth und Blutgier zu wahren Teufelslarven. Ausgehungerten Raubthieren gleich fletschten die tanzenden Wilden die Zähne; heulend und brüllend schwangen sie die Tomahawks und die Messer, und bald sank der Kriegspfahl, welcher jetzt den Feind darstellte, in Splittern auf den Boden.

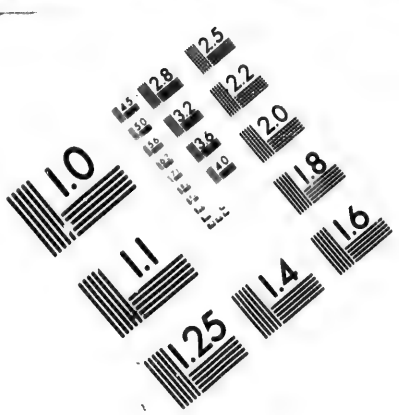
Der oberste Kriegshäuptling des Stammes nahm an diesem Tanze nicht theil. Er saß würdevoll neben dem Sagamore vor der Berathungshütte auf dem Boden und redete kein Wort; aber unverwandt schaute er dem Tanze zu, und als die Raserei seiner Ansicht nach ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, gab er Befehl zum Aufhören. Auf seinen Wink verstummten die Tam-Tams, und seinem schrillen Signalrufe gehorsam, hielten die Tänzer inne; sie sammelten sich mit großer Raschheit um ihre Häuptlinge und traten dann in die Reihen der Zuschauer zurück.

Den Schluß bildete eine Schmauserei, bei welcher nur Speisen, die man zuvor dem Aireskoi geweiht, verzehrt wurden.

Als Ondesonk, der sich nicht hatte ausschließen können, die Bedeutung der Weihe-Ceremonie erfuhr, weigerte er sich entschieden, an der Mahlzeit theilzunehmen, und auch die wilden Drohungen einiger Krieger machten ihn in seinem Entschlusse nicht wankend.

„Ich werde nie und nimmer irgend etwas berühren, das Euerem Dämon Aireskoi geweiht worden ist!“ rief er, und voll Entrüstung stand er auf und verließ den Festplatz.

Keiner trat dem Missionär in den Weg, aber von allen Seiten wurde sein Benehmen in scharfen Worten getadelt, und hätte nicht Adler die Aufgeregten durch das Versprechen beschwichtigt, Ondesonk solle nach beendigtem Kriegszuge zur Rechenschaft gezogen werden, so war's um



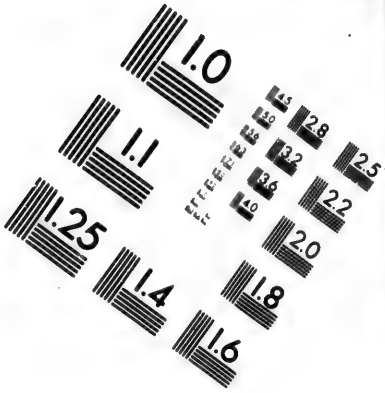
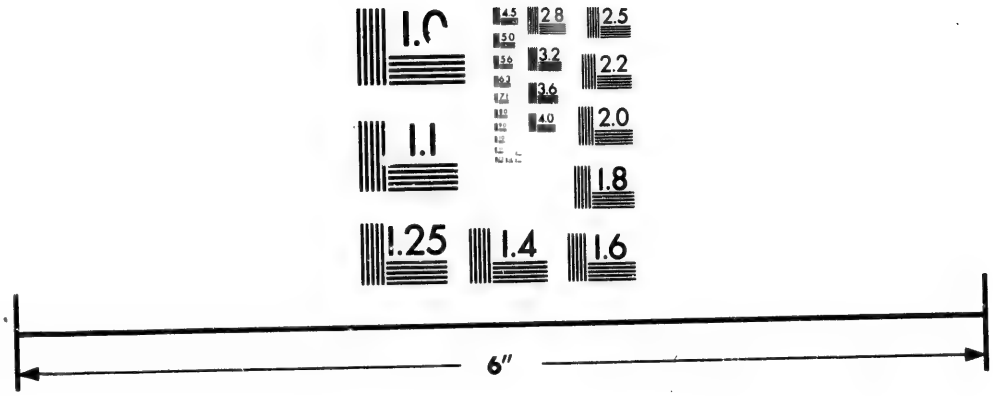
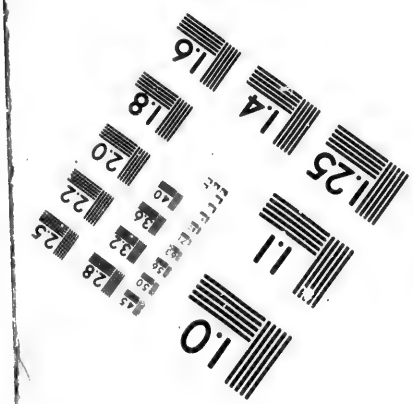
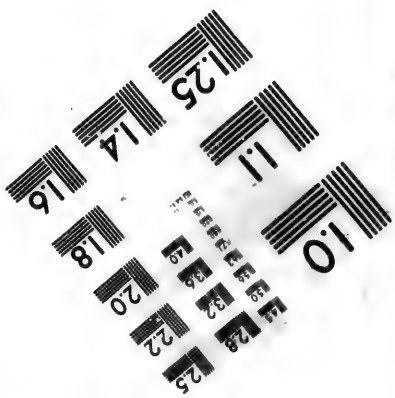


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

CIHM/ICMH
Microfiche
Series.

CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.

Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1981

den Pater geschehen. Der alte Unhold aus der Rathsversammlung schmunzelte und versprach den ausziehenden Stammesgenossen, er werde Ondesonk scharf überwachen und dafür sorgen, daß Aireskoi nicht mehr durch ihn beleidigt werde. Koetsaeton aber warnte ihn, daß er dabei seine Befugnisse nicht überschreite.

Bunte Schlange machte dem Wortstreit, der eine durchaus nicht wünschenswerthe Mißhelligkeit herbeizuführen drohte, dadurch ein Ende, daß er erklärte, in Gandawaga werde niemand Aireskoi beleidigen; es werde aber auch niemand daselbst eine Gewaltthat begehen, oder andere zu einer solchen verleiten, so lange er Sagamore sei. Jedem solle sein Recht werden, und wer Unrecht thue, über den werde der Rath zu Gericht sitzen. Einigkeit sei vor allen Dingen noth, und er vermöge nicht einzusehen, wie ein Bleichgesicht, das Aireskoi nicht einmal kenne, diesen so schwer beleidigen könne, daß die Mohawks in solch ernster Stunde sich darob so sehr erhitzen müßten. Nach dieser gut gemeinten und auch gut aufgenommenen Zurechtweisung hielt der Sagamore eine begeisterte Abschiedsrede an die Braven, die den Kriegspfad betraten, und die ganze Feier schloß mit einer Erwiderung Adler's.

Beim Grauen des nächsten Tages zogen an die fünfhundert mordlustige Rothhäute aus Gandawaga und wandten sich, eine nordöstliche Richtung einschlagend, dem St. Lawrence-Strome zu. Gleichzeitig rückten auch aus den übrigen Mohawk-Dörfern starke Schlachthaufen aus, und doch blieben immer noch waffenfähige Männer genug zurück, um den Holländern die Spitze bieten zu können, falls dieselben für die bedrohten Franzosen Partei ergreifen sollten.

14. Das Kreuz im Walde.

Wagawalla bangte, da ihr alle die Vorgänge beim Abschiedsschmause zu Ohren gekommen, um ihren Adoptivsohn, und sie sann auf ein Mittel, um ihn bis zur Rückkehr ihres Gatten, der mit den Kriegern ausgezogen war,

vor Assendase's Tücke sicher zu stellen; denn außer diesem rastlosen Aufhetzer hatte Ondesonk kaum jemanden in Gandawaga zu fürchten. In ihrer Rathlosigkeit wandte sich die edle Frau an den Sagamore, und dieser ließ sich sofort bereit finden, das Seinige zur Sicherstellung des adoptirten Bleichgesichtes zu thun, und schickte dasselbe mit mehreren älteren Männern auf den Fischfang nach einem vier Tagereisen entfernten See. Bunte Schlange mußte schon aus Klugheitsrücksichten alles aufbieten, um Ondesonk zu schützen; denn dieser konnte ihm unter Umständen, die durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit lagen, zu einer sehr werthvollen Geisel werden.

Frohen Muthes theilte Wagawalla ihrem Schützlinge den Entscheid des Sagamore mit; sie packte rasch das Wenige zusammen, das sie ihm mitzugeben vermochte, und bat ihn dringend, doch alles zu vermeiden, was Anstoß erregen und ihn aufs neue in Gefahr stürzen könnte.

„Ich werde thun, was meine Pflicht ist, gute Wagawalla," entgegnete der Missionär lächelnd; „sorge nicht um mich, ich stehe unter dem Schutze des allmächtigen Gottes, vor dessen Namen die bösen Geister erzittern. Ihm diene ich und nicht den Menschen. Du wirst das alles begreifen lernen, gute Wagawalla, wenn Du nur oft das kleine Gebet sprichst, das ich Dich lehrte. Glaube meinen Worten: Aireskoi ist ein Dämon, der mir nichts anhaben kann. Deshalb beruhige Dich und bete fleißig!"

Mit schwerer Sorge im Herzen ließ die Gute den gottgesandten Lehrer ziehen. Bereits hatte der Funke der ewigen Wahrheit in ihrem Herzen gezündet; denn seit mancher Woche schon hatte sie Ondesonk's belehrenden Worten gelauscht.

Das Leben bei den Fischern, die zum Theil mit Weib und Kind ausgezogen waren, gefiel dem Missionär recht gut, — er brauchte doch nicht mehr wie auf der Winterjagd Sclavendienste zu verrichten — und er beschloß, den Aufenthalt an dem rings von Urwald umsäumten See so

viel als möglich zu geistlichen Uebungen zu verwenden, wie sie die Regel des hl. Ignatius für seine Söhne vorschreibt. Zu seiner unaussprechlichen Freude war er kurz zuvor wieder in den Besitz zweier Bücher gelangt, die sich unter seinem Gepäck befunden hatten: es waren das der Hebräerbrief des hl. Paulus und die Nachfolge Christi. Desgleichen war ihm auch ein schmerzlich entbehrtes Bild des hl. Bruno wieder zu Händen gekommen. Diese Schätze trug er nun beständig bei sich.

Beim Fischfange stellte er sich, da er dieser Beschäftigung niemals obgelegen, recht ungeschickt an, und wurde weidlich ausgelacht, aber er brauchte dafür auch nicht mehr zu helfen, wenn er nur nach vollbrachtem Tagwerk sich am Feuer einstellte und erzählte. Während des Tages kümmerte sich niemand um ihn. Nur einem jungen Mädchen, das seiner Körperschwäche halber nicht zu schwerer Arbeit angehalten wurde, fiel es auf, daß der freundliche Weiße, der jederzeit zum Helfen bereit war, ganze Tage hindurch von dem Lagerplatze fern blieb. Auch hatte es wiederholt bemerkt, daß Ondesonk zeitweilig sehr wenig aß und einige Male einen ganzen Tag lang keine Speise zu sich nahm. Diese Wahrnehmungen reizten die Neugierde der stillen Beobachterin, und eines Morgens schlich sie dem räthselhaften Bleichgesichte nach.

Alles Aufsehen vermeidend, verließ Ondesonk das Lager, und planlos schien er in den Wald hinein zu wandeln. So mochte er an die tausend Schritt in die Kreuz und Quere gemacht haben, als er eine bestimmte Richtung innehielt und auf schmalem Pfade, den er selber ausgetreten, nach einem Hügel eilte, der mit riesigen Fichten bestanden war. Am Fuße desselben blieb er stehen. Er nahm seine Fellmütze ab, machte das Zeichen des Kreuzes und schritt, vor sich hinmurmelnd, langsam einem Hüttchen aus Fichten- und Cedernzweigen zu, welches an den Stamm eines mächtigen Baumes gelehnt war. Dort kniete er nieder, zog unter seinem Wams ein kleines, selbstgeschnitztes

hölzernes Crucifix hervor, küßte dasselbe, stellte es in dem seltsamen Tabernakel auf und begann mit halblauter Stimme zu beten. Die Lauscherin, die kaum zwanzig Schritt entfernt im Gebüsche verborgen war, sah nun, wie er die gefalteten Hände gegen den Stamm des Baumes ausstreckte, und ward dort eines mehrere Fuß langen, durch das Abschälen der Rinde gebildeten Kreuzes gewahr. Da überkam sie ein Grauen; denn sie hielt das Zeichen des Heiles für ein gräuliches Zaubergebilde, und in die Seele betrübt, schlich sie, geräuschlos, wie sie gekommen, nach dem Lagerplatze zurück, wo sie sich weinend in ihrer Hütte verbarg.

Am Abend stellte sich Ondesonk wie immer am Feuer ein und erzählte seinen Zuhörern von dem Paradiese, und wie darin durch ein Weib die Sünde in die Welt gekommen. Auch das junge Mädchen hatte sich eingefunden. Es kauerte seitwärts von dem Erzähler, dem es mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte. Als er aber die Vertreibung der ersten Menschen aus dem herrlichen Garten und das Elend schilderte, in welches ihr Ungehorsam sie gestürzt hatte, da erhob sich die Mohawk-Jungfrau, kämpfte mühsam gegen einen tiefen Schmerz in ihrem Herzen an und eilte in ihre Hütte.

„Ist Chuiska krank?“ fragte der Missionär, seine Geschichte unterbrechend.

„Chuiska thut manches, was wir nicht verstehen,“ entgegnete der schon bejahrte Nährvater des Mädchens kopfschüttelnd und drängte den Erzähler, fortzufahren.

P. Jogues jedoch schloß die Unterhaltung am Feuer heute ungewöhnlich früh und lag noch lange schlaflos auf seinen Matten. Chuiska's Nährvater war durch seine Frage augenscheinlich sehr unangenehm berührt. Weshalb konnte aber dem ruhigen und gemäßigten Manne, der bereits an die fünfzig Jahre zählte, eine einfache Frage nach dem Gesundheitszustande seiner Pflegetochter so peinlich sein? Dazu kam das seltsame Gebahren dieses kaum sechzehnjährigen Mädchens, das dem Missionär erst jetzt auffiel,

Nie hatte er Chuiska mit Freundinnen ihres Alters verkehren sehen. Das lange schon verwaiste Mädchen schien überhaupt keine Freundin, keine Gespielin zu haben. Es war fast menschenscheu zu nennen, und doch hatte es dem Jesuiten gegenüber seit dessen Aufnahme in den Stamm des Wolfes sich durchaus nicht schüchtern gezeigt: es schien vielmehr, als lausche es mit großer Vorliebe seinen Erzählungen. Einigemale hatte es denselben sogar aufgesucht, um sich über Verschiedenes, was ihm unklar geblieben war, nähere Auskunft zu erbitten. Er konnte sich das heutige Fortgehen Chuiska's durchaus nicht erklären, und doch war es ihm, — er wußte nicht, weshalb — als sei es wichtig für ihn, einen tieferen Blick in die Seele dieses Mädchens zu thun.

Am nächsten Tage wurde Ondesonk ausnahmsweise ersucht, beim Auswerfen und Einziehen der schweren Netze mit Hand anzulegen, und da die ungewohnte, mühsame Arbeit ihn stark ermattet hatte, erschien er abends nicht am Feuer, sondern pflegte in seiner Hütte der Ruhe.

Am anderen Morgen bedurften die Mohawks seiner Dienste nicht, und er machte sich daher, sobald die Indianer ihr Tagwerk begonnen hatten, nach seiner ‚Capelle' im rauschenden Fichtenschlage auf. Bald kniete er dort inbrünstig betend vor seinem Heiligthum, seine Augen strahlten, und seine Seele redete laut zu dem Ewigen. Sie bat um Erleuchtung und Kraft für sich, um Gnade für alle Missethäter, um Erleuchtung aller Heiden, um Bekehrung aller Sünder, sie erflehte des Allmächtigen Güte für Lebende und Todte und erbat für sich die ganze Fülle der Leiden. Sie schloß mit einem Jubelliede des königlichen Psalmensängers. Der Priester hatte aller Vorsicht vergessen, er schien seiner Umgebung entrückt zu sein; denn laut erscholl seine volltönende Stimme, und jauchzend sang er: „Lobet, ihr Diener, den Herrn; lobet den Namen des Herrn!" Hallend tönte der herrliche Psalm durch den immergrünen Dom, und als der Diener des Herrn seine

Andacht mit einem aus vollstem Herzen erklingenden „Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto!“ schloß, da antwortete hinter ihm eine kräftige Mannesstimme: „Sicut erat in principio et nunc et semper et in sæcula sæculorum!“ Fast gleichzeitig aber schrie auch ein Weib zu seiner Rechten laut auf und entfloh wie ein gehetztes Wild durch das Gebüsch, in welchem es sich verborgen hatte.

„Thomas Renard! — Chuiska!“ rief der Beter, wie aus einem Traume erwachend, und mehr erschreckt als freudig erregt, starrte er den so ganz unversehens aufgetauchten Hausirer an. „Wie ist mir denn? Träume ich, Renard? Wie kamet Ihr hier'her? Und wie kam Chuiska hierher, und weshalb entfloh sie?“

„Da fragt Ihr mich zuviel, mein Pater,“ lautete die Antwort des Lothringers, der nun ehrfurchtsvoll grüßend näher trat. „Ich habe Euch schon in Gandawaga gesucht, und endlich hier gefunden. Von der Squaw aber, die drüben im Gebüsch aufsprang, weiß ich nichts. Sie schlägt sicherlich unten im Lager Lärm, und dann kann ich mich unverrichteter Sache wieder auf die Beine machen, so nothwendig ich auch Euch allein und ungestört sprechen müßte.“

„Setzt Euch nur hierher zu mir auf diesen Stamm und erzählt, was Ihr wißt. Ich glaube nicht, daß uns jemand stören wird. Mein kleines Heiligthum habe ich sorgfältig verborgen gehalten, und es ist mir fast unerklärlich, wie Chuiska hierher fand. Sie muß mir nachgeschlichen sein. Uebrigens fürchtet nichts von diesem Mädchen, es wird aus zwei Gründen schweigen: um mich nicht neuerdings in den Geruch der Zauberei zu bringen und auch sich selbst nicht unberechenbare Unannehmlichkeiten zu bereiten.“

„Gut, so will ich mich möglichst kurz fassen; ist mir doch neuerlich das Betreten des Mohawk-Landes indirect verboten worden. Indeß bin ich heute nicht als Handelsmann, sondern als Kundschafter hier und daher auch auf

alles vorbereitet. Zuerst also entbieten Euch die Holländer zu Renselaerswyk ihren herzlichsten Gruß. Sie haben große Sorge um Euch, seitdem sie durch mich erfuhren, wie Ihr und Euere Leidensgefährten behandelt worden und Euer treuer Freund und Gefährte Goupil dem Meuchelmörder zum Opfer gefallen ist. Während der Winterjagd konnten wir keine Kunde von Euch erhalten; denn wir wußten ja, daß sie Euch mit in das Revier hinausnahmen, um ihnen das erlegte Wild zu schleppen, Brennholz zu beschaffen und andere Arbeiten zu verrichten."

„Das thaten sie, mein guter Renard. Man hat auch mehrfach nach meinem Leben getrachtet, aber Gott hat mich wunderbar beschirmt."

„Möchtet Ihr, mein Pater, mir nicht Eure Erlebnisse seit unserm letzten Beisammensein erzählen? In Renselaerswyk wartet man mit großer Spannung auf Nachricht von Euch, und je mehr ich zu berichten weiß, desto willkommener werde ich sein."

Bereitwillig entsprach der Missionär dem Wunsche des Hausirers, und in Kürze erzählte er demselben alles, was ihm seit dem Auszuge zur Jagd begegnet war.

Renard hörte bewegt zu und war voll des Lobes über die edle Wagawalla. „Dann seid Ihr also gegenwärtig keiner Gefahr ausgesetzt?" forschte er, immer noch besorgt.

Der Jesuit schüttelte verneinend den Kopf und entgegnete: „Mehr noch: man wehrt es mir auch nicht, daß ich meine Huronen-Freunde besuche und ihnen Trost spende und Belehrung bringe. Auch habe ich selbst unter den Mohawks schon manches Saatkorn ausgestreut, und zu meinem Entzücken sehe ich auch einigen Samen bereits keimen."

„Möchtet Ihr nicht Euere mitgefangenen Huronen-Freunde und den noch lebenden jungen Franzosen, dessen Name mir entfiel, frei machen, mein Vater?"

„Sicherlich wünschte ich das, guter Renard; wie wäre das aber zu bewerkstelligen?"

„Dadurch, daß Ihr zuerst Euch die Freiheit verschaffet

und dann von außen her auf die Mohawks einwirket."

„Ich sollte also entfliehen, Renard?"

„Das ist meine Ansicht. In Renselaerswyk liegt eine Barke zur Rückkehr nach der Manhattan-Insel bereit, wo Gouverneur Kieft Euch mit offenen Armen empfangen und für weitere Reisegelegenheit bestens sorgen würde. Nun wißt Ihr meinen Auftrag. In Fort Oranien und Renselaerswyk erwartet man uns sehnsüchtig. Glaubt mir, mein Pater, die dort seßhaften Niederländer nehmen an Euerem Geschick den innigsten Antheil!"

„Was könnte ich aber meinen gefangenen Glaubens- und Leidensgenossen durch mein Entweichen nützen? Die Mohawks sind mit starker Macht gegen unsere Ansiedelungen am St. Lawrence und wider unsere Huronen- und Algonquin-Freunde zu Felde gezogen und würden sich jetzt gewiß nicht zur Freilassung ihrer Gefangenen verstehen. Meine Flucht würde ihre Wuth nur noch mehr entflammen und das Loos meiner zurückbleibenden Gefährten verschlimmern. Und mit der Rache der Franzosen könnte ich ihnen ja nicht drohen, so lange sie sich denselben nicht nur gewachsen, sondern auch überlegen fühlen."

„Das hat seine Richtigkeit, mein Pater. Aber Ihr vergeßt die Holländer. Auf sie könnt Ihr zählen, und die Mohawks würden es nicht so leicht auf einen Krieg mit ihnen ankommen lassen. Sie haben noch vom Mohikaner-Kriege her vor den niederländischen Waffen Respect und wissen, daß van Curler nicht fackelt. Hätte der wackere Haudegen nur etwas mehr Truppen und Kriegsgeräth zur Verfügung, so hätte er schon längst über die Rohre seiner geladenen Karthaunen und Arkebusen hinweg mit den Rothhäuten um Euretwegen unterhandelt. Er hat das Fort gehörig in Stand setzen und auch die Zugänge zu der Ansiedelung durch einige Verhaue decken lassen, und sollte es nothwendig werden, so bringt er auch eine genügende Streitmacht auf die Beine, um dem Heidenvolke in seinen eigenen Dörfern einen Besuch abzustatten

und es dort Mores zu lehren. Ich habe auch ein Handschreiben des Gouverneurs zu Neu-Amsterdam gesehen, worin derselbe seinen Feldhauptmann im Namen der Generalstaaten auffordert, alles, was in seiner Macht stehe, zu Euerer Befreiung aufzubieten. Cardinal Richelieu selbst hat sich beim Prinzen von Oranien für Euch verwendet. Das alles bedenkt, mein Pater, und zögert nicht, mir zu folgen! Ich darf's schon gestehen, daß ich nach Eurer ersten Weigerung zu fliehen den Auftrag Euerer holländischen Freunde nur ungern übernommen habe; nun ist aber das Eis ja einmal gebrochen, und ich wiederhole daher die Bitte: kommt mit nach Rensselaerswyk!"

„Es ist unmöglich, Renard. Ich kann meine Kinder in Christo hier nicht im Stich lassen. Und gerade jetzt, da die Mohawks täglich neue Gefangene einbringen können, bin ich hier unentbehrlicher als je."

„Wohlan! Wollt Ihr nicht fliehen, so stattet den Rensselaerswykern wenigstens einen Besuch ab! Setzt Euch mit ihnen und van Curler ins Vernehmen, und wenn Ihr dann zu den Mohawks zurückkehrt, so suchet Eueren Einfluß bei den Holländern möglichst gut zu verwerthen! Ihr scheint ja ziemlich unbehindert in Euerem Thun und Treiben: so macht denn auch von Euerer Freiheit vollen Gebrauch!"

„Laßt mich das reiflich überlegen, mein treuer Freund! Ich müßte jedenfalls mit Wagawalla und vielleicht auch mit dem Sagamore Rücksprache nehmen; das kann jedoch erst nach unserer Rückkehr nach Gandawaga geschehen. Ich dürfte wohl kaum auf Schwierigkeiten stoßen; aber diese Vorsicht muß ich unter jeder Bedingung anwenden; denn der Verdacht, daß ich ein Zauberer sei, wirkt noch mächtig nach, und zu meinem und aller meiner indianischen Freunde und Wohlthäter Verderben könnte der glimmende Funke wieder zur hellen Flamme angefacht werden, wenn ich so ohne weiteres für eine Zeitlang verschwände. So lange sie glauben, ich betrachte mich als einen der Ihrigen,

fürchten sie meine vermeintliche Hexenkunst nicht; erfahren sie jedoch, daß ich hinter ihrem Rücken mit den Holländern verkehre, dann ist der kaum eingeschläferte Argwohn sofort wieder erweckt. Zieht das in Erwägung, Renard, und Ihr werdet mir beipflichten. Uebrigens gestehe ich offen, daß ich sehr gern einmal nach Renselaerswyk ginge."

„Bis wann könntet Ihr Euch dazu bereit halten?"

„Kommt mir nichts in die Quere, so kann ich wohl in zwei, höchstens drei Wochen den theilnahmsvollen Herren zu Renselaerswyk meinen Besuch abstatten. Wie aber käme ich, ohne Weg noch Steg zu kennen, dorthin?"

„Fahrt in einem Canoe von Gandawaga stromab; der Fluß trägt Euch ans Ziel. Uebrigens werde ich auch auf der Lauer liegen und schon zeitig zu Euch stoßen. Nun noch eine Frage: sahet Ihr den Schurken Bouffet seither, oder hörtet Ihr von ihm?"

„Weder das Eine noch das Andere kann ich bejahen. Jedoch mag er inzwischen ein Dutzend und mehr Male in Gandawaga gewesen sein, ohne daß ich etwas davon erfuhr. Ich höre wenig von dem, was vorgeht."

„So laßt Euch warnen, mein Pater! Wenn ich das Erkennen von Fährten noch nicht ganz verlernt habe, dann lungert der Kerl hier herum. Auch in der Nähe von Gandawaga sah ich unverkennbare Abdrücke seiner großen Plattfüße im Ufersande. Ich kann Euch einiges von ihm erzählen, und treffen wir zwei einander wieder, so weiß ich hoffentlich mehr. Der Schurke hat gegenüber von Renselaerswyk nahe am Flusse eine Hütte gebauet und wohnt auch dort, wie der Fährmann und andere behaupten. Ich habe nun seit mancher Woche vergebens auf ihn gefahndet. Einmal sah ich ihn auf starke Schußweite im Walde stehen, aber als ich auf ihn zuschritt, schlug er sich ins Gebüsch und machte sich aus dem Staube. Er muß mich erkannt haben, und dann hat er Grund genug, mir aus dem Wege zu gehen. Uebrigens läßt er sich auch im Orte höchst selten blicken; er kauft das nur ein,

was er nöthig braucht, und wird nachher oft wochenlang nicht mehr gesehen. Dort trauet ihm kein Mensch mehr, und er fühlt sich nicht sicher. Seit Euere Leute von Gandawaga jedoch in Renselaerswyk waren und kein Hehl daraus machten, daß ihr Stamm den Kriegspfad beschreiten werde, seitdem ist Jean Bouffet spurlos verschwunden. Ich war erstaunt, seine Fährten bei Gandawaga wiederzufinden; denn ich glaubte, er hätte sich nach dem St. Lawrence gewandt. Von den Holländern hat er nichts mehr zu hoffen, seit er von dem Commandanten ein namhaftes Lösegeld baar ausbezahlt haben wollte, um angeblich Euch damit loszukaufen. Der Betrug war denn doch zu plump angelegt, und van Curler hat's ihm wohl auch ohne viele Umstände vor den Kopf gesagt, daß die Mohawks nicht einen Deut davon zu sehen bekämen. Der Feldhauptmann wollte Euch selber auslösen und dem Hennegauer für seine Vermittelung ein gutes Entgelt geben; aber davon wollte der ertappte Schurke nichts wissen, sondern er spielte den durch Mißtrauen Gekränkten und hielt sich seither vom Fort fern. Er kann von Glück sagen, daß ich nicht früher Kunde davon erhielt, er sei zeitweilig in Renselaerswyk zu treffen gewesen."

„Werft Euch nicht zu seinem Richter auf, Renard!"

„Daran denke ich auch nicht, mein Pater; aber im Busch kommt es öfter vor, daß eiserne Nothwendigkeit einem den Kolben an den Backen preßt, ehe man zum Nachdenken Zeit gefunden hat, und begegne ich diesem Bouffet einmal an einem abgelegenen Orte, so kehrt wohl nur derjenige von uns beiden, dessen Blei am schnellsten und sichersten aus dem Rohre zischt, nach den Wohnungen der Menschen zurück. Doch meine Zeit ist knapp zugemessen, ich muß nach Renselaerswyk zurückeilen und habe bis an den Fluß, wo mein Boot liegt, noch eine tüchtige Strecke zu Fuß zu machen. Nochmals bitte ich Euch: seid vor dem Hennegauer auf der Hut! Denn er trachtet Euch nach dem Leben, um einen Zeugen seiner Schandthaten weniger zu haben.

Vorzüglich hier draußen seid Ihr durchaus nicht sicher vor ihm. Unzweifelhaft hat er schon vor mir erfahren, daß Ihr mit hierher gezogen seid, — was setzt denn die Cedernbüsche drüben mit einemmale in Bewegung? — und dann — hm! — und dann hat er Eueren verborgenen Betplatz wohl bald genug aufgespürt. — Hm! In das Gebüsch drüben muß ich doch meine Nase einmal stecken. Es ist ja ganz windstille, und Cedern lassen sich ohnehin nicht wie belaubte Büsche vom Luftzuge hin und her treiben. Gebt mir Eueren Segen, mein Pater, und dann laßt mich ziehen!"

„Chuiska ist wohl zurückgekommen, um mich zu belauschen," murmelte der Missionär, als der Haustrer wenige Secunden später, mit schußfertiger Waffe von Baum zu Baum gleitend, sich dem erwähnten Cederndickicht näherte. Aber dieses lag nun wieder still da, ohne daß ein Zweig darin sich bewegt hätte. „Was das seltsame Mädchen nur bewog, mir zu folgen? Ich muß mit ihm sobald als möglich darüber reden," fuhr er nach einer kurzen Pause, mit sich selber redend, fort; dann kehrte er nach seinem kleinen Heiligthum zurück und begann wieder inbrünstig zu beten.

Wohl eine Viertelstunde lang vernahm er nur das leise Rauschen des Windes, wie er durch die Wipfel der Fichten und das aus Lärchen und Cedergebüsch bestehende Unterholz zog, welches den nördlichen Abhang des Hügels bedeckte. Dann dröhnte plötzlich aus der Ferne ein Schuß durch den Wald, ein zweiter fiel, dumpfer klingend als der erste, und wieder war alles still in der weiten Wildniß. Nur in dem Herzen des Mannes, der vor dem Kreuze betete, gellte ein banger Angstschrei, und laut flehte er mit himmelwärts gewandtem Antlitz: „O sei ihm ein milder Richter, wenn meine fürchterliche Ahnung wahr sein sollte! Sei beiden gnädig, um Christi Wunden willen!" — Dann wurde es auch in dieser Menschenbrust wieder still, und der Beter fuhr in seiner so jäh unterbrochenen Andacht fort.

Früher als gewöhnlich kehrte P. Jogues nach dem Lager zurück. Er mußte mit Chuiska reden und ihr Schweigen auferlegen. Das Mädchen kauerte vor seiner Hütte auf dem Boden und schaute in Gedanken versunken vor sich hin. „Chuiska!"

Sie zuckte bei der halblauten Anrede erschreckt zusammen; sie hatte das Kommen des Missionärs nicht beobachtet. Einen Augenblick stand ein banger Zweifel zwischen ihr und dem weißen Manne, welcher sie so mächtig anzog, — aber auch nur einen Augenblick. Dann sprang sie auf, winkte Ondesonk, ihr zu folgen, und eilte ihrem Lieblingsplatz am Wasser, einer uralten Sykomore, zu, an deren gigantischem Stamme sich eine niedere Ruhebank befand. Dort ließ sie sich nieder und lud auch den Priester zum Sitzen ein. Nachdem sie einige Minuten vor sich hin in die helle Fluth gestarrt, begann sie mit leiser Stimme: „Will Ondesonk sagen, ob er ein Zauberer ist?"

„Wie kommst Du dazu, Kind?" fragte der Priester, sich erstaunt stellend, zurück.

„Chuiska hat Ondesonk — wird Ondesonk aber auch nicht bös werden?"

„Nein, Chuiska! Rede nur, ich will Dich ruhig anhören und Dir alles erklären, damit Du nicht mehr glaubst, ich treibe Zauberei; rede nur!"

„Weshalb hat Ondesonk so weit im Walde solch ein Ding in den dicken Baum geschnitten?"

Erläuternd zeichnete das junge Mädchen mit dem Finger ein Kreuz in den Ufersand zu seinen Füßen, dann schaute es erwartungsvoll zu dem Jesuiten empor, der mit mildem Ernst entgegnete: „Das ist ein Zeichen, welches dem Großen Geiste sagt, daß Ondesonk an Ihn denkt und zu Ihm reden will. Vor diesem Zeichen fliehen die bösen Geister, und wenn sie es erblicken, dann schwindet ihre Macht. Den Guten bringt es Heil, den Bösen ist es ein Schrecken."

„Die Bleichgesichter am Cohotaten sagen aber, es sei

schlimme Zauberei. Ondesonk macht auch öfters mit der Hand solch ein Zeichen auf seinem Gesichte und auf seiner Brust. Die Bleichgesichter am Cohotatea thun das nicht. Chuiska ist in ihrem großen Dorfe gewesen und hat oft gesehen, wie sie essen; aber nie machten sie solch ein Zeichen wie Ondesonk. Sie sagen, nur die bösen Männer thun es, wenn sie zum bösen Geiste reden."

„Glaubt Chuiska wirklich, Ondesonk sei ein böser Zauberer? Würde Ondesonk nicht zu seinem Volke eilen, wenn mächtige Geister ihm gehorchten? Würde Chuiska bei den Bleichgesichtern bleiben wie Ondesonk bei den Mohawks, wenn sie durch mächtigen Wakon sich tragen lassen könnte, wohin sie wollte?"

„Das können unsere Wakon-Männer auch nicht: sie müssen gehen oder in Canoes fahren wie Chuiska und andere Menschen, wenn sie fort wollen. Aber Ondesonk sagte, sein Zeichen erschrecke die bösen Geister und nehme ihnen die Macht: dann ist es doch ein Zauberzeichen!"

„Nein, gutes Kind, das ist es nicht! Willst Du wissen, was es ist, willst Du verstehen, was ich Dir sagte, so mußt Du erst mancherlei lernen."

„Chuiska will alles wissen und alles lernen, was Ondesonk weiß. Nein, Ondesonk ist gut, und Chuiska will gern horchen, wenn er redet; denn seine Worte sind weise."

„Willst Du mit mir in den Wald hinaus gehen nach dem Zeichen in dem hohen Baum, das Dich so sehr erschreckte?"

„Ja, Ondesonk, Chuiska will dorthin kommen; aber der böse Geist, der heute Morgen dort zu Ondesonk kam, der aussah wie ein Bleichgesicht, muß nicht hinkommen, wenn Chuiska dort ist, sonst erschrickt sie und läuft davon."

„Thörichtes Kind! Also der weiße Mann hat Dich erschreckt? Kanntest Du ihn nicht mehr? Er kommt ja häufig mit schönen Sachen nach Gandawaga, mit solchen Perlen, wie Du sie hier um den Hals gebunden hast; Dein Volk nennt ihn Krummes Haar."

„War das Krummes Haar? War das kein böser Geist?"

„Nein, Chuiska, das war kein böser Geist, sondern Krummes Haar. Du mußt aber nicht darüber reden, daß er hier war. Auch mußt Du noch nicht von dem Zeichen in dem hohen Baume reden, vor welchem Ondesonk zum Großen Geiste spricht."

„Chuiska wird schweigen, Ondesonk soll nicht wieder geschlagen werden; denn er ist kein Zauberer."

„Gott wird Dir Dein Vertrauen lohnen, Du gutes Kind. Morgen früh gehen wir in den Wald."

Das Mohawk-Mädchen nickte, und der Missionär schritt seiner Hütte zu, wo er die bedeutungsvollen Ereignisse des Tages nochmals vor seiner Seele vorüberziehen ließ. Die Schüsse machten ihm viel Sorge. Es war kaum etwas Anderes anzunehmen, als daß Renard auf den wüsten Waldläufer gestoßen war, und dann war ein Unheil geschehen; denn wie tödtlich sich die beiden haßten, das wußte er aus des Hausirers eigenem Munde; die Ursache dieses tödtlichen Grolles vermochte er jedoch nicht zu errathen.

15. Um des Kreuzes willen.

Bunte Schlange saß in seiner Hütte und hörte mit großer Gelassenheit Assendase zu, der heute wiederum bittere Klage über den verhaßten Priester führte. Bei dem Aufhetzer befand sich ein Mohawk, der soeben von dem Fischplatze zurückgekehrt war, und dieser mußte sehr gravirende Aussagen gemacht haben; denn der Sagamore unterbrach häufig den Denuncianten und stellte seine Zwischenfragen an dessen Gewährsmann.

Als Assendase endlich schwieg, überlegte der Sagamore eine Weile, dann fragte er den als Zeugen vorgeführten Mohawk: „Ist Chuiska oft mit Ondesonk auf dem Zauberplatze im Walde gewesen, wo er Wakon machte und die bösen Geister anrief?"

„Jeden Morgen war Chuiska dort und half Ondesonk. Sie will Aireskoi keine Fische mehr weihen, seit sie mit Ondesonk in den Wald geht," lautete die Antwort.

„Der Sagamore wird alles von Chuiska selbst hören, wenn er sie mit Ondesonk hierher bringen läßt. Wagawalla ist auch nicht zu trauen, da sie das falsche Bleichgesicht ihren Sohn nennt," warf der giftige Aufhetzer ein.

„Wagawalla ist die Squaw eines tapferen Kriegers, und dieser würde, wenn er hier wäre, Assendase sehr genau fragen, was er Böses über seine Squaw weiß. Assendase haßt Ondesonk und redet mehr, als er weiß. Ondesonk wird nach Gandawaga kommen, und auch Chuiska wird kommen, und dann mag Assendase beweisen, ob beide schuldig sind. Kann er das, so gehört das Bleichgesicht Aireskoi und stirbt am Pfahle. Das hat der große Rath der Mohawks beschlossen." Nach diesen Worten deutete der Sagamore durch eine stolze Handbewegung dem Rathsmann und dessen Begleiter an, er wünsche allein zu sein.

Diesem Winke wurde unverzüglich Folge geleistet. Aber der Sagamore sah sich zu seinem Verdruß sehr bald aufs neue gestört. Diesesmal war es ein vom ganzen Stamme hoch geachteter Greis, der zu ihm kam und eine seltsame Mittheilung machte. Diesem hatte sein Sohn, welcher im vorigen Spätsommer in den Krieg gezogen und seither verschollen war, angeblich im Traum verkündigt, der in den Händen seines Volkes befindliche Schwarzrock wäre ihm als Diener in den ewigen Jagdgründen bestimmt und müsse daher geopfert werden, wenn er (der Sohn) glücklich werden solle. Das stellte den Entschluß des Sagamore, der bis jetzt immer noch zu gunsten des Missionärs geschwankt hatte, endgiltig fest; denn Traumgesichter galten den Mohawks für wirkliche Offenbarungen ihrer Götzen. Dazu kam denn noch, daß der Bittsteller, falls ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, kraft seines hohen Ansehens dessen Gewährung durch einen Rathsbeschluß über den Willen des Sagamore hinaus hätte erlangen können. Einer

solchen Demüthigung aber durfte sich Bunte Schlange auf keinen Fall aussetzen, und da nun zur Hinrichtung des Bleichgesichtes ein vollgiltiger, durch althergebrachten Gebrauch bekräftigter Grund vorlag, so widerstand der Sagamore, dem ja doch jedes tiefere Interesse für den Priester abging, dem Drängen der Gegner nicht länger, sondern entsandte sofort einen Läufer an den Stammesältesten, welcher für das Haupt der zum Fischzuge ausgezogenen Schaar galt, und befahl diesem, den Missionär sofort unter sicherem Geleit nach Gandawaga zu senden.

Als der Schreckensbote, welcher die Bedeutung seiner Botschaft selbst nicht kannte, auf dem Fischplatze anlangte, war der ahnungslose Missionär nach dem Kreuze in der Fichte gegangen, um dort seine gewohnte Morgen-Andacht zu verrichten und auch Chuiska, seine begeisterte Schülerin, daselbst zu erwarten. Sein Todfeind Assendase aber hatte im geheimen auf dem Fischplatze einen ergebenen Mohawk zu scharfer Ueberwachung Ondesonk's gedungen und ihm anbefohlen, falls er letzteren bei der vorgeblichen Zauberei ertappe, strenge Verschwiegenheit den übrigen Mohawks gegenüber zu beobachten, ihm, dem Rathsherrn, dagegen sofort Meldung zu erstatten.

Der schlaue Spion hatte sich seines Auftrages gewissenhaft entledigt; die Ankunft des Boten mit dem geheimnißvollen Befehle des Sagamore überraschte daher im Lager der Fischer allgemein und gab zu den verschiedenartigsten Muthmaßungen Anlaß. Einige waren der Ansicht, Ondesonk's mächtige Freunde wollten dessen Rückkehr in die Ansiedelungen am Großen Strome bewerkstelligen; andere meinten, die Bleichgesichter am Cohotatea hätten nach ihm gesandt; noch andere, er solle als Unterhändler zu seinem Volke gehen, um einen den Mohawks günstigen Vertrag zu erzielen. Den wirklichen Zweck der Zurückberufung ahnte niemand.

Chuiska allein wußte, wo der Gesuchte zu finden war, und die Suchenden trafen sie auch in ihrer Hütte an.

Einen Augenblick weigerte sie sich, des geliebten Lehrers Aufenthalt zu verrathen; als ihr aber von allen Seiten zugeredet wurde, willigte sie ein. Ondesonk sollte ja, wie sie wähnte, in Gandawaga Glück und Ehre zu theil werden.

Wie ein Reh eilte sie durch den Wald, ohne sich darum zu kümmern, ob andere ihr folgten, und hinter ihr drein liefen fast alle im Lager am See anwesenden Mohawks. Nur der Aelteste und einige der angesehensten Männer sowie der Bote des Sagamore und die in aller Eile erkorenen Begleiter Ondesonk's harreten seiner Ankunft im Lager, um ihn würdevoll zu empfangen.

Es geschah das am Montag in der heiligen Charwoche. P. Jogues kniete gerade betend in seiner kleinen Waldcapelle. Inbrünstig dankte er Gott für das Glück, daß er die heilige Fastenzeit in der Einsamkeit habe verbringen und ungestört der Betrachtung und dem Gebete widmen können. Da rauschte es in den dürren Fichtennadeln, welche den Waldboden bedeckten: athemlos und mit strahlendem, Glück verkündendem Antlitz sank Chuiska neben ihm nieder und machte das ihr nun in seiner Bedeutung verständliche Zeichen des Kreuzes; dann wartete sie ehrfurchtsvoll, bis der Missionär sich erhob und ihr ein Zeichen gab, näher zu treten; denn er wähnte, sie sei zum Unterricht gekommen.

Sie jedoch sprang mächtig bewegt empor und rief mit bebender Stimme: „Ondesonk wird glücklich sein! Er wird zu seinen weißen Freunden und Brüdern zurückkehren! Bunte Schlange sendet einen Boten, der ihn holen soll. Chuiska freuet sich über Ondesonk's Glück, obgleich es sie selbst traurig macht. Chuiska wird mit niemanden mehr von Gott und dem guten Jesus reden können; keiner wird ihr sagen, was sie wohl wissen möchte, und keiner wird mit ihr beten. Die rothen Männer und Squaws verstehen Chuiska nicht mehr, und auch Chuiska kann nicht mehr zu ihnen wie ehemals reden. Sie wird

ganz einsam sein, und Ondesonk wird glücklich werden und nicht mehr an sie denken. Aber Chuiska ist doch erfreut; denn sie kann Ondesonk Gutes verkünden. Der Bote des Sagamore ist eben im Lager und wartet auf Ondesonk."

Der Missionär erschrak; denn er glaubte, seine Schülerin rede im Fieber. Er kannte das leicht erregbare Temperament des jungen Mädchens zu wohl, um nicht in diesem leidenschaftlichen Ausbruche eine heftige Ueberreizung oder Störung der Nerventhätigkeit vermuthen zu dürfen; er suchte daher die Aufgeregte zu beruhigen, indem er mit sanfter Stimme fragte: „Wie kommst Du auf solche Gedanken, Chuiska?"

„Der Bote des Sagamore ist im Lager. Er fragt nach Ondesonk und sagt, er solle denselben sogleich nach Gandawaga bringen. Alle erzählen, Ondesonk werde nun zu seinen weißen Brüdern am Großen Strome zurückkehren. Chuiska soll Ondesonk ins Lager rufen." Bei diesen Worten lag tiefe Seelenqual auf Chuiska's Antlitz ausgeprägt.

„Ein Bote des Sagamore ruft mich so plötzlich nach Gandawaga zurück? Das verstehe ich nicht, Chuiska. Hörtest Du, ob Euere Krieger schon vom Großen Strome zurückgekehrt sind?"

„Nein, Ondesonk! — Uah! dort kommen die anderen, Dich zu holen!"

Einige Mohawks, welche dem Mädchen auf dem Fuße gefolgt und bisher unbeachtet geblieben waren, schauten mit Staunen und Grauen auf die Stätte der Andacht, welche sie für einen sorgfältig zum Verkehr mit bösen Geistern zubereiteten Zauberplatz hielten. Andere, die nicht so rasch nachgekommen waren, naheten jetzt laut schwatzend.

Dem Missionär war alles, was um ihn vorging, völlig unverständlich. „Sagt mir, meine rothen Brüder, was das alles bedeutet! Weshalb sucht Ihr nach mir im

Walde? Was will der weise Sagamore von mir?" fragte er, auf die nächste Gruppe zuschreitend.

Schaudernd wichen die Wilden zurück; denn nun hielten sie ihn unwiderruflich für einen Zauberer, dem in seinem eigenen Reviere niemand ungestraft nahen dürfe.

„Weshalb fliehet Ihr, meine Freunde? O, das Kreuz, das Kreuz dort fürchtet Ihr? Vor meiner Zaubermacht bangt Euch? Seht her! Ich will Euch zeigen, was ich hier thue. In Eurer Sprache werde ich zu dem einzig wahren, allmächtigen großen Geiste, dem unsichtbaren Herrn des Lebens, reden, Ihn will ich für Euch bitten."

Und schon lag er vor dem Kreuze auf den Knieen, um in der Mohawk-Sprache heiß und innig um Erleuchtung dieser Heiden zu flehen, als der beherzteste der rothen Männer auf ihn zusprang und ihn emporreißend rief: „Mache keinen Wakon mehr, Ondesonk, oder Aireskoi fordert Dich zum Opfer! Komme mit uns nach den Wigwams am Wasser! Der Sagamore verlangt nach Dir."

„Was will Bunte Schlange von mir? Bin ich nicht Wagawalla's Sohn? Gehöre ich nicht zum Stamme des Wolfes? Hat der Sagamore mich zu rufen, wenn ich recht thue?"

„Rede nicht weiter! Der Sagamore ruft Dich, und Du mußt gehen. Was er will, wissen wir nicht. Er sendet Dich wohl zu den Bleichgesichtern am Cohotatea oder zu Deinen Brüdern am Großen Strome."

Weiteres Fragen war zwecklos, und jedes Sträuben hätte seine Lage nur verschlimmert: das sah der Missionär deutlich ein, und er fügte sich, obschon ihm schweres Unheil ahnte.

Im Lager wurde er sehr ceremoniell empfangen. Der Aelteste behandelte ihn nicht mehr wie ein adoptirtes Mitglied seines Stammes, sondern wie einen Fremden, dessen eigentlicher Charakter ihm unklar sei.

Es bedurfte keiner Zurüstungen zur Abreise als einer

flüchtig bereiteten, aus Sagamity[1]) bestehenden Mahlzeit, die ebenso hastig, als sie hergerichtet worden war, verzehrt wurde; denn der Bote drängte zur Rückkehr. Als die kleine Schaar aufbrach, grüßten nur wenige der Mohawks den so plötzlich von ihnen gerufenen Freund und Erzähler. Das Gespenst des abergläubischen Argwohns schreckte sie zurück.

Chuiska hielt sich fern, und als ihr die Wanderer aus den Augen gekommen waren, da brach sie laut schluchzend hinter dem Eichbaume, welcher ihr als Deckung gedient hatte, zusammen und weinte bitterlich. In ihrem Herzen war eine tiefe Wunde gerissen, und vergebens versuchte sie zu beten, vergebens Trost zu gewinnen. Vergebens aber auch fragte sie, was ihr eigentlich diesen namenlosen Schmerz bereite: sie hatte keine bestimmte Antwort darauf. In ihrem Herzen gellte nur ein Nothschrei: „Ondesonk!"

Den am See Lagernden stand jedoch noch eine andere, fast noch größere Ueberraschung bevor; denn kaum eine Stunde nach Ondesonk's Fortführung ließ der Aelteste Chuiska zu sich rufen und kündigte ihr an, daß er auch sie auf des Sagamore Befehl sogleich nach Gandawaga zurücksenden müsse. Dem alten Manne that das sehr leid; denn die elternlose Chuiska war sein Schützling und sein erkorener Liebling. Gutes wartete ihrer nicht in Gandawaga, das lag auf der Hand. Des Sagamore Befehl lautete dahin, daß Ondesonk und Chuiska getrennt zurückgeschickt werden sollten, und der Bote hatte sich, seiner Weisung gemäß, dieses zweiten Theiles seines Auftrages erst bei seinem Scheiden von dem Aeltesten im Fischerlager entledigt. Das erhöhte den Schrecken seiner zweiten Botschaft.

Chuiska war hocherfreut, als sie den Befehl des Sagamore vernahm, und jubelte laut auf: „Ondesonk, nun

[1]) Ein Gemisch aus zermalmten Maiskörnern, Erbsen, Pfeffer, wilden Zwiebeln und Fleisch oder Fisch; hier natürlich bestand die Zuthat aus Fisch.

darf Chuiska wieder zu Dir kommen! O, wie glücklich ist Chuiska!"

„Freue Dich nicht vergebens, armes Kind!" sagte der Aelteste, zum Tode betrübt; „Ondesonk hat Dich bethört, und falls er für seine Zauberei am Pfahle sterben muß, dann fordert der ergrimmte Aireskoi wohl auch Dein junges Leben."

„Sei nicht traurig, guter Vater! Chuiska wird überall glücklich sein, wo Ondesonk ist; denn sie weiß, daß er keinen Wakon treibt, und daß er gut ist. Wo Ondesonk ist, da wird auch Chuiska sein. Chuiska ist sehr glücklich. Sie dankt dem weisen Sagamore, und sie dankt Dir, guter Vater. Sende sie schnell nach Gandawaga!" entgegnete sie in begeistertem Jubel.

Als das junge Mädchen, von einer Squaw und einem Krieger begleitet, noch am nämlichen Tage aufbrach, herrschte große Trauer in dem ganzen Lager, dessen Insassen nun auch Vorkehrungen zum Verlassen ihres Fischplatzes trafen. In Gandawaga mußte sich Großes während ihrer Abwesenheit ereignet haben, oder es ward dort etwas Bedeutungsvolles vorbereitet, — das war die allgemeine Ansicht.

Am Gründonnerstage des Jahres 1643 waren die wenigen in Gandawaga zurückgebliebenen Bewohner sehr geschäftig. Fortwährend trafen dort Stammesgenossen aus den anderen Mohawk-Dörfern ein, und auf dem Platze vor der Berathungshütte ward die Richtstätte bereitet. Zwei Pfähle lagen dort neben hoch aufgeschichtetem Reisig, aber nur ein Loch war bisher für die Pfosten gegraben worden; denn noch saßen in der Berathungshütte die Richter über Leben und Tod und waren über ein schwebendes Urtheil getheilter Meinung.

Der Missionär war soeben mit seinen Wächtern angelangt und in einer Hütte an dem Platze untergebracht worden. Wagawalla, die sein Eintreffen und damit auch das ihm bevorstehende Schicksal erfahren hatte, wollte ihn

besuchen, aber sie wurde barsch abgewiesen. P. Jogues erkannte, daß sein Tod eine beschlossene Sache war. An der Erforschung der directen Ursache lag ihm nichts; das Erkennen seiner nach menschlichen Begriffen hoffnungslosen Lage genügte.

Morgen war Charfreitag. Sollte an diesem Tage sein Blut für den heiligen Glauben fließen? Wollte Gott in Seiner unendlichen Güte an diesem Schmerzenstage das Opfer Seines Dieners annehmen und ihm die Martyrerkrone reichen? — Der Gedanke war zu beseligend für den Glaubenshelden, als daß er sich ihm ganz hinzugeben gewagt hätte. Betend fiel er auf die Kniee und versank in ein inneres Schauen, das ihn gänzlich der Außenwelt entrückte. Er hörte und sah nicht, was um ihn vorging. Auch sein Todfeind Assendase, welcher in der Rathsversammlung soeben das zweite Todesurtheil durchgesetzt hatte, und im Vorbeigehen in das Gefängniß schaute, vermochte ihn durch eine höhnische Frage nach seinem Befinden nicht von seiner Andacht abzulenken. Die Speise, die man ihm gegen Abend brachte, sowie sein Bett blieb unberührt. Der Martyrer wollte jede ihm noch gewährte Stunde seines Erdenlebens benützen, um sich auf die Ewigkeit vorzubereiten.

Der Freitag-Morgen fand ihn immer noch betend. Bald nach Sonnenaufgang wurde ihm in Wasser gesottener Mais gebracht, wovon er aß. Dann meldete einer der Wächter den Sagamore an, der mit mehreren angesehenen Mohawks die Hütte des Verurtheilten betrat. Der Jesuit empfing ihn sehr freundlich, redete zu ihm von Wagawalla und bat um die Erlaubniß, seine edle Pflegemutter noch einmal sehen zu dürfen, ehe man ihn zum Tode führe. Diese Bitte wurde ihm jedoch rundweg abgeschlagen.

„Ondesonk ist ein Zauberer, er soll nicht noch mehr Unheil unter den Mohawks anrichten. Nur Chuiska, die er dem Bösen Geiste zugewendet hat, wird noch zu Ondesonk kommen und ihm sagen: ‚Das böse Bleichgesicht hat

mich bethört, und nun muß ich sterben'," entgegnete Bunte Schlange mit kalter Entschlossenheit.

Der Name seiner theueren Schülerin wirkte elektrisch auf den Priester.

„Ist Chuiska hier? Werdet Ihr auch diese Unschuldige morden?" rief er erschüttert.

„Chuiska hat im Walde unter dem großen Zauberzeichen mit Ondesonk zum Bösen Geiste geredet, und deshalb muß sie sterben. Aber sie wird nicht am Pfahle zu Ehren Aireskoi's singen. Sie wird den Schwarzrock singen hören und dann durch den Tomahawk zum Bösen Geiste gesandt werden. Ein junger tapferer Krieger der Mohawks ist zum Großen Geiste gegangen und fordert einen Diener, und Ondesonk soll zu ihm gesandt werden," so lautete der Urtheilsspruch des Sagamore, der mit stoischer Gelassenheit verkündet wurde.

„So darf ich Chuiska noch einmal sehen, ehe Ihr mich verbrennt?" fragte der Verurtheilte.

„Der böse Zauberer Ondesonk wird das Mohawk-Mädchen, das um seinetwillen sterben muß, sehen, wenn er am Pfahle steht. Er wird nicht lange darauf zu warten haben; denn die Krieger haben schon alles gerüstet."

„Dank Dir, Sagamore! Möge Gott Dir verzeihen, was Du in Deiner Blindheit thust! Mich beglückt Dein Blutbefehl, sofern er mich selber betrifft; aber die teuflische Verblendung, in welcher Ihr alle nach dem Blute des schuld- und ahnungslosen Mädchens lechzet, erfüllt mich mit Grausen. Dürfte ich das Lamm nur durch den Taufbund in die Gemeinschaft der Heiligen aufnehmen, ehe der gierige Wolf es zerreißt!"

„Das Bleichgesicht redet irre, die Angst verwirret seine Sinne," bemerkte der Sagamore achselzuckend zu seinen Begleitern, als er mit ihnen das Wigwam verließ.

„Also Chuiska soll mit mir sterben? Chuiska, die eifrige Katechumene, soll als Heidin, soll ungetauft sterben? Nein, das wird der gütige Gott nicht zulassen!"

Und wieder versank der so unversehens an den Rand des Grabes gestellte Mann in einen der Verzückung ähnlichen Zustand. Seine Seele wandelte den Weg zum Paradiese, den der göttliche Heiland, mit dem Kreuze belastet, allen Ihm nachstrebenden Menschen gewiesen hat. Der Betende und Schauende hörte nicht, wie auf dem Dorfplatze immer lauter und lauter das Stimmengewirr der stetig anschwellenden schaulustigen Massen ertönte. Erst die Tam-Tams, die kurz vor der Mittagsstunde neben seinem Gefängnisse erdröhnten, mahnten ihn, daß man ihn nun holen werde.

Er täuschte sich nicht. Ein bejahrter Häuptling erschien in der Hütte und hieß ihn folgen. Draußen wurde er von einer Kriegerschaar umzingelt und unter dem markerschütternden Jubel des Volkes nach dem kaum einen Bogenschuß entfernten Richtpfahl geführt und dort in gewohnter Weise gefesselt. Sein Auge suchte Chuiska, aber es fand sie nicht. Da richtete er den Blick himmelwärts, machte das Zeichen des Kreuzes, so gut er es vermochte, und begann laut in lateinischer Sprache zu beten. Um ihn herrschte eine tiefe Stille. Alle waren gespannt, was auf diese Zauberspräche und das Zauberzeichen des Schwarzrockes erfolgen werde, und wenige nur bemerkten es, daß Chuiska inzwischen aus der Berathungshütte gebracht und neben dem Sagamore, der auf Fellen und Matten am Boden kauerte, auf einen dicken Klotz gestellt ward, damit jedermann sie sehen könne. Das junge Mädchen war wie verklärt, als sein Auge den schmerzlich entbehrten Führer seiner Seele erblickte. Unbekümmert um die umstehenden blutlechzenden Feinde, bezeichnete es sich mit dem Kreuze, faltete die Hände und begann das erst kürzlich erlernte Vaterunser, welches P. Jogues in die Mohawk-Sprache übertragen hatte, laut und weithin vernehmlich zu beten.

Da die Wilden hier zum erstenmale in ihrer eigenen Sprache die Bitten vernahmen, welche der göttliche Heiland selbst Seine Jünger gelehrt, wurden sie von gar wo-

schiedenen Eindrücken bewegt: einige lauschten mit neugierigem, verständnißlosem Staunen, andere suchten die Beterin zu verstehen, und eine dritte Partei hätte sie gern am Reden verhindert; aber keiner schien den Muth dazu zu haben.

Affenbase bekundete schon seit dem Morgen eine große Unruhe, und seit dem Mittag trieb er ohne Unterlaß dazu an, die Hinrichtung zu beschleunigen. Mit eidechsenartiger Schnelligkeit tauchte er von Viertelstunde zu Viertelstunde auf der Richtstätte auf, um mit ohnmächtiger Wuth zu sehen, daß noch immer keine Anstalten zum Aufschichten des Scheiterhaufens getroffen wurden. Selbst mit der jedem Opfer vorangehenden Folter wurde nicht begonnen. Der Alte, dessen Sohn der Missionär als Diener in die ewigen Jagdgründe nachgeschickt werden sollte, war kurz nach der Herausführung des Verurtheilten auf den Richtplatz zu Bunter Schlange gekommen und hatte etwas geflüstert, das nur der Sagamore verstehen konnte. Darauf war den Kriegern, die bereits als Folterer bezeichnet waren, bedeutet worden, noch nicht mit der ‚Liebkosung' des Bleichgesichtes zu beginnen, und seither schien der Sagamore auf eine wichtige Nachricht zu warten; denn allem Antreiben von seiten Affenbase's setzte er die bestimmte Erklärung entgegen, der Schwarzrock solle bis zum Versinken des großen Lichtes unbehelligt bleiben. Der alte Aufhetzer schäumte vor ohnmächtiger Wuth und schwur dem Sagamore in seinem Herzen wohl hundertmal fürchterliche Rache.

Als P. Jogues nach längerem Beten sich umwandte, blickte er in das Antlitz seiner Schülerin, die ganz verzückt zu ihm herüberschaute. „Bete, Chuiska, bete!" rief er eindringlich mahnend. „Bitte den guten Gott, daß Er Dich nicht ungetauft sterben lasse!"

„Chuiska ist glücklich, Ondesonk; sie darf ja mit Dir sterben. Chuiska wird beten, so lange sie kann. Wird Ondesonk sie mit zu Gott nehmen?" lautete die kindliche Antwort der ungetauften Heldin.

„Bete nur eifrig, und Er wird's schon fügen!“ versetzte der Missionär.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber um ihn erhob sich ein Wuthgebrüll und zwang ihn zum Schweigen. Wieder versank er in Andacht, und wieder erscholl Chuiska's Vaterunser, das selbst den Lärm der ungeduldig gewordenen Menge übertönte. Da brach ein staubbedeckter, zum Tode erschöpfter Krieger sich Bahn durch die Zuschauer, eilte zu dem Sagamore und machte demselben eine Meldung, vor welcher der oft erprobte Gleichmuth des Indianers doch nicht standhielt.

In fieberender Aufregung sprach er einige flüchtige Worte zu seiner Umgebung, die große Augen machte. Die Tam-Tams riefen zur Ruhe, und Bunte Schlange erhob sich, um dem Volke neues zu verkünden. „Der Große Geist bereitet seinen rothen Kindern Freude!“ sprach er mit einem scheuen Seitenblick auf den immer noch betenden Priester und dessen lauschende Schülerin; „Garonhiage ist nicht in die ewigen Jagdgründe gegangen. Er kehrt wieder mit Ruhm bedeckt. Sein Schlachtruf war der Schrecken seiner Feinde, und Gefangene folgen dem Siegreichen. Er . . .“

Stürmischer Jubel unterbrach den Sagamore, welcher sich nun mit seinen Berathern rasch über etwas verständigte. Assendase aber, der lebhaft gegen ihn gesprochen hatte, lief wüthend von dannen.

Abermals erklangen die Tam-Tams, Ruhe gebietend, und Bunte Schlange fuhr fort: „Der Todtgeglaubte kehrt in sein Dorf wieder. Ondefonk sollte ihm in die ewigen Jagdgründe nachgesandt werden: er hätte jedoch Garonhiage dort nicht gefunden; denn ehe das große Licht versinkt, wird der Tapfere in Gandawaga einziehen. Ondefonk wird nicht sterben. Die Krieger mögen seine Fesseln lösen, und Wagawalla mag ihren Sohn mit sich nehmen. Ueber Chuiska wird der Rath entscheiden. Weshalb wollen die Tapferen ihre Hände in das Blut einer Squaw tauchen? Aireskoi sendet ihnen Krieger, die sollen sie zu seiner Ehre

liebkosen und am Pfahle wärmen. Ondesonk's Wakon wirkte mächtig. Er möge noch oft zu seinem Geiste reden, daß er den Mohawks hilft! Ondesonk ist kein böser Zauberer."

Fast hätte man glauben können, der Sagamore habe selber ein Zauberwort gesprochen; denn kaum hatte er seine kurze Ansprache beendet, als Schaaren der nämlichen Wilden, welche noch kurz zuvor ihrem Unwillen über die Verzögerung der Marter durch lautes Murren Ausdruck gegeben hatten, jauchzend nach dem Pfahle drängten, den Missionär von seinen Banden befreiten und ihn im Triumph nach Wagawalla's Hütte führten, wo das in seiner namenlosen Angst laut betende Weib den Theueren empfing, als sei er ihr vom Großen Geiste wiedergeschenkt.

Auch Chuiska, die noch nicht begriff, was diesen ungeahnten Wechsel ihrer Lage herbeigeführt hatte, ward fortgebracht, und der Sagamore, welcher nur mit dem größten Widerstreben dem Drängen Assendase's nachgegeben und für die Tödtung des allgemein ob seiner Herzensgüte und seiner Heiterkeit beliebten Mädchens gestimmt hatte, ergriff nun mit Freuden die Gelegenheit, das schuldlose Kind zu beschützen. Er ließ es in seine eigene Hütte führen, um es später dem Nährvater, der noch nicht vom Fischfange zurückgekehrt, zu übergeben.

Dann wurden hastig Vorkehrungen zum Empfange Garonhiage's und seiner Krieger, welche vor fast neun Monaten ausgezogen, getroffen. Ihre Schaar war in mehreren heißen Kämpfen auf ein Dutzend Krieger zusammengeschmolzen, die nun sieben gefangene Abnaken, deren Volk am Kennebec-Flusse im jetzigen Staate Maine wohnte, heimbrachten. Unterwegs waren sie zu einem anderen Mohawk-Trupp gestoßen, der gleichfalls aus dem Nordosten heimkehrte und Gefangene mit sich führte. Und so sahen denn die jubelnden Bewohner Gandawaga's am Abend des Charfreitag zweiundvreißig Indianer aus feindlichen Stämmen ihrer Blutgier preisgegeben.

Ueber dem schleunigst inscenirten Siegesfest vergaßen sie des Missionärs wie auch Chuiska's völlig. Sie bekundeten eine heilsame Scheu vor dem ersteren; denn wie das Niederfallen jenes Blitzes auf der Insel im St. Petri-See, so wurde von den Wilden nun auch die Rückkehr des todtgeglaubten jungen Kriegers und seiner Genossen der Zaubermacht Ondesonk's zugeschrieben, und vergebens suchte derselbe dieses Hexenkunststück von sich abzuwälzen.

Auch Chuiska ward von nun an allgemein gefürchtet und gemieden. Außer ihrem Nährvater, der seinen Liebling nach der überstandenen Todesgefahr nur noch um so lieber hatte, und außer der edlen Wagawalla, welche das geheimnißvolle Band des Glaubens an die sinnige Mohawk-Jungfrau knüpfte, wagte niemand sich derselben zu nähern. Ihr war das indeß hochwillkommen; denn der Verkehr mit den Stammesgenossen hatte sie niemals erfreut, und seit sie Ondesonk's beseligender Lehre Ohr und Herz geöffnet, war ihr dieser Verkehr immer widriger geworden.

Seit dem Charfreitag war jedoch noch eine weitere Veränderung in dieser hochbegnadeten Jungfrau vorgegangen; im Angesichte des Todes war jede irdische Regung in ihrem Herzen erstorben; nunmehr wußte sie, was ihr den Missionär so unaussprechlich lieb machte: er führte sie dem ewigen Glücke zu. Gleich bei der ersten Begegnung mit P. Jogues wurde sie auf ihren dringenden Wunsch mit Wagawalla zusammen getauft.

16. Bei den Holländern.

Den Mohawks neigte sich das Kriegsglück, nachdem es ihnen im vorigen Jahre abhold gewesen, in diesem Frühjahre ganz entschieden zu, und zu Gandawaga war der grausigen Siegesfeste kein Ende. Massenhaft wurden Airesloi Menschenopfer dargebracht, und mit jedem Unglücklichen, der dem Dämon geweiht wurde, stieg die Blutgier und Grausamkeit der Wilden. Am Pfingstfeste kehrte eine sehr starke Bande heim, die mehrere Algonquin-Dörfer

überfallen und massenhaft Gefangene gemacht hatte. Es befanden sich viele Frauen und Kinder darunter, die zum größten Theil als Sclaven vertheilt wurden; einige derselben verurtheilte man jedoch zum Pfahle.

Dieses Loos traf auch eine Algonquin-Squaw, die buchstäblich auf einem Holzstoße gebraten, in Stücke geschnitten und aufgefressen wurde. Die Unglückliche ward von dem Missionär gerade noch getauft, als die Flammen ihre Füße schon umzüngelten. Furchtlos schritt der Jesuit durch die Reihen der Gefangenen, belehrend und tröstend trat er an sie heran und taufte die sich Bekehrenden. Die Mohawks aber ließen ihn ruhig gewähren; denn sie fürchteten seine Zaubermacht.

Endlich trat nach dem Johannis-Tage eine Pause in den Kannibalen-Gelagen zu Gandawaga ein, und mehrere Häuptlinge der im Frühling ausgezogenen Kriegsbanden ließen durch Läufer dem Sagamore melden, daß bis zu ihrer Rückkehr eine geraume Zeit verstreichen werde; denn die Huronen seien mit Macht ins Feld gerückt, um die Zugänge nach den französischen Ansiedelungen frei zu machen. Auch hatten sich mehrere Algonquin-Stämme zwischen dem Ottawa-Flusse und Trois-Rivières mit den Wyandottes [1]) vereint, und die letzteren hatten nun, da auch andere den Franzosen freundliche Stämme den Tomahawk aufgruben, die am Connecticut hausenden Sokokis, welche schon im vergangenen Herbst mit den Algonquins in Fehde gelegen, aufs neue aufgehetzt. So war der Vernichtungskrieg unter den rothen Männern von den See'n bis zum Meere hin entbrannt, und P. Jogues, der gar manches über die Kriegspläne der Irokesen erfahren hatte, was den Franzosen in hohem Grade werthvoll sein mußte, beschloß nun sich die Erlaubniß zu einem Besuche bei den Holländern zu erbitten, um von Renselaerswyk aus einen Brief an

[1]) Wyandottes oder Wendats werden die Huronen von vielen Geschichtschreibern genannt. Der Name „Huronen" wurde ihnen von den Franzosen beigelegt.

Monsieur Chaussoir, den gegenwärtigen Gouverneur von Trois-Rivières und seinen einstigen Reisegefährten von Frankreich nach Canada, zu expediren und auch seinen Ordensbrüdern Kunde von sich zu geben.

Schon im Frühjahr hatte er auf den weißen Vorsatzblättern seiner beiden Bücher mit Beerensaft und dem eigenen Blute den Seinigen in Neu-Frankreich geschrieben und durch adoptirte Huronen, die auf den Kriegspfad zogen, diese Nachrichten abgesandt. Die Briefe waren, wie es damals häufig geschah, am St. Lawrence-Ufer an weithin sichtbare Büsche gesteckt worden, um von Vorbeifahrenden weiter befördert zu werden; aber sie schienen nicht an ihre Adressen gelangt zu sein; deshalb wollte denn der Jesuit durch die Holländer ein neues Lebenszeichen und mit demselben auch die oben erwähnten hochwichtigen Nachrichten nach Neu-Frankreich abschicken.

Wagawalla erklärte sich freudig bereit, ihn nach Rensselaerswyk ziehen zu lassen; sie gab ihm jedoch zu bedenken, daß der Sagamore ihm schwerlich gestatten werde, allein dorthin zu gehen, und daß immer noch eine Woche verstreichen müsse, ehe Mohawks nach der Ansiedelung zögen, um Nothwendiges einzutauschen.

Die kluge Frau hatte richtig gemuthmaßt. Bunte Schlange gab nach längerem Zögern seine Einwilligung, knüpfte aber die von der Squaw vorausgesehene Bedingung daran, und Jogues mußte sich geduldig fügen. Es drängte ihn, den Gouverneur zu Trois-Rivières vor drohender Gefahr zu warnen. Da noch vor seiner Abreise nach dem Cohotatea ein Algonquin, der schon längst zu den Mohawks zählte und sich stets freundlich gegen ihn gezeigt hatte, mit einem Kriegertrupp nach dem St. Lawrence abging, so benutzte der Priester diese ihm rechtzeitig kundgewordene Gelegenheit, um auf dem einzigen unbeschriebenen Vorsatzblatte, das sich noch in seinen Büchern befand, das Nöthigste [illegible] Wichtigste niederzuschreiben. Der Algonquin sollte diese Mittheilung an einen Uferbusch am Großen

Strome hängen, der nun, wie er selbst gesehen haben wollte, von den großen ‚Flügel-Canoes' der Bleichgesichter stark befahren werde. Dieser Brief aber wurde gar vielen verhängnißvoll.

Endlich ging des Paters Herzenswunsch in Erfüllung. Die Handels-Expedition der Mohawks fuhr nach Renselaerswyk in zwei Canoes ab, und Jogues ward ihr als Dolmetscher beigegeben. Vorher aber hatte er dem Sagamore versprechen müssen, gut zu den Bleichgesichtern zu reden, damit sie den rothen Männern freundlich gesinnt blieben. Der schlaue Sachem sandte dem Feldhauptmann van Curler, der den Wilden als die höchste Respectsperson am Cohotatea galt, einen Wampum-Gürtel als Zeichen seiner Freundschaft, und Ondesonk sollte dem großen Häuptlinge der Bleichgesichter dieses Geschenk mit einer entsprechenden mündlichen Botschaft überreichen.

Die Fahrt war herrlich, und des Priesters Herz quoll über vom Preise Gottes. Sanft glitten die Rindenkähne auf der raschströmenden, krystallhellen Fluth dahin zwischen malerisch schönen Ufern, die sich an einigen Stellen bis auf Pfeilschußweite einander näherten und bald aus verschiedenfarbigem Gestein, das sich oft mehr als hundert Fuß über die Wasserfläche erhob, bald aber aus dicht bewaldeten Niederungen bestanden, deren Riesenbäume ihre dunkeln Schatten weithinein in die hellglänzende Fläche des Flusses warfen. Einige Stromschnellen waren zu passiren, was jedoch ohne Gefahr geschehen konnte; nur an einer Stelle mußten die Canoes eine Strecke weit getragen werden, weil dort der Fluß einen mehrere Fuß hohen Fall hat und mit größeren und kleineren Felsen besäet scheint.

Ohne Unfall erreichten die Reisenden den Cohotatea, und am zweiten Nachmittage bekamen sie die ursprünglich von den holländischen Colonisten bebaute und befestigte Insel in Sicht, hinter welcher Renselaerswyk lag.

Als sie heranfuhren, ertönte von der Insel die Auf-

forderung zu halten, und sofort fuhr aus den Uferbüschen ein mit Arkebusieren besetztes Boot hervor, das dieser Aufforderung Nachdruck gab. Dem Befehle wurde Folge geleistet; denn die Wilden kannten diesen Vorposten und wußten, daß demselben der strenge Befehl ertheilt war, kein Fahrzeug ungeprüft vorüber zu lassen. Der Unterofficier, welcher dieses Piquet befehligte, glotzte den Missionär mit neugierigen Augen an, — er mußte in ihm seiner Kleidung nach einen fremden Waldläufer vermuthen — guckte dann in beide Canoes und erkundigte sich nach dem Geschäft, das die Ankömmlinge nach Rensselaerswyk führe. Dabei wußte er ihnen zu erzählen, daß der gestrenge Herr Commandant dort anwesend sei, und ließ die unschädlich befundenen Wilden und ihren wettergebräunten weißen Begleiter passiren.

Unmittelbar oberhalb der Insel lag Fort Oranien, das jedoch erst sichtbar ward, als die Canoes in den rechten Flußarm einliefen. P. Jogues hatte sich von diesem Werke, das man ihm so häufig genannt, eine weit größere Vorstellung gemacht: es erschien ihm nun erbärmlich klein, und die beiden Schildwachen, welche die vorübertreibenden Canoes mit weit aufgerissenen Augen anstierten, sahen viel mehr friedliebenden Spießbürgern denn kriegsmuthigen Schirmern dieser Vorhut europäischer Civilisation gleich. Nach einige Ruderschläge, und Rensselaerswyk trat vor das Auge des Missionärs. Die Ansiedelung entsprach seiner Erwartung; nur wunderte er sich über die weite Ausdehnung der kleinen Ortschaft, deren dreißig Block- und Bretterhäuser sich unverhältnißmäßig lang am Flusse hinzogen; später freilich erfuhr er, daß dies durch den schlechten Boden bedingt wurde, der sich nur an einzelnen Stellen bebauen ließ. An der Landung lagen zwei Segelbarken von je hundert Tonnen Gehalt, deren eine gerade geladen wurde.

Das Erscheinen der Canoes wurde vom Ufer aus durch einen Böllerschuß signalisirt, und als sie anlegten,

hatte sich bereits eine Schaar Neugieriger versammelt. Der behäbige Seneschall schritt als Wächter der öffentlichen Sicherheit den Ankömmlingen entgegen und wollte sich eben bei dem Missionär mit Aufbietung seiner vollen Amtswürde nach ihrem Begehr erkundigen, als ein französischer Ruf, welcher aus der Schaar der Neugierigen erklang, ihn stutzen machte.

„Ach, mein Pater! mein guter Pater! Welch ein Glück, Euch hier zu sehen!" erscholl es, und im nächsten Augenblicke stand der wackere Haustrer vor dem Jesuiten.

„Renard! Welche Angst habe ich um Euch ausgestanden! Ich hörte zwei Schüsse fallen, als Ihr mich kaum einige Minuten verlassen hattet. Und was sehe ich! Euer linker Arm ist noch verbunden?" entgegnete der Missionär erschreckt.

„Das hat nichts zu bedeuten, mein Pater! Ich erzähle Euch zu gelegener Zeit den ganzen Hergang. Es war nur eine gegenseitige Abschlagszahlung. Laßt erst unseren Seneschall seines Amtes walten! Sagt Ihm, woher Ihr kommt, was Ihr wollt, wie lange Ihr Euch aufzuhalten gedenkt, und wohin Ihr von hier Euch begebet! Das schließt natürlich die Rothhäute ein."

Der Sicherheitswächter hatte inzwischen die Störung, die Renard's unceremonielles Dazwischentreten in seinem sehr langsam und bedächtig arbeitenden Denkapparat angerichtet hatte, überwunden; würdevoll trat er nun an den Missionär heran und fragte im strengsten Dienstione: „Wo kommen wir her? he? — Was wollen wir in der guten Stadt Renselaerswyk? he? — Wohin werden wir uns von hier begeben? he? — Dem Seneschall muß Rede und Antwort gestanden werden! Hier wird nicht ein jeder so mir nichts dir nichts geduldet. Wir müssen uns ausweisen können! he?"

Bereitwilligst gab der Jesuit alle gewünschte Auskunft; aber er verschwieg seinen wirklichen Stand und deutete auch Renard an, er möge ihn nicht weiter verrathen.

Der Seneschall, der außer den Generalstaaten kein civilisirtes Land auf Gottes Welt kannte und sich nicht herbeilassen mochte, für halbe oder ganze Barbaren irgend welches Interesse zu bekunden, hatte seine Sprachkenntnisse stets innerhalb der Grenzen seines engeren Vaterlandes gehalten und verstand nur den holländischen Dialekt seiner Heimat; er wußte somit auch von der kurzen französischen Unterhaltung, die man zuvor in seinem Beisein gepflogen, gerade so viel, als hätten die Mohawks in ihren rauhen Kehllauten zu einander gesprochen. „Also zwei Tage wollen wir uns in der guten Stadt Renselaerswyk aufhalten? he? Das will ich gelten lassen. Bleiben wir jedoch länger, so wird das sofort gehörigen Ortes gemeldet. Der Seneschall versieht seinen Dienst pünktlich und duldet keine Liederlichkeit, oder Saumseligkeit, oder gar Gesetzumgehung und Verachtung der Obrigkeit. Verstanden? he?"

„Euerer Weisung soll pünktlich Folge geleistet werden," versicherte der Priester, der sich kaum des Lachens erwehren konnte, als die behäbige Respectsperson ihren hohen Rohrstock mit dem mächtigen silbernen Knopfe voll unnachahmlicher Würde weiter setzte und gravitätisch einer nahen Tabagie zuschritt, um sich nach dieser dienstlichen Anstrengung verdientermaßen zu erquicken.

Die Mohawks, welche den Priester begleiteten, mußten den Renselaerswyker Büttel, der den besser klingenden Titel Seneschall führte, wohl für einen großen Häuptling oder Sachem gehalten haben; denn sie blickten ihm mit einer gewissen Scheu nach und brachen erst ihr Schweigen, als der Haustrer sie begrüßte und freundlich nach ihrem Begehren fragte.

Sie wollten so rasch als möglich ihr Tauschgeschäft abmachen und schon am andern Tage mit einem Canoe und den erhandelten Waaren die Rückfahrt antreten. Zwei von ihnen waren bereit, mit ihrem Kahne noch länger auf Ondesonk zu warten. Das erzählten sie dem gefälligen Frager, und dieser führte sie auch unverzüglich zu

Peter Vleeten; denn er selbst besaß keine für die Ortschaft giltige Handels-Licenz, obschon dieselbe niemandem verweigert wurde, der nicht als ein grundschlechter Mensch bekannt war. Renard hatte eben nur am Hausirhandel seine Freude.

Peter Vleeten hatte diese Wendung vorausgesehen; denn als er den befreundeten Lothringer mit den Indianern im Gespräch sah, wußte er sofort, daß diese willkommenen Kunden, an denen immer doppelt zu verdienen war, ihm zugeführt würden. Deshalb hatte er sich auch eine lange, blendend weiße Kalkpfeife aus dem Laden geholt und hielt dieses holländische Kalumet für die nahenden rothen Männer mit dem besten Kanaster gefüllt, um sie willkommen zu heißen und seiner Freundschaft zu versichern.

Des Missionärs wurde er erst gewahr, als derselbe ganz nahe herangekommen war. Ihn täuschte die äußere Erscheinung des Jesuiten nicht, sondern er vergaß seiner Würde als Handelsher mitsammt seiner niederländischen Bedächtigkeit, eilte dem in Renselaerswyk so oft genannten und so viel bedauerten Manne mit ausgestreckten Armen entgegen und rief: „Ihr seid der Monsieur Jogues, der katholische Priester, den die Mohawks gefangen haben vor schier drei Vierteljahren! Gewiß seid Ihr's, das sieht man ja schon Eueren Händen an! Nun seid dem Peter Vleeten von Herzen willkommen und tretet unter sein Dach! Katholisch sind wir hier eben nicht, aber das macht ja bei einem Manne wie Ihr nichts aus. Ihr gehet ja auch zu den Heiden, den Rothhäuten, die nur an Götzen glauben: da darf Euch auch ein nichtkatholischer Christ freundlich die Hand drücken. Glaubt es nur, Euer Schicksal ist nicht blos dem Peter Vleeten, sondern noch vielen anderen in Renselaerswyk und Neu-Amsterdam zu Herzen gegangen. Den Tag streiche ich im Kalender roth an; denn das ist und bleibt mir ein Freudentag. Nun tretet aber ein unter mein Dach und nehmt mit schlichter niederländischer Gastfreundschaft fürlieb!"

„Von Herzen Dank! Solch ein warmes Wort thut wohl, gar wohl; Gott segne Euch dafür!“ entgegnete der Priester, der eines solchen Empfanges, trotz seiner guten Meinung von den Holländern, nicht gewärtig gewesen war, und folgte dem voranschreitenden Kaufmanne durch den geräumigen, mit allerhand Waaren vollgepfropften Laden und das niedrige Comptoir in eine Art Empfangs- und Schankzimmer, das für distinguirte Kunden und abends auch wohl für die Honoratioren des Ortes bestimmt war. Dort mußte der Missionär in einem hochlehnigen gepolsterten Armstuhle am blendend weiß gescheuerten Tische Platz nehmen, indeß sein geschäftiger Wirth dem Ladenpersonal die nöthigen Weisungen bezüglich der mitgekommenen Mohawks zu geben und diese ersten menschlichen Rothhäute — so drückte er sich selber aus — freundlich zu bedienen hatte. Er beeilte sich sehr, und als Renard, der den Dolmetscher machte, ihm die Versicherung gab, daß seine Anwesenheit im Laden nicht mehr unumgänglich nothwendig sei, lief er spornstreichs in das Wohnhaus hinter dem Geschäftslocale und befahl, schleunigst einen Imbiß zu bereiten, so gut als Küche und Keller ihn nur gestatteten, und die gleichzeitig als Staatszimmer dienende Wohnstube so rasch als möglich aufs beste herzurichten.

Frau Vleeten schüttelte zu der unerhörten Weisung ihres sonst so phlegmatischen Gatten verwundert den Kopf, zupfte die Schleifen und Rüschen ihrer Haube vor dem einzigen Spiegel zurecht und fragte langsam und bedächtig: „Aber, Peter, wem gilt denn all diese Ehre? Wer ist denn unter Mynheer Vleeten's Dach eingekehrt, daß mein ruhiger Ehegemahl in solche Aufregung geräth, wie sie wohl noch niemand, der ihn von Kindesbeinen an kennt, bei ihm gesehen hat?“

„Das soll alles an den Tag kommen, wenn es so weit ist, Marianne! Laß nur sogleich alles besorgen, wie ich's angeordnet, und schone mir Küche und Keller nicht! Fehlt irgend etwas, das sonstwo in Nenselaerswyk zu haben

ist, so laß es holen und feilsche nicht um den Preis! Ein seltener Gast ist bei uns eingekehrt, und wahrscheinlich haben wir in einer kleinen Weile den Herrn Prediger, den Herrn Feldhauptmann und unseren alten Freund Jakob Jansen auch hier. Auch Thomas Renard rechne zu den Gästen!"

„Ja, — aber, Peter!"

„Nichts da! Kein Aber und kein Peter! Es muß sein, und rasch sein, und genau so muß es sein, wie ich's gesagt habe, Marianne! Die Erklärung kommt später."

„Nun ja, aber ich wäre doch nicht Mynheer Peter Vleeten's Ehegemahl, wenn ich nicht wissen dürfte, was im Hause vorgeht! Dem rothhäutigen Volk, das vor einem Weilchen mit Thomas, dem Hausirer, ankam, soll doch kein Mahl bereitet werden, zu dem Küche und Keller das Beste liefern müssen?"

„Marianne, das Reden nützt nichts. Wenn's Zeit ist, thu' ich den Mund auf, eher nicht; denn sonst wüßte in einer Viertelstunde ganz Renselaers . . ."

„Aber, Peter, hältst Du mich denn für eine solche Plaudertasche?"

„Plaudertasche hin, Plaudertasche her, Weiber sind Weiber! Ganz Renselaerswyk liefe mir ja das Haus ein, wenn's brühwarm ausposaunt würde, daß der französische P. Jogues, den die Mohawks im letzten Spätsommer gefangen und so ganz barbarisch gequält und schon ein paar Mal haben umbringen wollen — beim Peter Vleeten eingekehrt ist. Da ist mir nun mein Geheimniß doch über die Zunge geschlichen!"

„Der katholische Franzose ist hier! Ei, ei! Ja, den Mann muß ich mir auch ansehen."

„Später, Marianne! Zuerst richte an und halte hübsch den Mund! Ich muß nun wieder hinüber und den Moritz zum Herrn Commandanten und den übrigen schicken."

„Geh nur, Peter! Es soll alles besorgt werden. Auf meine Verschwiegenheit kannst Du bauen."

Mynheer Peter ging; aber auf Frau Mariannens Verschwiegenheit baute er nicht sonderlich. Jedoch ließ Geschehenes sich nicht ungeschehen machen, deshalb entsandte er auch schleunigst sein Factotum Moritz mit Einladungen an die vorgenannten Honoratioren, daß sie das große Ereigniß nicht zuerst durch geschwätzige Neuigkeitsträger erführen.

Der Missionär war hocherfreut, daß ihm so bald schon Gelegenheit gegeben werden sollte, den Machthaber von Rensselaerswyk persönlich kennen zu lernen, und er dankte seinem gastfreundlichen Wirthe herzlich für sein ganzes Arrangement. „Ließe es sich einrichten, daß ich den guten Renard vor dem Eintreffen des Herrn Feldhauptmanns sprechen könnte, so wäre mir das sehr erwünscht," bemerkte er, als Peter Vleeten andeutete, er müsse sich nun auch ein wenig mit den Mohawks beschäftigen; „ich möchte von ihm Einiges, das von Wichtigkeit ist, erfahren."

„Sehr gut, Monsieur! Thomas wird es auch lieb sein, eine Weile ungestört mit Euch zu plaudern, und ich kann unterdessen meine Kunden bedienen. Ihr werdet es ja wissen, daß auch diese Rothhäute ihr Theil Ehrgeiz haben und es übel vermerken, wenn man sich nicht selbst um sie kümmert," entgegnete der Kaufmann; dann nahm er einem Ladendiener den Wein und die Früchte ab, welche dieser zur Erfrischung hereinbrachte. „Ein Gläschen trinken wir jedoch zuerst auf Euere glückliche Ankunft, Monsieur! Das dürft Ihr nicht verweigern," fuhr er fort, und der Fremde mußte sich in das Unvermeidliche fügen.

Mynheer Vleeten ging dann zu den Mohawks, und der Lothringer nahm seine Stelle bei dem gefeierten Gaste ein.

„Erzählt mir schnell, wie Ihr damals mit Bouffet gefahren seid, und wie derselbe hier steht, auf daß ich weiß, ob und wie ich seiner in des Commandanten Gegenwart erwähnen darf," begann der Missionär, als der Lothringer sich zu ihm gesetzt hatte.

„Darf ich Euch rathen, so redet wenig von der Canaille, — entschuldigt den Ausdruck, mein Pater! Hier heißt der Kerl schlechtweg Jan. Er steht in üblem Rufe, niemand trauet ihm und van Curler am wenigsten. Aber der Feldhauptmann hat den verschmitzten Burschen oft nöthig und mag nicht mit ihm brechen, so lange er nicht vollgiltige Beweise für seine Doppelzüngigkeit hat," belehrte Renard. „Mir ist es auch lieber, wenn der Feldhauptmann nicht allzu schroff gegen diesen Verräther auftritt, bis ich ganz genau weiß, ob ich auf der richtigen Fährte bin. Ich bedarf dazu eines genauen Signalements, das täglich aus Quebec eintreffen kann. Ist das erst in meinen Händen, dann soll mir der alte Fuchs in die Falle gehen und nach Recht und Gesetz den Proceß gemacht bekommen. Wittert er aber, daß man auf ihn fahndet, dann macht er sich aus dem Revier fort, verwischt seine Spur und richtet neues Unheil an."

„Haltet Ihr denn diesen Waldläufer für so gefährlich, Renard?"

„Ob ich ihn für gefährlich halte? Ich sollt' es meinen! So lange Bouffet auf freien Füßen ist, wird's am St. Lawrence nicht Ruhe geben, und Ihr selbst seid keinen Augenblick Eueres Lebens sicher. Ein Menschenleben gilt ihm nicht mehr als ein Fuchsbalg, — das hat er zur Genüge bewiesen. Außerdem habe ich auch einen Schwur, den ich vor Jahren geleistet, zu erfüllen. Darnach fragt mich jedoch jetzt nicht weiter; denn erst, nachdem Bouffet unschädlich gemacht ist, darf ich das Siegel von meinem Munde nehmen."

„Ich kann Euch nur ermahnen, daß Ihr bei allem, was Ihr in dieser dunkeln Angelegenheit thun möget, Euerer heiligen Christenpflicht eingedenk bleibet und Euch nicht vermesset, dem Gange der Vorsehung vorgreifen zu wollen! Die Rache ist mein! spricht der Herr."

„Ich will so handeln, mein Pater, wie ich's vor Gott verantworten kann. Unterstützt mich durch Euer frommes

Gebet! — Nun aber laßt mich erzählen, was sich ereignete, als ich Euch in jenem Wald am See verließ. Ihr entsinnt Euch wohl noch, daß ich dort Unheil in den Cedernbüschen witterte. Nun, ich irrte mich nicht. Rothe Hand hatte hier im Hinterhalt gelegen und uns beobachtet, bis ich auf das Gebüsch aufmerksam wurde. Wie der Schurke dahin kam, und was er eigentlich im Schilde führte, weiß ich nicht. Möglich, daß er meine Fährte kreuzte und mir nachschlich; wahrscheinlicher aber, daß er Euch schon vor meiner Ankunft aufgespürt hatte und Euch unbemerkt aus dem Wege räumen wollte."

„Weshalb aber haßt mich dieser Mensch so grimmig, daß ihn nach meinem Blute dürstet?"

„Weil er sich hier in Rensselaerswyk den Anschein gab, als habe er für Euch und Euere Leidensgefährten ein reges Interesse. Als Bouffet die Nachricht von Euerer Gefangennahme hierher brachte, — und dabei muß er sich sehr gesputet haben, weil er schon vor Euerer Ankunft in Gandawaga hier war und als ein Augenzeuge von dem Unglück auf der Puter-Insel im St. Petri-See erzählte — hatte der Feldhauptmann van Curler ihn sofort zu den Mohawks gesandt, um für Euch und die anderen ein Lösegeld zu bieten und alles bei den Wilden daran zu setzen, daß sie keinem der drei Weißen ein Leid zufügten. Ihr selber wißt, wie Jan sich dieses Auftrages entledigte. Nun wurde aber auch neulich noch in einem Brief aus Quebec berichtet, daß ein weißer Jäger, der sich Henri Simon nannte, die erste Kunde von Eurem Mißgeschick nach Trois-Rivières brachte und in dem dortigen Missionshause eine erkleckliche Geldsumme erhob unter dem Vorgeben, sie zur Bestechung einiger Häuptlinge und Sachems im Mohawk-Lande zu verwenden. Ihr alle solltet dadurch freigestellt werden, bis die Unterhandlungen, welche der Schwindler ebenfalls einleiten wollte, so weit gediehen seien, daß der Loskauf erfolgen könne. In Trois-Rivières hat man inzwischen von diesem menschenfreundlichen Henri

Simon nichts mehr erfahren, und da man auch sonst keine Nachricht von Euch erhielt, ließ man durch die Quebeker Behörden bei dem Gouvernement in Neu-Amsterdam anfragen, wie die Sachen ständen. Gouverneur Kieft schickte den Brief hierher, und der Herr Feldhauptmann, dessen besonderen Vertrauens ich mich rühmen darf, zeigte mir das Schreiben und sprach mir die Vermuthung aus, daß Jan ihm und den Herren zu Trois-Rivières einen Schurkenstreich gespielt habe. Dieser hatte sich nämlich, nachdem er von hier als Unterhändler zu den Mohawks geschickt worden war, mehrere Monate lang nicht blicken lassen, und der Herr Commandant, der dann selbst nach Gandawaga fuhr, konnte von den Rothhäuten nichts Weiteres über ihn erfahren, als daß er dort gewesen, ein Lösegeld von den Holländern in Aussicht gestellt habe und wieder fortgegangen sei. Als die Herren von Gandawaga zurückkamen, fanden sie den Bouffet hier in Rensselaerswyk, und der Herr Feldhauptmann nahm den verdächtigen Patron sogleich unter vier Augen scharf ins Gebet; er gewann jedoch keinen Anhaltspunkt, der seine Verhaftung gerechtfertigt hätte. Wie Bouffet sich herauslügen konnte, das ist mir noch immer unklar."

„Das klingt ja fast unglaublich, guter Renard!"

„Unglaublich und doch bis auf den Punkt über dem i wahr, mein Pater."

„Dann müssen auch meine Briefe, die ich von Gandawaga aus schrieb, verloren gegangen sein."

„Oder in Bouffet's Tasche stecken."

„In Bouffet's Tasche?"

„Ja, mein Pater. Der Hennegauer, der sonst sehr mäßig im Trinken zu sein pflegt, guckte hier in der Tabagie vor einiger Zeit ein Bischen zu tief ins Glas und zeigte bei der Gelegenheit einige mit rothbrauner Schrift bedeckte, offene Blätter; er sagte dabei triumphirend, sie seien — nehmt's nicht für ungut, daß ich seine eigenen Worte wiederhole! — von einem elenden Jesuiten he-

schmiert worden und anstatt an ihre Adresse in seine Kugeltasche gewandert. Begreift Ihr nun, mein Pater, daß dieser Bouffet auf Euere Beseitigung bedacht ist?"

„Begreifen läßt sich das schon, Renard; aber ich würde doch nie als sein Ankläger auftreten."

„Solche Großmuth würde ein Mensch wie dieser Bouffet nicht fassen und noch weniger als Bürgschaft für seine Sicherheit gelten lassen. Dafür ist er viel zu verworfen. Nun hört kurz, ehe Peter Vieten wiederkehrt, das Ende meines Abenteuers! Hier weiß nämlich niemand, wie ich zu der Fleischwunde im Arm gekommen bin, und mir ist's auch lieber, die Affaire bleibt vorderhand noch vertuscht. Also, ich fand Bouffet's Spur in jenem Cederngebüsch, setzte ihm nach und bekam ihn auch einige hundert Schritte weiter zu Gesicht; aber im nämlichen Augenblick, gleichsam zur Bestätigung meiner Entdeckung, hatte ich dieses Loch im Arm, und gleich darauf wieder erhielt ich Gelegenheit, dem hastig ladenden Buben mein Blei hinüberzusenden. Der Wunde halber war ich meines Schusses nicht ganz sicher, aber weggeworfen habe ich die Kugel doch wohl nicht; nur hat sie dem Meuchelmörder nicht auf dem richtigen Fleck gesessen: sie wird gestreift haben. Nach dem Schusse deckte ich mich natürlich sofort hinter einem Baume, füllte schnell wieder Pulver und Blei in den leeren Lauf und mußte in ohnmächtiger Wuth zusehen, wie Jan von Baum zu Baum sprang und sich in Sicherheit brachte. Das Loch im Arm blutete zu stark, als daß ich ihm hätte nachsetzen können. Seit der Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen und auch nichts mehr von ihm gehört. Das ist meine Geschichte."

„Grauenhaft, Renard, das ist grauenhaft! Wie können nur Menschen, und obendrein Christen, solch ein frevles Spiel mit dem Leben treiben! Euch kann ich nicht tadeln; denn Ihr schosset aus Nothwehr und werdet auch fürder aus keinem andern Grunde Euer Feuerrohr auf den Waldläufer richten, — versprecht mir das, Renard!"

Der Lothringer schaute schweigend zu Boden, und der Priester fuhr dringender fort: „Ihr müßt mir das versprechen, Renard! Ueberliefert den Missethäter der Gerichten, aber taucht Euere Hände nicht in sein Blut!"

„Mit Vorbedacht schieße ich den Schurken nicht todt, mein Pater. Nein, ich will nicht nach seinem Leben trachten, wenn ich's nicht zu meiner oder anderer Sicherheit nehmen muß. Aber Bouffet muß nicht weiteres Unheil anrichten wollen, wenn ich um den Weg bin; das muß er nicht versuchen, mein Pater, sonst stehe ich für nichts. Das Leben in der Wildniß hat mich hart und rauh, nicht aber mordlustig gemacht; das stille Erdulden von Unrecht ist nicht meine Sache, darin bin ich ein Anfänger geblieben. Hätte Jean Bouffet einst in einer fürchterlichen Stunde auch nur einen Funken von Menschlichkeit gezeigt, so stände es heute wohl viel anders um mich. Aber er hatte damals das Herz eines Tigers, mein Pater! Ja, das Herz eines Tigers schlug in seiner Brust und — schlägt noch darin! Mit Blut schrieb er den Schuldschein, den er einlösen soll."

Wie Wetterleuchten zuckte mächtiger Groll über das Gesicht des Lothringers, der nun ans Fenster trat und seine Aufregung gewaltsam niederkämpfte. Der Priester schüttelte stumm den Kopf. Renó's Worte: „Auf einen Mord mehr kommt es Dir ja nicht an, Du feiger Bandit!" kamen ihm wieder in den Sinn, und eine dunkele Ahnung, daß ein Zusammenhang bestehe zwischen der Anklage des Oblaten und der geheimnißvollen Andeutung Renard's, dämmerte in ihm auf. Ihm blieb jedoch nicht Zeit zu weiterem Grübeln; denn draußen wurden Stimmen laut, und Peter Bleeten trat mit drei Herren ins Gemach, dem Renard nun rasch eneilte.

„Gott zum Gruß!" rief der vorderste der Eintretenden, den seine Uniform als den Platzcommandanten kenntlich machte, „Gott zum Gruß, Monsieur! Also endlich wird mir die Freude, Euch in Neufchateau begrüßen zu

können? Hätte es wahrhaftig schon längst gern gethan, aber die rothen Hallunken hielten Euch versteckt, als wir Euch in Gandawaga besuchen wollten. Ich heiße van Curler und habe die Ehre, in Fort Oranien zu commandiren. Nun laßt mich auch gleich meine Freunde vorstellen! Hier ist unser wackerer Pastor, Mynheer Dominicus Megapolensis, und hier führe ich Euch den Kaufherren Mynheer Jakob Jansen zu — lauter kreuzbrave Männer, die es wohl mit Euch meinen, Monsieur. Eueren Namen brauche ich ihnen nicht zu nennen, den kennt in Rensselaerswyk ein jedes Kind."

Der derbe Kriegsmann hielt des Jesuiten Hand, die er ohne Umstände ergriffen hatte, wie in einem Schraubstock und wurde in seiner Freude gar nicht gewahr, daß der also Bewillkommte vor Schmerz die Zähne aufeinander preßte, bis der Prediger ihn erlöste, indem er ihn herzlich umarmte und tief bewegt sagte: „Dulder um Christi willen, seid gegrüßt!"

„Willkommen in Rensselaerswyk!" rief Mynheer Jakob Jansen, sobald er einer Hand des Missionärs habhaft werden konnte, die er minder fest, nicht aber minder herzlich drückte, als der Feldhauptmann es gethan.

„Wenn's so fortgeht, läuft uns der Monsieur Jogues schnurstracks davon und schickt eine Beschreibung der niederländischen Tortur nach Frankreich," lachte Peter Vleeten.

„Wie kann ich diesen herzlichen Empfang, diese innige Theilnahme vergelten?" fragte der erschütterte Jesuit. „Gott allein kann Euch lohnen, was Ihr an mir thut."

„Gottes Lohn geht über Menschendank!" bekräftigte der Feldhauptmann, und er ließ sich so wuchtig auf der Bank am Tische nieder, daß sie in allen Fugen krachte. „Schenkt einmal ein, Peter, und laßt uns die neue Freundschaft mit edlem Rebensaft begießen, damit sie gedeihe! Mahrenelement, so etwas erlebt man nicht alle Tage!"

„Der Herr Feldhauptmann schießen allemal ins Schwarze," witzelte der geschäftige Kaufmann und Schank-

wirth. „Es soll dieses Ereigniß aber auch in der Familienchronik meines Hauses gebührend verzeichnet werden, und der Herr Pastor macht dann wohl ein zierliches Verslein dazu. Nur ein lateinisches darf's nicht sein; denn in den todten Sprachen ist noch kein Vleeten ein Meister gewesen. Hier ist der Ehrenpokal unseres Hauses, der wohl schon an die zweihundert Jahre in der Familie von Vater auf Sohn vererbt wurde; woher er stammt, weiß ich nicht, aber es ließe sich in der Familienchronik nachschlagen."

„Laßt das nur hübsch bleiben, Peter, und sorgt lieber dafür, daß unserem verehrten Gaste nach guter alter Sitte der Willkommtrunk credenzt werde! Dem würdigen Herrn Pfarrer gebührt dieser Ehrendienst," erklärte der Kriegsmann, indeß er die noch Stehenden durch eine Handbewegung zum Sitzen einlud.

Dem Missionär wäre eine stille, freundliche Begegnung mit dem Machthaber zu Rensselaerswyk bei weitem lieber gewesen als diese Ovation. Er hatte sich, als er Gandawaga verließ, alles in Rensselaerswyk ganz anders vorgestellt, und trotz des herzlichen Empfanges wollte es ihn bedünken, als könne er im Fall der äußersten Noth auf die Holländer doch nicht so fest zählen, wie Thomas Renard behauptet hatte. Aber er zählte ja auch nicht auf ihren Beistand für sich selbst und war heute eigentlich nur zu ihnen gekommen, um seinen Ordensbrüdern und Oberen von der verunglückten Expedition und seinem und seiner Gefährten Schicksal Kunde senden zu können.

Indessen wandelte sich des Feldhauptmanns stürmische Freude gar bald in gespannte Aufmerksamkeit, als der gefeierte Gast mit der Schilderung seiner Erlebnisse unter den Mohawks begann. Nicht lange sollte er jedoch ungestört darin fortfahren; denn Frau Marianne trat plötzlich ins Zimmer, auf ihren Gatten zu, und sagte mit hochrothem Antlitz und unverhohlenem Aerger: „Peter, das geht nicht! Das geht nun und nimmermehr an! Da mußt Du ein Machtwort sprechen! Das rothhäutige Gesindel

kommt mir nicht in die Stube und an den Tisch! Renaud meint zwar, sie fingen Krawall an, wenn sie nicht bald zu dem — — zu dem — — — nun, da sitzt er ja und kann's gleich selbst erfahren — und in Ordnung bringen. Ach, Du lieber Heiland, wie sehen aber seine Hände aus!"

Die Frau hatte ihre Beschwerde flugs vergessen, als sie der verstümmelten Finger des Missionärs ansichtig wurde, und Thränen des Mitleids füllten ihre Augen.

Der Missionär erhob sich und wartete wohl darauf, der Dame des Hauses vorgestellt zu werden. Da wurde aber die Thüre hastig aufgerissen, und der Hausirer eilte auf ihn zu, flüsterte ihm einige Worte in der Mohawk-Sprache ins Ohr und lief dann so schnell, wie er gekommen war, wieder hinaus.

„Meine Begleiter sind meinethalben beunruhigt und wollen mich sehen. Ich werde zu ihnen gehen und mit ihnen reden," erklärte der Jesuit und folgte dem Lothringer.

„Ach, Du großer Gott! Nun gibt's am Ende gar noch Mord und Todtschlag!" jammerte Frau Marianne und rang die Hände.

„Mord und Todtschlag! Bombenelement! Dieses Indianerpack wird doch wohl unter den Karthaunen von Fort Oranien und im Angesicht der Flagge der Generalstaaten zu bändigen sein," grollte van Curler, von seinem Sitze emporspringend und an sein Schwert schlagend, daß es klirrte.

„Es wird nicht so schlimm werden, Ew. Gestrengen," beruhigte der [illegible] Prediger. „Monsieur Jogues wird schon Ruhe und Friede stiften, ohne daß Ihr einschreitet."

„Das hoffe ich auch," bestätigte Mynheer Jansen; „aber es wäre doch wohl gut, wenn Freund Wieeten den Verlauf der Dinge draußen beobachten und uns dann Bericht erstatten wollte. Er weiß mit den Wilden so gut umzugehen."

„So? Mein Peter soll so mir nichts dir nichts sein Leben daran wagen?" zeterte Frau Marianne. „Peter,

daraus wird nichts, sag' ich! Du bleibst mir hübsch in der Stube, Peter! Du bist Familienvater, Peter! Ach, Du großer Gott, meine armen Kinder! Daß man auch so was erleben muß! Geht mir weg mit den Missionären! Wenn die sich braten und auffressen lassen wollen, so mögen sie das meinetwegen thun; aber mir sollen sie aus dem Hause bleiben! Ich kann solche Gäste nicht brauchen, die mich und meinen Mann und meine Kinder ins Unglück stürzen! Herr Feldhauptmann, lasset doch Euere Soldaten kommen und das indianische Gesindel festnehmen und ins Fort sperren, sonst gibt's ein entsetzliches Unheil! Huh! da kommen sie schon! Großer Gott, was fang' ich an?"

Wirklich wurde, ehe noch der Schreckensruf der Frau verhallt war, die Thür geöffnet, und P. Jogues trat mit zwei finster dreinschauenden Mohawks ins Gemach. Van Curler's Hand fuhr an den Schwertgriff, und die übrigen Weißen schaarten sich um die geängstigte Frau.

„Erschrecket nicht, meine Freunde!" begann der Missionär, indem er den Arm abwehrend nach dem kampfbereiten Officier ausstreckte. „Meine Begleiter werden niemanden ein Leid zufügen. Ich verließ sie vorhin im Laden, und mein Ausbleiben hat sie beunruhigt. Nun habe ich ihnen versprochen, nicht mehr von ihnen zu gehen."

„Ihr wollt bei den Kannibalen bleiben?" fragte van Curler erstaunt und setzte sich wieder.

„Ja, das habe ich ihnen versprochen," entgegnete der Jesuit; dann sprach er einige Worte zu den Mohawks, die sich darauf schweigend auf einer Bank in der Nähe der Thüre niederließen.

„Dann habe ich also meine Vorkehrungen zu dem Mahl vergebens getroffen," ließ sich jetzt Frau Marianne vernehmen, deren Muth wiederkehrte und die sich in ihrer Ehre gekränkt fühlte.

„Das hoffe ich nicht," wandte der Wirth ein; „die Rothhäute werden schon nichts dawider haben, wenn Monsieur Jogues mit uns einmal auf gesittete Art speist."

„Nehmt besser mit meinem Dank vorlieb, Mynheer!“ entgegnete der Gast; „mein einziger Wunsch ist, daß Ihr mir etwas Schreibzeug besorget, damit ich einen Hauptzweck meines Kommens erfüllen und meinen Brüdern in Neu-Frankreich melden kann, was uns seit unserer Abreise von Trois-Rivières widerfahren ist. Darnach verlangt mich sehr, und habe ich den Brief geschrieben, so bin ich zur Rückkehr nach Gandawaga bereit.“

„Aber, Mann! Ihr wollt Euch wieder freiwillig in die Hände dieser Wilden liefern, die jeden Augenblick in ihrer Mordgier über Euch herfallen können?“ rief der Prediger.

„Das erheischt meine Pflicht; mein Leben steht in Gottes Hand,“ erwiderte der Jesuit mit wunderbarer Ruhe.

„Wer hat Euch denn diese furchtbare Pflicht auferlegt?“ forschte Frau Marianne schüchtern.

„Mein Glaube, mein Beruf, mein in Gandawaga gegebenes Wort.“

„Da muß man wohl katholisch sein, um das begreifen zu können; denn mir will's nicht in den Kopf,“ platzte van Curler heraus.

„Kann man ohne Gefahr an den Kerlen dort vorüber gehen?“ fragte Frau Marianne ihren Mann mit einem scheuen Seitenblick auf die Mohawks, und sie enteilte unter seinem Schutze der Gaststube.

P. Jogues wandte sich nun zu seinen rothhäutigen Begleitern; er versicherte sie, daß er nur noch weniges zu besorgen habe und seinem früheren Plane zuwider gleich mit ihnen nach Gandawaga zurückkehren werde.

„Ondesonk redet weise. Affendase kann nicht mehr sagen, der Schwarzrock habe eine krumme Zunge, wenn er mit seinen rothen Brüdern ging und wiederkommt,“ entgegnete einer der Krieger, und sein Gefährte fügte mit einem vielsagenden Schielen nach dem Feldhauptmann hinzu: „Der Häuptling der Bleichgesichter kennt die Mohawks

nicht; sonst wüßte er, daß sie nicht wie Schlangen in die Wigwams ihrer Freunde schleichen, um sie zu verderben. Der weiße Häuptling soll nicht wieder nach seinem langen Messer greifen; denn unter diesem Dache ist das Kalumet geraucht worden, und der Große Geist weiß, daß seine rothen Kinder von den Bleichgesichtern wie Brüder aufgenommen sind."

„Meine Brüder sind sicher," entgegnete der Missionär. „Ondesonk wird nun thun, was er zu thun hat, und ehe noch der Whippoorwill [1]) zu rufen beginnt, wird er mit ihnen wieder im Canoe sitzen und ins Land der Ongwehonwe zurückkehren."

Zustimmend nickten die Mohawks, und der Jesuit ersuchte nun seinen Wirth nochmals um Schreibmaterial, das ihm auch unverzüglich gebracht wurde. Während er schrieb, zerbrachen sich die Holländer den Kopf darüber, was wohl die Mohawks, die ja anfangs so vertrauensvoll gewesen waren, mit Mißtrauen erfüllt haben möge. Ueber ihrem Gespräche trat Renard ins Zimmer.

„Ihr kommt uns wie gerufen," versicherte der Prediger Megapolensis und machte dem Hausirer am Tische Platz. „Setzt Euch zu uns und laßt einmal hören, ob Ihr uns ein Räthsel lösen könnt!"

„Versuchen will ich's schon, wenn's nicht gar zu lange dauert, obschon ich im Räthselrathen nicht sonderlich bewandert bin," willigte Renard ein. „Laßt also hören, wie schwer das Ding ist."

„Ihr sollt uns nur sagen, was die Rothhäute mit einem Male so unwirsch und mißtrauisch gemacht hat," erklärte Mynheer Jansen.

„Das ist mir selbst nicht recht klar. Vorhin kam einer der Rothhäute, der bei den Canoes geblieben war, in den Laden gerannt und nahm den größten der beiden dort beiseite. Er schwatzte lange mit ihm und deutete

[1]) Ein nach seinem Geschrei benannter, in das Geschlecht der Ziegenmelker gehörender nächtlicher Störenfried.

dabei verschiedene Male nach dem Flusse hinüber. Dann rief der große auch die andern herbei, sprach mit ihnen und ersuchte mich, als der von den Canoas gekommene Krieger dorthin zurückkehrte, ich möge ihn zu Ondessonk, wie sie P. Jogues nennen, führen. Ich suchte ihm das auszureden; da wurde er jedoch zornig, und ich erfüllte sein Verlangen. Darauf schlich ich nach dem Flusse hinunter und sah dort den einen der Wilden nach dem anderen Ufer fahren. Weiter weiß ich nichts, und was ich vermuthe, das muß ich noch eine Weile für mich behalten."

„Das klingt wunderlich genug," meinte van Curler kopfschüttelnd. „Die rothen Hallunken müssen von außerhalb eine Nachricht erhalten haben, die sie in Harnisch gebracht hat. Ich hätte große Lust, ein Feldstück in die Schaluppe schaffen und sie segelfertig machen zu lassen."

„Hat sich Jan, der Kundschafter, nicht kürzlich in der Gegend blicken lassen?" fragte Mynheer Jansen, der nachdenklich dagesessen hatte.

„Mir kam er seit langer Zeit nicht zu Gesicht, und ich hörte auch nichts von ihm," entgegnete der Lothringer, dem diese Frage ebenso unerwartet als ungelegen zu kommen schien, und sich zu dem Jesuiten wendend, fuhr er fort: „Ist es Euch genehm, so begleite ich Euch nach Ganawaga."

„Es würde mir lieb sein, und doch kann ich nicht einsehen, welchen Zweck das haben könnte, wenn Ihr nicht etwa Geschäfte dort zu besorgen habt," erwiderte der Angeredete, der emsig mit Schreiben beschäftigt war.

„Wann werdet Ihr zur Abfahrt bereit sein, mein Vater?"

„Später, als ich erwartete. Das Schreiben geht mir schlecht von der Hand, und ich habe sehr viel zu berichten. Vor Sonnenuntergang werde ich den Brief schwerlich vollenden können."

„So laßt mich mit Eueren Begleitern reden, daß sie die Rückreise auf morgen verschieben. Einige kleine Geschenke werden sie schon willfährig machen."

„Thut das nicht, guter Renard! Ich möchte sie nicht länger zurückhalten, als durchaus nothwendig ist."

„Ihr wollt doch nicht bei Nacht fahren, mein Pater?"

„Warum nicht, Renard? Wir werden ohnehin mindestens zwei Nächte unterwegs sein müssen."

„Das Abfahren und das Unterwegssein ist zweierlei. Glaubt's nur, mein Vater, ich rathe zum guten: wartet bis zum Morgen!"

„Redet mit den Kriegern, Renard, aber bringt nicht in sie! Ich füge mich."

„Wir möchten auch noch über einiges mit Euch reden, Monsieur Jogues," begann van Curler, als der Hausirer sich zu den Mohawks gesetzt und mit ihnen zu sprechen begonnen hatte.

„Das ist auch mein sehnlicher Wunsch," fügte der Prediger hinzu, und Mynheer Jansen nickte energisch.

„Nicht minder wäre es mir lieb," versicherte der Missionär; „jedoch mag ich nicht gern Verdacht erregen, indem ich mich dem Willen meiner Begleiter widersetze. Sie sind durch irgend etwas, das sich ohne mein Wissen ereignet haben muß, argwöhnisch gemacht worden. Laßt mich diesen Brief an Seine Excellenz den Herrn Gouverneur zu Trois-Rivières zuerst beenden, dann findet sich wohl noch etwas Zeit zur Unterhaltung."

„So lassen wir Euch lieber ein Stündlein allein, damit Ihr die Schreiberei rascher fördern könnt. Ich möchte doch noch dem Fort hinübergehen. Wollen die Herren mich begleiten? Wir kehren dann hierher zurück," schlug der Feldhauptmann vor, und sowohl der Prediger als auch Mynheer Jansen ließ sich bereit finden.

Als sie das Zimmer verlassen hatten, trat der Hausirer an den Priester heran und sagte: „Die Rothhäute sind halsstarrig. Sie meinen, der Weg sei auch bei Nacht zu finden, was allerdings seine Richtigkeit hat. Auch scheint der Mond sehr hell, aber gerade das gefällt mir nicht. Macht's nun, wie Ihr wollt!"

„Wir werden nicht bis zum Morgen warten, Renard."

„Gut! dann seht Ihr mich demnächst in Gandawaga wieder. Ich muß mich jetzt, ohne daß es die Rothhäute merken, verabschieden. Seid auf Euerer Hut, mein Pater! Steht es in meiner Macht, so beuge ich dem Unheil, das ich ahne, vor."

„Was könnte mir begegnen, Renard? Trachten die Krieger nach meinem Leben, so bin ich heute wie morgen in ihrer Macht."

„Von den Mohawks habt Ihr dermalen nichts zu befürchten, mein Pater; aber während der Fahrt habt auf die Uferbüsche acht! Der Schurke Bouffet scheint in der Nähe zu lauern. Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht vorhin die rothhäutigen Kerle argwöhnisch gemacht hätte."

„Das mag sein, Renard. Aber ich bitte Euch, tretet mir nicht entgegen; bringt nicht um meinetwillen Euer Leben, Euer Seelenheil in Gefahr!"

„Sorgt nicht, mein Pater! Ich beherzige Euere Worte und thue heute nichts derart. Schreibt nun ruhig weiter und laßt mich gehen!"

„So sei es denn, guter Renard; geht!"

Als Peter Bleeten nach einer geraumen Weile in die Schankstube zurückkehrte, war P. Jogues soeben mit dem Briefschreiben fertig geworden. Nachdem er noch den Brief gesiegelt und adressirt und dem biedern Holländer zur Weiterbesorgung behändigt hatte, drang dieser in ihn, daß er ihn in sein Wohnhaus begleite, wo der bereits zurückgekehrte Feldhauptmann und dessen beide Begleiter ihn erwarteten. Nach einer kurzen Rücksprache mit den Mohawks, die sich wieder in den Laden begaben und dort reichlich bewirthet wurden, willigte P. Jogues ein, und seit langer Zeit speiste er zum erstenmal wieder, wie civilisirte Menschen es zu thun pflegen.

Zwei Stunden vor Mitternacht schiffte er sich, trotz des dringenden Abrathens der Holländer, mit seinen Mo-

wahks nach Sandawaga ein. Van Curler hatte eine große Schaluppe ausrüsten lassen, die den Canoes bis Tagesanbruch zur Seite bleiben und dann nach Fort Oranien zurückkehren sollte.

17. Neue Gefahren.

Als die Canoes Fort Oranien passirten, stieß die dort liegende Schaluppe van Curler's vom Ufer ab und hielt sich so dicht hinter den Rindenkähnen, als die Vorsicht es gestattete. Still und ununterbrochen ging die Fahrt bis nach Mitternacht, und der volle Mond stand schon tief am wolkenlosen Nachthimmel, als die Canoes an einer Stromschnelle, die ein Felsblock verursachte, dem linken, dicht bewaldeten Ufer zugesteuert wurden, an welchem sich ein breiter, dunkler Schattensaum hinzog. P. Jogues saß in dem vorderen Kahne und half fleißig beim Rudern. Sein Canoe befand sich am Rande der hellen, im Mondlichte flimmernden Wasserfläche, gerade vor dem Schatten der Uferbäume, als zwischen denselben ein Blitz aufzuckte, vom scharfen Krachen einer Büchse begleitet. Das Ruder des Missionärs war zerschossen, und staunend hielt er's in den Händen.

„Uah!" erscholl es von den Lippen der Rothhäute; erschreckt griffen sie zu ihren Waffen und überließen ihre Kähne dem Strome, der dieselben rasch rückwärts dem Lande zu führte. Die Schaluppe war in der Mitte des Stromes geblieben und hielt nun auf den Platz ab, wo der Meuchler im Verstek liegen mußte. Ein langer Feuerstrahl fuhr aus dem im Buge placirten Feldstück, schmetternd schlug die Kugel am Ufer ein, daß die Späne von den Bäumen flogen, und der dichte Wald gab den schweren Schuß vervielfacht wieder.

Die Indianer packte das Entsetzen; denn sie fürchten Geschütze über alles und wußten im ersten Augenblick nicht, wohin der Schuß gezielt war. Sie wären wohl über Bord gesprungen, ans Ufer geschwommen und davon ge-

laufen, wenn nicht der Missionär seine volle Besonnenheit bewahrt und ihnen gesagt hätte, daß die Bleichgesichter nicht auf sie schossen, sondern ihnen mit der großen Donnerwaffe helfen wollten. Er zeigte ihnen sein zerschmettertes Ruder und forderte sie auf, nach jener Uferstelle zu fahren, woher auf ihn geschossen worden sei, um dort nach dem feigen Meuchler zu forschen.

Willig fügten sie sich; denn Ondesonk's Unerschrockenheit imponirte ihnen. Der Hinterhalt des Mordgesellen, in welchem P. Jogues sofort den Hennegauer vermuthete, wurde auch von den Holländern durchsucht, aber man fand nur eine Spur, die von großen, mit Mocassins bekleideten Füßen herrührte. Das befremdete den Jesuiten; denn soviel er gesehen, hatte der Waldläufer bei jeder Begegnung Stiefel getragen. Leicht konnte jedoch der Schlaue, um einer Entdeckung vorzubeugen, seine gewohnte europäische Fußbekleidung mit der leichten indianischen vertauscht haben. P. Jogues hütete sich indeß wohl, seinen Verdacht laut werden zu lassen, und drang auf schleunige Fortsetzung der Reise, was seinen Gefährten sehr willkommen war.

Bis nach Sonnenaufgang begleitete die Schaluppe den Canoes Gesellschaft, dann aber ließ ihr Commandant, nach einem freundlichen Abschiede von seinem Schutzbefohlenen, wenden und fuhr stromabwärts nach Fort Oranien zurück.

Die Reise des Jesuiten und der Mohawks ging ohne weitere Unterbrechung glücklich von statten, und die Krieger erzählten bei ihrer Ankunft in Gandawaga viel von dem großen Einflusse, den Ondesonk bei den Bleichgesichtern am Cohotatea habe, und von den Ehren, mit welchen er empfangen und zurückbegleitet worden. Von dem geheimnißvollen Mordversuch redete niemand.

Wagawalla empfing ihren Adoptivsohn mit mehr als gewohnter Herzlichkeit, und aus ihren Augen strahlte eine verschleierte Freude, deren Ursache sie nicht enthüllte.

Chuiska war auffallend still und schien recht traurig zu sein. Als der Missionär sie nach dem Grunde ihres

Kummers fragte, da schaute sie ihn wehmüthig lächelnd an und sagte: „Ondesonk wird bald alles erfahren. Er wird dann von Chuiska gehen; lange bevor die Blätter welken, wird er sie verlassen, und dann wird auch Chuiska fortgehen zu dem guten Vater im Himmel, um Ondesonk dort zu erwarten. Chuiska darf nicht mehr sagen. Wenn Ondesonk zu Bunter Schlange gerufen wird, hört er viel Neues und viel Gutes."

Die räthselhafte Rede des Mädchens, das sonst nie vor ihrem Seelenführer ein Geheimniß gehabt hatte, setzte denselben noch mehr in Erstaunen als Wagawalla's seltsames Wesen, und schon stand er im Begriff, sich zum Sagamore zu begeben und denselben um Aufschluß zu bitten, als dieser ihn durch einen Boten zu sich bescheiden ließ. Sofort leistete er der Vorladung Folge. Als man ihn in die Berathungshütte führte, sah er daselbst einige Krieger eines fremden Stammes sitzen. Bei seinem Eintreten erhoben sich diese ehrerbietig grüßend, indem sie die rechte Hand an die Stirne legten und sich verneigten.

Wenige Worte des Sagamore enthüllten ihm nun das Geheimniß. Die Fremden waren Sokokis, die aus ihrer fernen Heimat am Connecticut-Flusse wenige Stunden nach des Vaters Abreise nach Rensselaerswyk in Gandawaga angelangt waren. Der Führer der Gesandtschaft war ein Häuptling, der einige Monate zuvor in einem Kampfe mit Algonquins in die Gefangenschaft gerathen war. Er war durch das Einschreiten der mit den letzteren verbündeten Franzosen vor dem Tode am Pfahle bewahrt und nach Quebec in ein Schwestern-Hospital gebracht worden, wo seine Wunden geheilt wurden. Dann hatte ihn der General-Gouverneur zu seiner großen Ueberraschung reich beschenkt und ihn freigegeben unter der einzigen Bedingung, daß er seinem Volke erzähle, welche Behandlung ihm durch die Bleichgesichter widerfahren, und dasselbe zum Frieden sowie zur Abschließung eines Bündnisses ermuntre. Ferner sollte er sich zu den Mohawks begeben, die seit langer

Zeit mit den Sokokis befreundet waren, dieselben zur Freilassung der in ihre Hände gefallenen Franzosen bewegen und ihnen gleichfalls einen Friedensvertrag seitens der Franzosen anbieten.

Beiderlei Vorschläge kamen Bunter Schlange nicht gelegen, aber er wußte nicht, wie es um die ausgezogene Hauptmacht seines Volkes stand, und hielt es daher für weise, den Sokokis keinen abschlägigen Bescheid zu ertheilen, sondern die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen und je nach der Gestaltung der Dinge zu handeln. Die Rückkehr des Paters [illegible] in Rensselaerswyk aller Wahrscheinlichkeit nach [illegible] Gelegenheit zur Flucht geboten worden, bestärkte den Sagamore in der Ansicht, daß der Gefangene sich in das Leben zu Gandawaga bereits recht wohl geschickt habe und wenig oder gar nicht mehr darnach trachte, zu den Seinigen zurückzukehren. Unzählige Beispiele waren ihm bekannt, daß gefangene Indianer sich bei den Siegern mit der Zeit ganz heimisch gefühlt und mehr als wirkliche Mitglieder des Stammes, der sie in sich aufgenommen, betrachtet hatten. Weshalb sollte nun ein Bleichgesicht, das von einer der mächtigsten Familien des Mohawk-Volkes adoptirt worden war, sich in seinen neuen Verhältnissen nicht auch ebenso wohl fühlen, daß es darüber die Heimat vergaß? — Einen anderen Grund für das Ausharren des Jesuiten konnte der Wilde ja nicht vermuthen.

Nach der kurzen und stummen Begrüßung in der Berathungshütte begannen die Verhandlungen. Der Häuptling der Sokokis bekräftigte seine Anträge durch einige Wampumgürtel, die er dem Sagamore überreichte, und verhieß auch reiche Geschenke seitens der Bleichgesichter am Großen Strome, wenn ihre gefangenen Brüder von den Mohawks ausgeliefert würden. Außer Affendase, der jede Gelegenheit ergriff, um die Auslieferung des Missionärs zu verhindern, nahm keiner der Berather an den Verhandlungen regen Antheil; aber des alten Aufhetzers Logik

siegte und bestimmte Bunte Schlange zu einem ausweichenden Bescheide. Vor der Rückkehr der auf dem Kriegspfade befindlichen Krieger könne er keine Antwort ertheilen; denn was solle er den Franzosen sagen, wenn nur Ondesonk ihnen ausgeliefert würde, und sie auch die beiden Oblaten von ihm forderten? Die Hinrichtung der gefangenen Huronen hätte die Franzosen weit weniger in Zorn versetzt als das Fehlen der beiden Weißen. Auch von den Holländern war ein Rachezug zu befürchten, wenn die volle Wahrheit bezüglich der Behandlung der gefangenen Weißen an den Tag kam; hatte man doch deren Sicherstellung und Unverletzlichkeit dem Feldhauptmann van Curler gewährleistet. Das alles hatte der tückische Affendase, der so wenig als irgend ein anderer Mohawk ahnte, was Renard und Jogues in Renselaerswyk erzählten, schon längst erwogen, und nun wandte er es zur Befriedigung seines Hasses gegen den Missionär gerade in der entscheidenden Stunde sehr geschickt an. Dem Missionär gegenüber heuchelte er Wohlwollen und erklärte, er werde freudig für dessen Freilassung stimmen, sobald Adler und die übrigen Häuptlinge vom Kriegspfade zurückkehrten, und die Heimsendung Ondesonk's ohne Gefahr für diesen bewerkstelligt werden könne. Das Intriguenspiel konnte um so leichter in Gegenwart des Missionärs getrieben werden, als derselbe die Sprache der Sokokis nicht verstand, und diese ihrerseits zu den Mohawks nur durch einen feilen Dolmetscher reden konnten, der für die letzteren Partei nahm. Nach einer mehrstündigen Berathung erklärten sich die Sokokis völlig beruhigt durch das ihnen geleistete Versprechen, daß die gefangenen Franzosen — von Goupil's und Couture's Schicksal wußten sie nichts — nach der Rückkehr der Kriegsbanden unter sicherem Geleit nach Neu-Frankreich zurückgesandt werden sollten. Abends wohnten sie noch einem Scheingefecht bei, das ihnen zu Ehren durch die Knaben veranstaltet wurde; dann kehrten sie zum Zeichen der Freundschaft reich beschenkt in ihre Heimat zurück.

Kaum hatte jedoch die Gesandtschaft das Dorf verlassen, als die Mohawks gegen P. Jogues andere Saiten aufzogen. Der Sagamore, welcher sich bis jetzt wohlwollend gegen ihn gezeigt hatte, war auf einmal wie umgewandelt. Ondesonk war ihm wieder nichts als eine werthvolle Geisel. Sollte sich das Kriegsglück den Franzosen zuwenden und diesen Mohawk-Krieger in die Hände liefern, so mußte ihm Ondesonk zu einem Schilde gegen den Zorn der Franzosen werden. Auch die Holländer hatten wohl, wie er irrig wähnte, eine bessere Meinung von den Mohawks gewonnen, da Ondesonk ja freiwillig von ihnen nach Gandawaga zurückkehrte, und sie die Krieger, welche ihn nach Rensselaerswyk begleiteten, dort so freundlich behandelten.

Bunte Schlange ließ gleich nach der Abreise der Sokolis den Missionär zu sich rufen und sagte ihm, er dürfe fürder das Dorf nicht mehr ohne Begleitung verlassen und keinerlei Aergerniß mehr durch seine Zauberzeichen und Zaubersprüche geben; sonst könne er, der Sagamore, für seine Sicherheit nicht einstehen.

Diese Mittheilung setzte den Jesuiten in Erstaunen; denn längst schon schien der Groll, welchen einzelne Wilde gegen ihn gehegt hatten, erstorben zu sein. Er ahnte die Sinnesänderung des Sagamore, ließ aber klugerweise nichts merken und erklärte, er wolle sich der Weisung fügen.

Gar bald ließ sich des nimmer rastenden Affenduse verderblicher Einfluß deutlicher erkennen. Mehrere der alten Männer wollten nun Traumgesichte der wunderlichsten Art gehabt haben, die sie dahin deuteten, daß Ondesonk ein gefährlicher Zauberer sei, und ein greiser Mohawk, der schon seit Jahren mit einer schlimmen Hautkrankheit behaftet war, behauptete, ihm habe geträumt, er könne genesen, wenn Ondesonk mit seinem Buche an einem gewissen Tage theilnehme und dabei den großen Geist der Mohawks anrufe. Dessen weigerte sich der Missionär jedoch sehr entschieden, und als mehrere Fanatiker ihn mit Ge-

walt auf den Dorfplatz schleppen und zwingen wollten, den Traum des Alten zur That zu machen, da entfloh er und verbarg sich einen Tag und eine Nacht hindurch in den Wäldern; dann aber kehrte er, durch Gebet gestärkt, wieder in das Dorf zurück und erbot sich dort, den Alten zu pflegen und auf seine eigene Art zu heilen zu suchen. Mehrere Wochen lang erfüllte er diese freiwillig übernommene Pflicht mit himmlischer Liebe und Geduld, und er hatte auch die große Freude, seinen Patienten genesen zu sehen. Der alte Mohawk aber gewann seinen treuen Pfleger herzlich lieb und war auf dem besten Wege, dem Christenthume gewonnen zu werden, als Bunte Schlange mit mehreren angesehenen Mohawks aus Ganawaga, Ossernenon und Candagaro eine schon längst geplante Rundreise durch die Dörfer der Senecas antrat und Ondesonk mitnahm, um mit dem gefangenen Bleichgesicht vor den Bundesgenossen zu glänzen.

Wagawalla drang nun in den geliebten Adoptivsohn, er möge zu den Bleichgesichtern am Cohotatea entfliehen und sich nicht den neuen Gefahren dieser Reise aussetzen; leicht könne er dem Rachedurst eines erbitterten Kriegers zum Opfer fallen. Auch Chuista vereinigte ihre Bitten mit jenen der besorgten Frau; aber der Missionär weigerte sich, ihnen zu willfahren. Ihm war diese Reise sogar hochwillkommen. Er hoffte, anderen gefangenen Huronen-Christen im Lande der Senecas zu begegnen, dieselben zum Ausharren ermahnen, ihren heiligen Glauben noch befestigen und ihnen die Tröstungen und Gnadenmittel der Kirche bringen zu können.

Frohen Muthes trat er die Reise an; aber schon in dem ersten Seneca-Dorfe, in welches er kam, wurde ihm klar, daß er nicht wie ein Adoptivsohn des Mohawk-Volkes, sondern wie ein Gefangener behandelt und so auch den Bundesgenossen vorgeführt werden sollte. Wohin die Mohawks kamen, da wurden sie mit Ehren empfangen und gefeiert; er aber ward zur Zielscheibe der rohen Jugend,

die bald Hunde auf ihn hetzte, bald ihn mit Erdschollen und Steinen warf, bald mit stumpfen Pfeilen nach ihm schoß. Er erduldete das alles mit seinem gewohnten Gleichmuth. Während die Dorfbewohner den Festlichkeiten beiwohnten, wanderte er von einem Wigwam zum anderen und suchte nach gefangenen Huronen; und er fand deren auch mehrere, die sich innig freuten, als er sich ihnen zu erkennen gab, und mit tiefer Trauer im Herzen ihn wieder scheiden sahen.

Auf dieser Wanderung gelangte er auch in eine Hütte, in welcher ein todkranker Krieger lag. Mitleidig beugte er sich über den Leidenden und bot ihm Wasser aus einer neben seinem Lager hängenden Kürbisflasche. Da schlug der Seneca die matten Augen zu dem barmherzigen weißen Manne auf, Erstaunen malte sich auf seinen schlaffen Zügen, und lächelnd flüsterte er in der Mohawk-Sprache: „Wie kommt Ondesonk hierher?"

„Kennt mich mein Bruder?" fragte der Missionär.

„Weiß Ondesonk nicht mehr, wie ein Krieger meines Stammes zu Teonontogen ihn von seinen Banden befreite, als er an zwei Pfähle gebunden war und große Schmerzen litt?"

„Finde ich meinen Retter so wieder? O rede! Sage mir, wie ich Dir vergelten kann, was Du an mir thatest! Oft habe ich an Dich gedacht und gewünscht, daß es mir vergönnt sein möge, Deine barmherzige That zu vergelten. Kann ich nun nichts für Dich thun?"

Der Kranke machte eine verneinende Bewegung; der Priester aber nickte lächelnd und fuhr fort: „Wir wollen sehen, ob ich Deine Menschlichkeit nicht zu vergelten vermag." Und dann begann er von den ewigen Dingen zu reden, erklärte dem Todkranken, in welchem Irrthum er lebenslang befangen gewesen sei, und unterrichtete ihn im wahren Glauben.

Aufmerksam hörte der Seneca zu, kein Wort entging ihm, und was sein Ohr vernahm, das drang auch tief

in seine Seele. Seine That der Barmherzigkeit trug nun, da er vor den Pforten der Ewigkeit stand, gar köstliche Frucht. Die heiligende Gnade erschloß ihm das Verständniß der süßen Lehre, die er aus des Jesuiten Munde vernahm, und seine Seele erfüllte ein brennendes Verlangen nach dem Born des Lebens. „Kann ein rother Mann auch in den herrlichen Himmel kommen?“ fragte er begierig.

„Gewiß kann er das, und große Freude herrscht darob dort,“ entgegnete der Priester und erklärte dem Lauschenden das Taufgeheimniß, so weit derselbe es zu verstehen vermochte.

„Will Ondesonk Wasser auf meinen Kopf gießen und mich zu seinem guten Geiste senden?“ begann der Kranke, als P. Jogues schwieg.

„Hast Du den Wunsch, ein Christ zu werden? Soll ich Dich taufen?“ entgegnete der letztere.

„Ja, Ondesonk.“

Mit Freudenthränen in den Augen vollzog der Missionär den heiligen Act, und mit strahlenden Blicken flüsterte der junge Christ, dessen Lebenskraft sichtbar schwand: „Ondesonk hat seinen Bruder sehr froh gemacht.“

Das Nahen von Kriegern machte es dem Missionär rathsam, die Hütte zu verlassen, und als er einige Stunden später noch einmal dorthin zurückkehrte, war sein Täufling bereits verschieden. Er schaute in ein verklärtes Antlitz: die jubelnde Seele hatte ihren Scheidegruß darauf geschrieben.

Die Mohawks verweilten in keinem Dorfe länger als einige Tage, und doch verstrich ein voller Monat, ehe sie nach Gandawaga zurückkehrten; denn das von den Senecas bewohnte Gebiet war sehr groß. Inzwischen war Adler von einem siegreichen Kriegszuge mit elf gefangenen Huronen und einem französischen Soldaten zurückgekehrt und entsandte Boten nach dem Lande der Senecas, um dem Sagamore die freudige Nachricht zu überbringen; derselbe sollte seine Heimkehr beschleunigen, damit er dem Siegesfeste beiwohnen könne, für welches die nach dem Blute

ihrer Gefangenen dürstenden Krieger einen Aufschub gestatten wollten.

Die Rückkehr des Sagamore rief großen Jubel in Gandawaga hervor; schleunigst wurden nun hier die letzten Verfügungen zu dem gräßlichen Opferfest getroffen; denn um Areskoi für den verliehenen Sieg zu danken und um seinen fernern Beistand zu erlangen, sollten sämmtliche Gefangenen gemartert und verbrannt werden. P. Jogues kannte jeden der unglücklichen Huronen; sieben von ihnen hatte er selbst getauft und die vier übrigen in den Lehren des Christenthums unterrichtet, und diese letztern nahm er nunmehr in den Schooß der Kirche auf. Obschon er mehrere Tage hindurch sehr beschwerliche Märsche gemacht hatte, blieb er während der ganzen Nacht bei den Gefangenen: er hörte ihre Beichten und sprach ihnen Muth und Trost ein, mochten auch wiederholt einige der Mohawks ihn mit dem Tode bedrohen, falls er nochmals Wakon mache.

Die Huronen zollten ihm herzlichen Dank für seinen geistlichen Beistand, der Franzose aber wies ihn mit Flüchen und Schmähreden zurück und erklärte, er sei ein Hugenot und wolle nichts von dem elenden Glatzkopf wissen. „Ihr katholischen Schurken habt den ganzen Krieg mit den Rothhäuten angezettelt!“ brüllte der rohe Mensch. „Hättet Ihr das Huronen-Pack gelassen, wo es war, und hättet Ihr es nicht gegen diese höllischen Mingos unterstützt, die mich jetzt braten werden, so hätte sich das ganze kupferfarbige Gesindel gegenseitig umgebracht, und wir Franzosen sähen lachend zu. Geh' zur Hölle, Du katholischer Hund!“

Schaudernd wandte sich der Missionär von dem Verworfenen ab und wollte sich wieder den Huronen zuwenden, als ein Mohawk herbeisprang und ihn mit einer Keule niederschlug. Glücklicherweise waren einige besonnene Krieger in der Nähe, die zugriffen und dem Rasenden in den Arm fielen. Auch Kortsaeton eilte herbei und ließ seinen weißen Freund nach Wagawalla's Hütte tragen, wo derselbe mehrere Stunden lang bewußtlos lag.

Als P. Jogues die Augen wieder aufschlug, kniete Chuiska betend an seinem Lager, und Wagawalla kühlte ihm den heißen Kopf mit nassen Blättern. „Helft mir, daß ich auf den Dorfplatz komme und meinen Brüdern beistehe!“ bat er mit heißen, trockenen Lippen und fieberhaft glühenden Augen.

„Ondesonk's Brüder sind im Himmel,“ flüsterte Chuiska.

„Also gemartert und verbrannt wurden die Aermsten, ohne daß ich bei ihnen sein durfte!“ jammerte der Missionär und verhüllte schluchzend sein Gesicht.

„Ondesonk muß ruhig werden, damit er wieder stark wird und entfliehen kann,“ sagte Wagawalla weinend. „Ondesonk darf nicht länger in Gandawaga bleiben. Rothe Hand ist hier und hat lange mit Affendase gesprochen. Das böse Bleichgesicht war auch hier vor der Hütte, aber Wagawalla ließ es nicht ein.“

„Rothe Hand ist in Gandawaga?“ fragte der Jesuit höchlich erstaunt.

„Ja, Rothe Hand kam heute morgen, ehe Ondesonk geschlagen wurde,“ bestätigte Chuiska.

„Was will der Mensch hier?“ murmelte der Verwundete; „vertrauen ihm denn die Mohawks wieder? Das kann ich kaum glauben; denn sie wissen ja, daß er sie schon oft belogen und betrogen hat.“

Mit einem gellenden Angstschrei sprang Chuiska empor und wies auf die Thüre. Dort stand der Hennegauer, der wohl schon eine Weile draußen gehorcht hatte. Mit wildfunkelnden Blicken sah er den Priester an; er hatte die rechte Hand am Griff seines Messers, während die linke die Büchse umspannt hielt.

Hinter ihm tauchte jetzt das höhnisch grinsende Gesicht des alten Affendase auf. „Zertritt die schwarze Schlange, ehe sie zischt!“ zischelte er laut genug, daß alle in der Hütte ihn verstanden, dem mordbereiten Waldläufer zu.

„Das soll geschehen, Alter! Paß auf, Jesuit, gleich sollst Du Deine lieben Engelein im Himmel singen, aber

die Teufel in der Hölle jubeln! Das Letztere ist jedoch wahrscheinlicher!" krächzte der Hennegauer. Er riß sein Messer aus der Scheide und wollte sich auf den Missionär stürzen, als Chuiska sich blitzschnell ihm entgegenwarf und seinen zum Stoße erhobenen Arm faßte.

Mit einem wilden Fluche suchte er das Mädchen von sich abzuschütteln, das ihn mit der Kraft der Verzweiflung umklammert hielt. „Laß mich los, verfluchte Katze!" keuchte er.

„Stoß zu!" rief Assendase, aber im nämlichen Augenblicke taumelte er mit blutendem Kopfe zurück.

Wagawalla hatte einen Spaten in der Ecke ergriffen und den Alten, der sich ihrer zu bemächtigen gesucht hatte, damit niedergeschlagen. Nun schwang sie laut schreiend ihre Waffe über dem Haupte des Waldläufers, der soeben seine rechte Hand von dem Griff des Mädchens befreit hatte und wild um sich stieß. Ein wuchtiger Schlag lähmte ihm momentan die Mordfaust, und immer lauter schreiend hieb das wüthend gewordene Weib auf ihn ein, bis Hilfe von außen kam.

Wagawalla's Gatte war gerade auf dem Kampfplatze angelangt, als der Hennegauer die Büchse zu tödtlichem Streiche erhoben hatte. „Rothe Hand!" schrie der Ueberraschte, den Tomahawk aus dem Gürtel reißend. Da traf ihn der Schlag, der seinem Weibe gegolten hatte, und als er betäubt zurückstürzte, entwich der Waldläufer.

P. Jogues hatte wie gelähmt auf seinem Lager gesessen und dem furchtbaren Kampfe, der kaum einige Minuten dauerte, sprachlos zugeschaut. Jetzt wich die Erstarrung von ihm, und rasch sich erhebend, eilte er auf Chuiska zu, die am Fußende seines Lagers zusammengesunken war. „Marie!" rief er, die Regungslose emporhebend, aus deren Brust ein Blutstrom quoll; „Marie! hörst Du mich nicht mehr? Marie!"

Der Jammerruf des geliebten Freundes rief die Bewußtlose ins Leben zurück. Langsam öffneten

sich ihre großen Augen, mit Entzücken schaute sie den Missionär an, und flüsternd fragte sie: „Rothe Hand — hat Ondesonk — nicht — gestochen?"

„Nein, Marie! Aber Du bist verwundet, Dich hat er getroffen. Rufe den heiligsten Namen Jesu an; denk' an die Ewigkeit, Marie!"

„Mein — Jesus — Erbarmen! — Heilige — Maria — bitte — für mich!" lallte die Sterbende; noch einmal sah sie lächelnd zu dem durch sie Geretteten empor, dann sank sie entseelt zusammen.

„Wie kam das alles?" fragte der Missionär, und als wolle er sich vergewissern, daß er nicht träume, rieb er sich die wunde Stirn. „Wo ist Wagawalla?"

„Wagawalla ist hier," antwortete die heldenmüthige Frau; „Rothe Hand hat sie nicht getroffen. O Chuiska! meine arme Chuiska!"

Jammernd warf sie sich über den Leichnam. Da zog der Jesuit sie sanft zurück und wies himmelwärts. „Marie Chuiska," sprach er tröstend, „ist bei dem lieben Gott, wo sie für uns bitten wird, bis auch wir zu ihr in den Himmel kommen. Kniee mit mir nieder, Wagawalla, und laß uns beten."

Wagawalla's Gatte hatte sich von dem erhaltenen Schlage nur einen Augenblick betäubt gefühlt, und ehe noch Ondesonk zu reden begann, war er schon dem fliehenden Mörder nachgesetzt und hatte durch sein gellendes Geschrei das Dorf allarmirt. Aus allen Hütten stürzten Männer, Weiber und Kinder fragend, zeternd, heulend. „Rothe Hand hat Chuiska gestochen! Rothe Hand ist noch im Dorfe!" rief der erboste Mann, der allein gesehen, wie das Mädchen blutend niedergesunken war, nachdem es sich vergebens bemüht hatte, wieder Kraft genug zu gewinnen, um Wagawalla helfend beizuspringen.

Weiter stürmte der Verfolger, seinen Tomahawk schwingend und die Schreckenskunde verbreitend. Ueberall schlossen sich Krieger ihm an, und einige Häuptlinge brachten rasch

Ordnung und System in die Suche nach dem Mörder. Keine Hütte, kein Pfad im Walde, kein Gebüsch, keine Felswand, keine Höhle auf Meilen in der Runde blieb undurchforscht. Den ganzen Tag lang schweiften die Männer einzeln und in kleinen Banden durch die Umgebungen des Dorfes; aber außer einer kurzen Fährte, die erst nach dem Strome zu, dann wieder dorfwärts führte und auf steinigem Hügelabhange verschwand, entdeckten sie keine Spur des Waldläufers. Er war und blieb verschwunden, und doch konnte er vor Wagawalla's Gatten kaum einen Vorsprung von zwei Pfeilschußweiten gehabt haben.

Erst nach Anbruch der Dunkelheit wurde die vergebliche Jagd aufgegeben, und die Indianer zogen, sich lebhaft über die Ereignisse des Tages unterhaltend, heim. Rothe Hand mußte Zauberei verstehen und sich unsichtbar gemacht haben, oder durch die Luft davon geflogen sein; auf andere Weise konnten sich die Mohawks sein Entkommen nicht erklären. Und doch war alles höchst natürlich zugegangen. An dem mit Felsplatten und Gerölle bedeckten Hügelabhange standen mehrere uralte, zum Theil hohle Eichen, und eine derselben hatte wohl zwanzig Fuß über dem Boden, in einer Gabel verborgen, eine Oeffnung, die dem Hennegauer als Versteck diente. Nur um seine Verfolger zu täuschen, war er dem Flusse zugeeilt und dann in einer Bogenlinie auf den harten Boden, der keine Spur zeigte, zurückgekehrt.

Als er sich sicher glaubte, entschlüpfte er seinem engen Zufluchtsorte, schüttete frisches Zündkraut auf die Pfanne seines Gewehres und schlich, vorsichtig umherspähend, dem Strome zu, wo er an einer weit unterwaschenen und mit Gebüsch und Ranken überhangenen Stelle des Ufers sein Canoe verborgen hatte. Dort brachte er nun Waffen und Munition sowie Lederwams und Fellmütze unter. Dann schob er den schwanken Kahn eine kurze Strecke aufwärts, wo die Strömung das linke Ufer berührte, und stieß denselben in den Strom hinaus. Geräuschlos tauchte er bis

an die breiten Schultern in die vom Sternenlichte matt erleuchtete Fluth, faßte mit der linken Hand einen zähen Baststreifen, der am Rindenkahn befestigt war, und schwamm hinter seinem forttreibenden Fahrzeuge her, bis er weit genug vom Dorfe entfernt war, um eine Entdeckung nicht mehr fürchten zu müssen. Darauf schwang er sich an einer Untiefe gewandt hinein und schoß nun, das Doppelruder kräftig gebrauchend, pfeilschnell stromabwärts.

Während die Krieger, mit dem Gatten Wagawalla's vereint, dem Mörder nachsetzten, eilten die Squaws schauerweise nach dem Wigwam, in welchen die unerhörte That verübt worden war, und starrten mit neugieriger Scheu auf den Leichnam und die daneben knieenden Beter.

„Ondesonk macht Wakon!" raunte eine bejahrte Squaw ihrer Nachbarin zu, und rasch ging das Unheilswort von Mund zu Munde: „Ondesonk macht Wakon, und Wagawalla hilft ihm! Die bösen Manitu's [1]) haben Chuikla getödtet!" murmelten die Weiber einander zu, und einige der fanatischsten geriethen schon nach kurzer Zeit in eine solche Aufregung, daß sie die übrigen aufstachelten, die Beter zu steinigen.

Da erschien der Sagamore mit mehreren Rathsmännern auf der Blutstätte und forderte Wagawalla auf, den Hergang zu erzählen. Und diese that es denn auch mit großer Ruhe und Genauigkeit. Als sie Affendase's Namen nannte und berichtete, wie der Alte den Waldläufer zur Ermordung ihres Adoptivsohnes angereizt und sie ihn dann mit dem Spaten geschlagen habe, da gab es ein allgemeines Staunen, und der Sagamore sandte sofort nach dem Alten einen Boten, der jedoch mit der Nachricht zurückkehrte, Affendase sei nicht in seiner Hütte.

Bunte Schlange schaute gar bedenklich drein, als er diese Kunde erhielt; er befahl den Weibern und Kindern, sofort die Dorfgasse zu räumen und in ihre Wigwams

[1]) Manitu heißt ‚Geist' in der allgemeinen Bedeutung des Wortes und nicht ‚Gott' oder ‚Großer Geist'.

zurückzukehren, oder an ihr Tagewerk zu gehen, und begab sich mit seinen Begleitern nach der Berathungshütte, wohin auch Assendase, sobald er sich wieder im Dorfe blicken ließ, beschieden wurde.

Das Verhör, welches nun angestellt ward, zeigte die freche Verlogenheit des alten Unheilstifters in ihrer ganzen Größe. Selbst als er mit Wagawalla und Ondesonk confrontirt wurde, lehnte er jede Betheiligung an der Blutthat rundweg ab. „Wenn diese Squaw sagt, Assendase sei mit Rother Hand in ihr Wigwam gekommen, so hat Ondesonk, der ein mächtiger und arglistiger Zauberer ist, ihr das vorgespiegelt," erklärte er mit eiserner Stirn. „Assendase war auf seinem Felde und fiel dort über eine Baumwurzel gegen einen Stein, der ihm die Stirn blutig riß. Er ist nicht im Dorfe gewesen, als Rothe Hand zu Wagawalla kam. Ondesonk haßt Assendase und will ihn verderben. Ondesonk steht mit den bösen Manitu's im Bunde und kann andere gar manche Dinge sehen machen, die nicht da sind. Hat der tapfere Krieger, der Wagawalla's Herr ist, Assendase in seinem Wigwam gesehen? Ihr sagt, er habe mit Rother Hand gekämpft und sei von ihm niedergeschlagen worden: wenn Assendase mit Rother Hand in seinem Wigwam war, so muß der tapfere Krieger ihn dort gesehen haben."

Wer konnte den Alten Lügen strafen? Einer Squaw Wort galt wenig oder nichts im Rathe der Männer, und Ondesonk war zu schwer verdächtigt worden, um Glauben zu finden, als er seiner Pflegemutter Aussage bestätigte. So wurde denn das Verhör bis zur Rückkehr der Krieger, die den Waldläufer verfolgten, vertagt, und als Wagawalla's Gatte am Abend erklärte, er habe Assendase nicht in seiner Hütte gesehen, da hatte die Bosheit des Alten einen neuen Triumph errungen.

Chuiska's Pflegevater brach die entsetzliche Kunde gänzlich darnieder. Er war schon einige Zeit leidend gewesen, und nun sank er auf das Siechenbett, um sich nicht mehr

davon zu erheben. Am nächsten Morgen ward die Leiche der Jungfrau auf dem Todtenfelde ausgestellt: man bettete sie auf ein Reisiglager, welches durch vier, neun Fuß hohe Stangen getragen wurde, obschon der Missionär flehentlich um die Erlaubniß bat, den theuern Leichnam begraben zu dürfen. Und kaum eine Woche später ruhte auch der erkrankte Alte neben seiner geliebten Adoptivtochter.

Von nun an war der Jesuit seines Lebens keinen Augenblick mehr sicher, und da bald einige Familien an den Cohotatea unterhalb Renselaerswyk zum Fischfange zogen, so beredete Wagawalla ihren Gatten, sich anzuschließen und Ondesonk mitzunehmen, damit dieser wenigstens so lange aus Gandawaga entfernt werde, bis die Erbitterung gegen ihn einigermaßen sich gelegt habe.

18. Eine Krisis.

Am Jahrestage seiner Gefangennahme finden wir P. Jogues mit Wagawalla's Gatten und zwei anderen Kriegern in Renselaerswyk; während seine Begleiter hier Einkäufe machten, schrieb er an den Provinzial seines Ordens einen ausführlichen Bericht [1]) über seine weiteren Erlebnisse bei den Mohawks. Er war etwa sieben Wegstunden von dem Fischplatze unterhalb Renselaerswyk, wo mehrere Mohawk-Familien aus Gandawaga für den Rest des Sommers ihre Gezelte aufgeschlagen hatten, nach der Ansiedelung der Holländer gekommen und wieder sehr herzlich aufgenommen worden. Dieses Mal nahm er bei dem Prediger Dominicus Megapolensis Quartier; denn seine Begleiter wollten einige Tage in der Nähe von Renselaerswyk verweilen und alte, lange nicht mehr von den Indianern benutzte Fischplätze besichtigen.

Dem Wunsche Renard's gemäß, hatte der Pater des Waldläufers nicht erwähnt; er war daher nicht wenig erstaunt, als sein freundlicher Wirth ihm mittheilte, schon vor

[1]) Dieser Brief ist uns erhalten geblieben.

seiner Ankunft hätten die Mohawks durch zwei Häuptlinge, die mit ungefähr einem Dutzend Krieger nach Renselaerswyk gekommen seien, nach dem Hennegauer geforscht und der Ermordung eines Mädchens halber dessen Verhaftung und Auslieferung verlangt. Van Curler, der später im Hause des Predigers vorsprach, um P. Jogues zu begrüßen, erzählte das Gleiche und fügte noch hinzu, Jan habe sich seit langer Zeit nicht mehr in Renselaerswyk blicken lassen, und er thue auch wohl daran, ihm nicht unter die Augen zu treten; sonst werde er sofort hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Nach diesen Mittheilungen konnte der Missionär, zumal ihn der Feldhauptmann wegen der Mordthat direct befragte, nicht länger schweigen, und erzählte den Vorgang in schlichter und möglichst milder Weise. Er sagte, es sei ihm unerklärlich, weshalb dieser Mensch ihm nach dem Leben trachte; er müsse fast annehmen, daß derselbe, da er in Wagawalla's Hütte eindrang, seiner Sinne nicht mächtig gewesen sei.

Megapolensis schüttelte dazu den Kopf: er glaubte vielmehr, daß der Hennegauer von den Mohawks gedungen worden sei, Jogues zu ermorden, und daß die Wilden jetzt nur seine Auslieferung verlangten, um ihn vor der Rache der Holländer schützen zu können.

Van Curler erklärte, Teufel sei Teufel, und Jan sei gerade so gut ein weißhäutiger, wie die Mohawks rothhäutige seien. „Erwische ich den Kerl," grollte er, „dann hält er ohne alle Ceremonien mit des Seilers Tochter Hochzeit, und wollen die Rothhäute ihn nachher noch haben, so dürfen sie das Galgenfrüchtlein selber abschneiden und meinethalben damit machen, was sie wollen. Lebendig kommt der Bube ganz gewiß nicht aus meinen Fingern, — wenn ich ihn erst darin habe. Renard hat sicherlich auch noch ein Hühnchen mit diesem Jan zu rupfen, obschon er darüber beharrlich schweigt. Er ist kaum noch drei Tage lang in einem Stück hier zu halten. Gegenwärtig streift er wieder, Gott weiß wo, umher. Und da-

bei scheint er den Handel ga.; an den Nagel gehängt zu haben, wie Jansen und Vleeten n.ir sagten; ich wette fünf gegen eins: er spürt dem Mörderl nach."

„Ihr werdet den Jan doch, wenn er eingebracht werden sollte, regelrecht den Proceß machen?" fragte der Pater.

„Ja, nach gutem, altem Standrecht soll er abgeurtheilt werden. Faxen werden hier mit solchen Burschen nicht gemacht. Ich bin nun auch dahinter gekommen, daß er mich hintergangen hat, als ich ihn letzten Herbst um Euretwillen nach Gandawaga schickte. Ich bekomme seine Schurkereien auch noch ganz heraus, ehe wir ein Jahr älter sind, — das könnt Ihr mir getrost glauben!" versicherte der Kriegsmann.

Der Jesuit berührte dieses Thema nicht weiter, und da nun auch bald Mynheer Jakob Jansen mit Peter Vleeten im Pfarrhause erschien, um den berühmten Gast willkommen zu heißen, so wurde das Gespräch in andere Bahnen gelenkt, und der Missionär mußte seine Erlebnisse unter den Wilden erzählen.

Am übernächsten Tage kehrte er mit seinen indianischen Begleitern zu den fischenden Mohawks zurück, und, obgleich Wagawalla es anfangs nicht zugeben wollte, daß er die schweren Netze schleppe, griff er jetzt tüchtig bei der Arbeit zu. In dem kleinen Lager herrschte ein sehr gutes Einvernehmen, und da der Fischfang recht ergiebig war, so schwand auch die abergläubische Scheu vor Ondesank, dem man früher die Mißerfolge zugeschrieben hatte, vollständig, und er ward wie ein wirkliches Mitglied des Stammes behandelt.

Diese Zeit der Ruhe sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein; denn bald brachte ein Läufer ins Lager der Fischer die Nachricht, daß abermals eine Kriegerschaar mit gefangenen Huronen in den Dörfern angelangt sei, und ein Siegesfest mit Menschenopfern in Gandawaga vorbereitet werde. Tief erschüttert vernahm P. Jogues das Gräßliche, und der Jubel seiner wilden Genossen fand in seiner gram-

erfüllten Seele einen schmerzlichen Widerhall. Huronen, und unter ihnen abermals junge Christen, sollten mit den entsetzlichsten Martern dem Götzen der Heiden geopfert werden; sie sollten nach namenlosen Qualen ohne Trost, ohne geistlichen Zuspruch den Feuertod erleiden! Manche Gefangene waren wohl noch nicht getauft, und würden so gern noch in der letzten Stunde sich zu Christus bekennen und den Mund und die Hand segnen, welche sie durch das heilige Sacrament zu Kindern Seiner Kirche machte. Er konnte und sollte das thun; es war ja sein hehrer Beruf, und eigentlich hielt nichts ihn ab, seine Pflicht zu erfüllen: er war frei, und wenn Wagawalla und ihr Gatte dem Adoptivsohn die Rückkehr nach Gandawaga gestatteten, so konnte er ungehindert thun, was sein Gewissen oder sein Herz ihm eingab. Allerdings war nicht eine Stunde zu verlieren; denn die Wilden pflegten dergleichen ‚Lustbarkeiten' nicht aufzuschieben.

Solche Gedanken schossen blitzschnell durch den Kopf des Jesuiten, und rasch entschlossen, begab er sich zu den Pflegeeltern und trug ihnen seinen Herzenswunsch vor. Als beide ihn schweigend angehört, erklärte der Mann, Wagawalla habe Ondesonk adoptirt, sie möge nun auch entscheiden. Er gebe nur zu bedenken, daß durch das Einbringen von Gefangenen die Leidenschaften der Krieger aufs neue entflammt seien, und daß Ondesonk große Gefahr laufe, wenn er ungerufen nach Gandawaga zurückkehre, um den todgeweihten Feinden seines Volkes sein Mitgefühl kundzugeben und tröstend beizustehen: dann werde es Assendase und seinen übrigen Feinden ein Leichtes sein, auf diese oder jene Weise ihren Rachedurst zu stillen. „Ondesonk," so lautete der Bescheid des Kriegers, der dem Missionär von ganzem Herzen wohlwollte, „will in die Höhle des starken Bären gehen, um ein Wild zu liebkosen, das der Bär sich gefangen hat und zerreißen und verschlingen will. Kann Ondesonk den Bären schelten, wenn er seine Beute behalten will, und wenn er fürchtet,

Ondesonk wolle sie ihm entreißen? Der Bär wird gegen Ondesonk brummen, er wird ihn fortreiben oder mit seiner starken Tatze niederschlagen, und Ondesonk wird nicht sagen können: ‚Bär, du thust unrecht!‘ Denn er hatte das Wild lieb, das der Bär haßte und bekämpfte; der Bär hatte es überwunden und wollte es nun fressen, weil es sein Eigen geworden war. Ondesonk möge dessen eingedenk sein, wenn er geht! Der Bär wird nicht leiden, daß ein anderer mit seinem gefangenen Wilde Freundschaft schließe: wer seines Feindes Freund ist, der muß sein Feind sein! Ondesonk ist weise: er wird wissen, was er thun soll.“

Wagawalla theilte diese Bedenken ihres Gatten; aber sie war Christin und wußte daher die Beweggründe, die Ondesonk der Gefahr entgegentrieben, wenigstens einigermaßen zu würdigen. Deshalb rieth sie ihm auch nicht so eindringlich von seinem Vorhaben ab, sondern sagte mit thränenden Augen: „Wenn Ondesonk nach Gandawaga gehen will, so möge er gehen. Er hat gehört, was dort seiner wartet. Wagawalla ist eine einfältige Squaw; sie kann nicht zu Ondesonk sagen: ‚Thue dieses und thue jenes nicht!‘ Ondesonk weiß besser, was der gute Gott von ihm verlangt, und das möge er thun. Wagawalla wird in Ondesonk's Canoe tragen, was zu seiner Reise nothwendig ist, und sie wird ihren Herrn bitten, daß er Ondesonk in das Dorf der Bleichgesichter bringe. Wagawalla's Herz ist dunkel und voll Kummer. Wollte Ondesonk auf ihre Worte hören, so würde sie zu ihm sagen: ‚Mein Sohn darf nicht nach Gandawaga zurückkehren.‘“

„Ich darf, ich muß thun, was meine Pflicht erheischt,“ entgegnete der Missionär ernst und bestimmt, und er ging hinaus, um sofort seine geringen Vorkehrungen zur Reise zu treffen.

Wagawalla's Gatte ließ ohne Zögern sich bereit finden, den Missionär zu begleiten, und schiffte sich bereits am nächsten Morgen mit ihm ein. Ein schweres Wetter war

am Abend zuvor aufgezogen und hatte sich während der Nacht entladen. Wolkenbruchartig ging der Regen hernieder, und die Fischer sahen sich gezwungen, vom Ufer weg nach den benachbarten Höhenzügen zu flüchten. Furchtbar tobte der Sturm und zerzauste den Wald, daß die Zweige in allen Richtungen umherflogen, und gar mancher Baumriese krachend zu Boden stürzte. Dazu flammte der schwarz umwölkte Himmel im grellen Schein der Blitze, grollend rollte der Donner, und dumpf rauschend drängte sich der rasch anschwellende Fluß durch sein enges Bett. Als die beiden Reisenden ihren Rindenkahn bestiegen, schien es kaum menschenmöglich, erfolgreich wider den schäumenden Strom anzukämpfen; aber Renselaerswyk war der zahllosen Wildwasser halber, die von den Höhen herniederstürzten, nur auf diesem Wege zu erreichen, und das Beispiel des Weißen, der mit äußerster Anstrengung ruderte, trieb auch seinen indianischen Gefährten zu den kräftigsten Leistungen an.

Es würde jedoch Abend, bevor sie die Niederlassung erreichten. Da sie beide von der schweren Arbeit völlig erschöpft waren, beredete der Missionär seinen Pflegevater, daß er mit ihm die wiederholt angebotene Gastfreundschaft des Krämers Peter Vleeten annehme, und der Krieger ließ sich auch dazu bereit finden. An der Landung hatte nur ein schläfriger Wächter die Ankommenden bemerkt und sie ihres Weges ziehen lassen, als der Priester seinen Namen nannte, und in Vleeten's Laden fanden sie bereits die Lichter bis auf eins trüb brennende Oellampe ausgelöscht. Moritz, des Krämers Factotum, rieb sich gar verwundert die schläfrigen Augen, als er der späten Besucher gewahr wurde.

„Geht denn hier in Renselaerswyk alles mit den Hühnern zu Bett?“ fragte der Jesuit lachend.

„Das gerade nicht, aber wir haben alle sehr schwer arbeiten müssen, als der Sturm losbrach.“ Und mit wachsendem Erstaunen starrte der Hüter des Ladens den

Missionär an; dann rief er: „Alle Wetter, das ist ja wirklich und leibhaftig der Monsieur von Gandawaga! Setzt Euch nur! Im Augenblick wird Mynheer hier sein. Wird der aber gucken! Von Euch ist heute hier sehr viel gesprochen worden. Nun, Mynheer wird's Euch schon erzählen. Ich laufe schnell ins Haus hinüber, um ihn zu rufen."

Kaum hatten sich die Ermatteten auf einer Bank niedergelassen, als auch der Krämer schon zur Stelle war. „Gott sei Preis und Ehre, daß Ihr den Bluthunden glücklich entronnen seid!" rief er, in größter Aufregung auf den Missionär zueilend.

„Wie soll ich das deuten, mein Freund?" fragte der Priester verwundert.

„Nun, die Mohawks haben Euch ja den Tod geschworen! Heute Mittag kam eine ganze Bande der Rothhäute hier an und suchte nach Euch; dann sind sie spornstreichs zu Fuß weiter gerannt; denn ihre Canoes waren leck geworden. Kommt Ihr denn nicht von dem Fischplatze weiter unten am Moritz-Flusse?" [1])

„Gewiß kommen wir von dort. Aber Mohawks, die nach mir suchen und mich umbringen wollen, sind uns nicht zu Gesicht bekommen. Wir langten soeben zu Wasser hier an."

„Dann könnt Ihr wahrhaftig von Glück sagen, Monsieur. — Moritz! Was stehst Du denn da und gaffst mich an, Moritz? Spring doch schnell hinüber nach der Commandantur und sage dem Herrn Feldhauptmann, daß Monsieur Jogues hier ist und von der Aufregung in Gandawaga kein Sterbenswort weiß! Lauf', sag' ich!"

Das Factotum gehorchte, und der Krämer lief in größter Aufregung zwischen seinen Kisten und Fässern hin und her.

„So erklärt mir doch dieses Räthsel, mein Freund," bat der Jesuit nach einer kurzen Pause.

---

[1]) So nannten die Holländer den Hudson.

Und der Krämer begann, nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte: „Mir selber ist der ganze Zusammenhang nicht recht klar geworden, Monsieur. Die Mohawks — es waren ihrer wohl ein Dutzend — kamen hier an und waren sehr aufgeregt. Sie glaubten, Euch hier zu finden, und liefen, als ich ihnen keine Auskunft gab, spornstreichs zum Herrn Feldhauptmann. Der erzählte mir nachher, eine Bande der Wilden sei vor einiger Zeit von Gandawaga nach dem St. Lawrence gezogen, und einer der Krieger habe ein Schreiben von Euch gehabt, das er an die Franzosen abgeben sollte. Der Wilde aber war kein Mohawk, sondern ein Hurone, der vor Zeiten gefangen und in den Stamm aufgenommen worden war, und schnurstracks ging er in das neue Fort, das die Franzosen oben an der Mündung eines Flusses, der in den St. Lawrence fließt, vor einigen Monaten oder auch schon länger errichteten. Die Mohawks sind dort, als man das Ding gerade baute, schon einmal hös bewillkommt worden."

„Das muß demnach das neue Fort Michelieu sein," bemerkte der Missionär.

„Ich glaube, so nannten der Herr Feldhauptmann das Ding," fuhr der Krämer fort. „Also der Hurone ging dorthin, um Eueren Brief abzugeben; als er aber ziemlich lange ausblieb, mochten seine Kameraden dem Ding nicht recht trauen und kamen hinter ihm drein. Da gab aber einer der Posten ohne weiteres Feuer auf sie, andere Soldaten schossen gleichfalls, und ehe die Mohawks sich von ihrem Staunen erholen konnten, da dröhnten auch die Karthaunen im Fort, und Eisen und Blei flog ihnen wie Schneeflocken um die Ohren, daß mehrere hinpurzelten und das Aufstehen vergaßen. Die Rothhäute liefen Hals über Kopf nach Gandawaga zurück und schlugen dort einen Höllenlärm auf; bei all ihren Götzen schworen sie, Ihr seiet an dem ganzen Unheil schuld und sollter es mit Euerem Leben büßen."

„Welch ein entsetzliches Mißverständniß!" rief der

Jesuit erschreckt. „Mein Brief enthielt allerdings die Kriegspläne, welche mir zu Ohren gekommen waren, aber ich theilte sie dem Commandanten nur mit, damit man sich in den Ansiedelungen schützen könne. Auch bat ich dringend, man möge den Ueberbringer und seine Begleiter recht freundlich aufnehmen und gut behandeln, weil ich dann gute Hoffnung hätte, einen Vertrag mit den Mohawks zu vermitteln."

„Hm! Das ist nun einmal geschehen, und Ihr werdet die Mohawks schwerlich von Eueren friedlichen Absichten überzeugen können, Monsieur. Danket Gott, daß Ihr hier seid! Euer Begleiter kann uns doch nicht verstehen?"

„Nein, mein Freund; er versteht und redet nur seine Sprache. Jedoch soll und muß er alles erfahren; denn er ist mir sehr zugethan, und ich kann ihm wie einem Bruder vertrauen. Laßt mich ihm das Nöthigste sogleich erzählen! Er scheint argwöhnisch geworden zu sein."

„Thut, was Ihr wollt, Monsieur. Ich würde an Euerer Stelle mich nicht auf Erklärungen einlassen, sondern auf meine Sicherheit bedacht sein und keiner einzigen Rothhaut etwas auf die Nase binden; laßt Euch gewarnt sein!"

„Beruhigt Euch, guter Bleeten! Ich muß zu dem Manne reden," versicherte der Missionär; dann theilte er seinem Pflegevater mit, was er erfahren hatte.

Wagawalla's Gatte erschrak heftig, als er die unerwartete Kunde vernahm, und erklärte ganz entschieden, Ondesonk dürfe nun unter keiner Bedingung nach Gandawaga gehen; denn dort warte seiner ein gewisser Tod, und er könne doch nichts nützen. „Ondesonk muß fliehen," sagte er; „er hat schlimme Feinde unter den Mohawks, die sein Leben für das der erschlagenen Krieger fordern. Ondesonk ist ein guter Mann, aber die rothen Männer verstehen ihn nicht."

Schweigend saß der Missionär da, und sinnend schaute er auf den Boden. Dieser Vorfall durchkreuzte alle seine Pläne. Nach Gandawaga kam er doch wohl zu spät,

um den Gefangenen noch von Nutzen sein zu können. Sie waren unstreitig sofort umgebracht worden, als der wüthende Kriegertrupp von Fort Richelieu zurückkehrte, und er konnte kaum noch darauf rechnen, daß man ihn selber am Leben lassen werde. Durfte er jedoch dieses Volk verlassen, zu dem ihn Gottes Vorsehung geführt hatte? Schon waren einige der Wilden im geheimen für das Christenthum gewonnen, und andere hatten ihm aufmerksam zu lauschen begonnen. Durfte er die auf fruchtbaren Boden gefallene Saat verkümmern lassen? Und das würde geschehen, wenn er sich zur Flucht entschlösse. Wiederum war indessen auch zu bedenken, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Hoffnung für ihn vorhanden schien, als Missionär unter den erbosten Wilden noch irgend etwas zu wirken. Die Mohawks hielten ihn für den Urheber des Unheils, das ihre Krieger bei Fort Richelieu abermals betroffen hatte, und Assendase, der nach seinem Blute lechzte, gab jetzt gewiß nicht die willkommene Gelegenheit aus den Händen. Entfloh er, so war ihm immer noch die Möglichkeit gegeben, zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen zu wirken. Seltsam dünkte es ihn, daß er gerade jetzt und unter solchen Umständen zu den Holländern gekommen war. Gottes Fügung ließ sich deutlich darin erkennen.

Das erwog der Missionär, als van Curler eilig in den Laden trat und ihm in seiner derben Weise zurief: „Mohrenelement, Monsieur, Ihr kommt zur richtigen Zeit! Einige Stunden früher, und die rothen Teufel hätten Euch hier erwischt. Sie sind fuchswild und werden nicht schlecht wettern, wenn sie gewahr werden, daß sie diesmal das Nachsehen haben. Doch da sitzt ja schon einer bei Euch!"

„Gott zum Gruß, Herr Feldhauptmann! Der Mann hier ist ein Freund, ein sehr treuer und zuverlässiger Freund."

„Geht mir mit aller Zuverlässigkeit bei den Rothhäuten! Falsch sind sie, einer wie der andere!"

„Dieser Krieger ist eine Ausnahme von Euerer Regel. Er ist mein Pflegevater geworden und hat schon sehr viel

für mich gethan. Das ist der nämliche Mann, den der Kundschafter Jan aus dem Hennegau, als er mich ermorden wollte, in seinem eigenen Wigwam niederschlug."

„So? Das ändert allerdings die Sache, Monsieur. Ihr zeigtet mir diesen Braven ja schon, als Ihr zuletzt hier waret; aber ich habe kein Gedächtniß für indianische Gesichter. Mir sieht eine Rothhaut wie die andere aus. Also seid Ihr nun endlich entschlossen, dem Spitzbuben-Gesindel den Rücken zu kehren? Das ist gescheidt!"

„Soweit bin ich noch nicht, Herr Feldhauptmann."

„Noch nicht? Mohrenelement! Wie soll man denn das verstehen? Wollt Ihr Euch denn mit aller Gewalt die Haut über die Ohren ziehen und Euch bei lebendigem Leibe braten lassen?"

„Unter Umständen allerdings, Herr Feldhauptmann."

„Dann weiß ich aber wahrhaftig nicht mehr, was ich von Euch denken soll! Nehmt mir's übel, oder nehmt mir's nicht übel, Monsieur, aber wenn Ihr nun noch zaudert, dann — — dann sollte man fast meinen, Ihr wüßtet nicht recht, was Ihr thut."

„So mag es Euch wohl scheinen, wackerer Herr, und ich möchte Euch wohl auch nicht von der Stichhaltigkeit der Gründe, welche mich zaudern machen, überzeugen. Sagt mir jetzt nur, wie es gekommen sein mag, daß die Soldaten in Fort Richelieu so ohne weiteres auf die in friedlicher Absicht herangekommenen Krieger feuerten. In meinem Briefe hatte ich ausdrücklich bemerkt, die Mohawks hätten es gegenwärtig nur auf die Unterwerfung der Huronen abgesehen, und erst nach Erreichung dieses Zieles könnten sie meinen Landsleuten gefahrbringend werden."

„Ei, das ist doch sehr begreiflich, Monsieur! Der rothe Kerl, welcher den Brief von Euch überbrachte, war ein adoptirter Hurone, und als er nicht gleich wieder zurückkam, schöpften die Mohawks Verdacht, daß er mit den Bleichgesichtern unter einer Decke stecke. Dann näherten sie sich in hellem Haufen dem Fort, einer der Posten hielt

sie mit Fug und Recht für Feinde, schoß auf sie, andere Posten brannten auch los, die Wilden haben unstreitig ebenso wohl geschossen, die kleine Besatzung wurde allarmirt, und vielleicht ehe noch der Commandant dazu kam, waren die Constabler an den Geschützen und feuerten. So wird's wohl zugegangen sein. Wie kommt es aber, daß Ihr das alles erst hier bei uns erfahret?"

„Ich habe keinen der zurückgekehrten Mohawks gesehen und komme soeben erst von dem Fischplatze weiter unten am Flusse. Dorthin drang nur die Kunde von einem neuen Siege der Mohawks über die Huronen, und ich erfuhr, daß eine Anzahl Gefangener nach Gandawaga gebracht worden sei und dort dem Kriegsgötzen Areskoi geopfert werden solle. Unter den Gefangenen vermuthete ich junge Christen, und um ihnen Beistand zu leisten, machte ich mich mit meinem Pflegevater auf den Weg nach dem Dorfe. So kam ich hierher und erfuhr jetzt erst von der neuen Aufregung der Mohawks."

„Dann laßt Euch auch noch sagen, daß die Gefangenen bereits sammt und sonders in der Ewigkeit sind: sie bedürfen Euerer Hilfe nicht mehr."

„Ich fürchtete das."

„Nun zieht Euch doch wohl nichts mehr nach Gandawaga, Monsieur! Dort erwartet Euch ein sicherer, nutzloser Tod. Langes Zaudern ist gewisses Verderben. Die Wilden kommen zweifelsohne hierher zurück und suchen nach Euch. Unter den Karthaunen meines Forts ankert ein Schiff, das in einigen Tagen nach der Manhattan-Insel unter Segel geht; von dort könnt Ihr dann mit Leichtigkeit eine Reisegelegenheit nach Europa finden. Geht an Bord! Ich werde mit dem Capitän reden und stehe dann für Euere Sicherheit ein."

„Das ist gewiß ein wohlgemeintes Anerbieten; aber ich muß mir's doch erst noch genau überlegen, ehe ich es annehme oder ablehne. Gebt mir Zeit bis morgen, Herr Feldhauptmann, und Ihr sollt meinen endgiltigen Bescheid erhalten."

„Wo gedenkt Ihr über Nacht zu bleiben, Monsieur?"

„Irgendwo. Mynheer Vleeten könnte in Gefahr kommen, wenn mich die Mohawks bei ihm fänden. Ueberhaupt fürchte ich, der Ansiedelung durch mein längeres Verweilen und mehr noch durch meine Flucht von hier folgenschwere Verwickelungen zu bereiten. Laßt mich daher im benachbarten Walde übernachten und den Mohawks, falls sie zurückkommen und nach mir suchen, frei und offen entgegentreten!"

„Das geht nicht!" erklärte van Curler entschieden, und als der Krämer, von dem Priester ungesehen, ihm durch Zeichen bedeutete, er möge nicht weiter in letzteren dringen, machte er eine abwehrende Bewegung.

„Hier bei mir wäret Ihr allerdings vor den Mohawks noch weniger sicher als im Walde, Monsieur," begann nun Vleeten zögernd; „auch muß ich an Frau und Kinder denken. Wäre ich ein lediger Mann, so möchte es immer d'rum sein, aber als Familienvater! Ihr versteht mich, Monsieur Jogues!"

„Gewiß, guter Mann, und ich rechtfertige auch Euere Besorgniß. Um keinen Preis möchte ich Euch und die Euerigen um meinetwillen irgend welchen Unannehmlichkeiten aussetzen," erwiderte der Jesuit freundlich und mild.

„Mohrenelement! Wenn Ihr bei Peter nicht bleiben könnt und wollt, so geht Ihr einfach mit ins Fort, und damit basta! Ich werde das rothhäutige Gesindel wahrhaftig nicht fragen, wen ich unter der Flagge der Generalstaaten will schlafen und essen und trinken lassen!" brauste nun der Kriegsmann auf.

„Herzlichen Dank, Herr Feldhauptmann! Was wird aber aus meinem treuen Begleiter?"

„Der kann immerhin in meinem Schuppen unten an der Landung schlafen," rief der Krämer vergnügt; „redet nur mit ihm und bringt die Sache ins Reine! Ich springe mittlerweile ins Haus hinüber und sage Marianne, meinem Eheweib, daß sie rasch einen Imbiß anrichtet; denn die

Ehre lasse ich mir nun ein für allemal nicht nehmen. Macht nur keine Widerrede, Monsieur! Das Ding ist fix und fertig auf dem Tisch, ehe Ihr Nein sagen könnt!"

„Dann gehe ich zum Herrn Prediger hinüber und sage ihm, Monsieur Jogues sei hier. Er wird sich herzlich freuen; denn er nimmt regen Antheil an Euren Schicksalen. Auch kann er besser mit Euch reden als ein alter Soldat, wie ich es bin," meinte van Curler, mit dem Krämer den Laden verlassend.

P. Jogues unterbreitete seinem Begleiter den ihm gemachten Vorschlag, und dieser hielt denselben für sehr annehmbar. So konnte er doch, falls die Krieger von dem Fischerlager zurückkehrten, mit ihnen reden, bevor sie des Missionärs Aufenthalt erfuhren. Er hoffte sie wenigstens so weit beschwichtigen zu können, daß Ondesonk's Leben dann nicht mehr in unmittelbarer Gefahr schwebe, und wollte diesem das Resultat seiner Bemühungen im Fort oder im Hause des weißen Häuptlings mittheilen.

Van Curler, der bald mit dem Prediger zurückkehrte, fand diesen Plan vortrefflich, und nachdem das rasch bereitete Mahl eingenommen war, gingen die drei Weißen nach dem Commandantur-Gebäude, während Wagawa'a's Gatte sich nach seinem Nachtlager im Güterschuppen begab; der Krämer aber athmete erleichtert auf.

Kaum begann das Frühroth den östlichen Himmel zu färben, als van Curler sich nach dem von ihm erwähnten Küstenfahrer, der im Strome vor Anker lag, hinüberrudern ließ, um mit dem Capitän wegen der Flucht des Missionärs zu unterhandeln. Eben erstieg er das Fallreep, da donnerte ein Schuß vom Fort über den Fluß. Erstaunt horchte der Kriegsmann. Noch war die Sonnenscheibe nicht über den Horizont emporgestiegen, und es konnte also auch der vom Aufziehen der Flagge begleitete übliche Reveilleschuß noch nicht gefallen sein. Was war da geschehen?

„Fahrt zurück und fragt, was das Schießen bedeutet!"

gebot der Feldhauptmann dem Adjutanten, der in der Schaluppe zurückgeblieben war; dann ließ er sich bei dem Capitän, der noch in den Federn lag, anmelden.

Da fiel ein zweiter Schuß auf den Wällen des Forts, langsam stieg jetzt die Flagge der Generalstaaten an ihrem Mast empor, und die Tambours schlugen Reveille.

Erschreckt trat der Capitän, der seine Toilette kaum zur Hälfte vollendet hatte, aus der Cajüte auf dem Quarterdeck und eilte auf den Commandanten zu, der über Backbord nach dem Fort hinüber spähte. „Ist das Allarm, Herr Feldhauptmann?“ rief er. „Bekommen wir einen Tanz mit den Rothhäuten?“

„Kann's nicht sagen, Capitän. Eben schossen sie drüben Reveille; aber weshalb sie das erste Mal Pulver verbrannt haben, ist mir unerklärlich.“

„Kähne mit Indianern voraus!“ brüllte die Wache im Bug mit Stentorstimme.

„Alle Donner und Hagel! da haben wir die Bescheerung! Laßt die Jolle bemannen, Capitän, daß ich hinüberkomme ins Fort! Mohrenelement! Wer hätte so etwas gedacht?“ wetterte der Kriegsmann und feuerte die bereits mit dem Niederlassen der Jolle beschäftigte Mannschaft zu äußerster Eile an.

Das Boot berührte kaum den Wasserspiegel, als die Schaluppe des Feldhauptmanns, die beim Erscheinen der Canoes rasch ihren Curs geändert hatte, beilegte und die herankommenden Wilden, die nun grüne Büsche als Friedenszeichen emporhielten, mitten im Fahrwasser erwartete.

„Brav gemacht!“ lobte van Curler; „diese Nichtbefolgung meiner Ordre schreibe ich dem Adjutanten gut.“ Und zu dem nebenstehenden Capitän gewendet, fuhr er fort: „Die Sache scheint sich aufzuklären. Es ist dem rothen Gesindel aber auch zu rathen, daß es im Angesicht der Flagge der Generalstaaten klein beigibt. Jetzt werde ich an Bord Euerer guten Brigantine den weiteren Verlauf der Sache abwarten, Capitän.“

„Was ich mir zu einer besonderen Ehre anrechne, Herr Feldhauptmann."

„Keine Complimente, Capitän! Ah! seht da, wie mein wackerer Adjutant den Kerlen Respect beibringt! Er läßt sie nicht an die Stadt heran. Sie müssen nach dem Fort hinüber. Das lobe ich mir! Dort kann man allerdings für jeden Fall ein offnes Wort mit ihnen reden. Jetzt müßt Ihr mich doch hinüber rudern lassen, Capitän. Aber fast hätte ich die Hauptsache vergessen: ich wollte hier mit Euch über eine wichtige Sache reden, nun wird jedoch meine Zeit anderweitig in Anspruch genommen. Darf ich Euch daher bitten, falls nichts Besonderes vorfällt, in etwa einer Stunde auf der Commandantur vorzusprechen? Bin stets zu Gegendiensten parat."

„Ich werde kommen, Herr Feldhauptmann. Wollt Ihr die Jolle sogleich benützen? Sie liegt bereit."

„Sogleich, Capitän! Also in einer Stunde auf der Commandantur! Guten Morgen!"

„Guten Morgen, Herr Feldhauptmann! In einer Stunde bin ich drüben."

Im nächsten Augenblicke saß der Kriegsmann im Stern des Bootes, kräftig griffen die sechs Ruder der Mannschaft in die Fluth ein, und wie ein Pfeil schoß die Jolle dem Ufer zu.

P. Jogues hatte die Nacht im Gebet verbracht und nur wenig geschlafen. Seltsame Traumgesichte gaben ihm viel zu denken. So hatte er im Traume an der Stätte, wo Gandawaga stand, eine Stadt geschaut, und über derselben las er in Flammenschrift auf wolkigem Untergrunde die Worte: „Laudent nomen Agni!" (Sie sollen den Namen des Lammes loben!) Auch Goupil erschien ihm im Traume, und als er den treuen Freund und Bruder jubelnd umarmen wollte, da erhoben sich plötzlich große Tempel aus dem Boden, und hinter ihnen versank der Theuere mit strahlendem Antlitz. Weit entfernt, diesen Träumen eine prophetische Bedeutung beizu-

legen, dachte der Missionär doch ernstlich darüber nach. Immer deutlicher glaubte er daraus zu erkennen, daß Gott dem Volke der Mohawks nicht für immer Seine Apostel entziehen wolle, sondern daß gerade unter diesen Wilden das Kreuz dereinst einen glorreichen Sieg über die Götzen erringen werde. Aber es ward ihm auch immer klarer, daß die Zeit zur Gründung einer wirklichen Mission unter den Mohawks noch nicht gekommen sei, sondern daß dieses Volk gar sehr noch der Vorbereitung durch des Allweisen Fügungen bedürfe. Er sah ein, daß es ihm gegenwärtig nicht vergönnt war, in Gandawaga oder den anderen Dörfern irgend etwas zu nützen. Im Gegentheil konnte sein längeres Verweilen oder auch seine noch wahrscheinlichere Hinrichtung weit eher dazu dienen, die unter den Mohawks lebenden Huronen-Christen von ihm abwendig zu machen, weil dieselben schwerlich ihr Leben durch ihn gefährdet sehen wollten. Und würden die Mohawks, die der christlichen Lehre geneigt geworden, da ihr Lehrer als ein Verräther dastand an dem Volke, das ihn adoptirt hatte, noch weiter gehen und sich taufen lassen? Entwich er dagegen, so lag die Möglichkeit vor, den verhängnißvollen Irrthum aufzuklären, und entstanden mit Gottes Willen später wieder freundschaftlichere Beziehungen zwischen den Franzosen und diesen Indianern, so durfte der Jesuit hoffen, durch seine Kenntniß der Sprache und der Sitten dieses Volkes sowie durch seine Freunde unter demselben werthvolle Dienste leisten zu können. Schließlich erwog er auch, daß ihm gegenwärtig durch die Verstümmelung seiner rechten Hand, an deren Daumen und Zeigefinger das erste Glied fehlte, die Darbringung des heiligen Meßopfers unmöglich gemacht sei, und daß er nur durch den Heiligen Vater in den Stand gesetzt werden könne, wieder die gnadenreichen Geheimnisse zu feiern.

Als der Tag graute, hatte P. Jogues seinen Entschluß gefaßt: er wollte van Curler's Anerbieten annehmen und entfliehen. Die beiden Schüsse erschreckten ihn; denn er

fürchtete, daß die Mohawks nach Rensselaerswyk zurückgekehrt und in ihrer blinden Wuth über die Ansiedler hergefallen seien. Wurden hier jetzt Greuelthaten verübt, und floß Blut, so war sein Entweichen die Veranlassung dazu geworden. Dieser Gedanke peinigte den hochherzigen Mann heftig, und schon dachte er daran, seinen Fluchtplan fallen zu lassen und sich den Mohawks selbst auszuliefern, um weiteres Unheil zu verhüten, als es an die Thür seines Zimmers klopfte. Mit bangem Herzen öffnete er, und der Feldhauptmann stand vor ihm.

„Guten Morgen, Monsieur!“ rief dieser, in das Gemach tretend. „Ich will mich nicht erst erkundigen, wie Ihr die Nacht verbracht habt; denn Ihr seht genau aus wie einer, der des erquickenden Schlafes entbehrte. Ich komme vielmehr, Euch wichtige Neuigkeiten zu bringen und Eueren Entscheid zu vernehmen. Die schweren Schüsse mögen Euch erschreckt haben; ich will Euch ihre Bedeutung erklären. Als die erste Karthaune heute Morgen gelöst wurde, signalisirten meine wachsamen Constabler einen starken Trupp Mohawks, der in Canoes auf dem Flusse herabkam. Anfangs hielt auch ich sie für Feinde; aber bald ward ich eines Bessern belehrt. In Gandawaga ist man nämlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Euere kopflosen Verfolger ihrem Volke durch unüberlegte Handlungen leicht eine heiße Suppe einbrocken könnten, und deshalb sind die besonneneren Führer, darunter Adler, Bunte Schlange und zwei andere Häuptlinge, deren Namen mir noch nicht bekannt sind, die Euch aber wohlwollen, sofort mit etwa zwanzig auserlesenen Kriegern aufgebrochen, um Unheil zu verhüten. Sie mußten hier am Fort anlegen, und ich habe soeben durch unseren Dolmetscher Labadie mit ihnen geredet. Bunte Schlange will Euch Sicherheit der Person verbürgen, bis Ihr nachgewiesen habt, daß Euer Brief nicht schuld an der Schießerei bei Fort Richelieu war, und auf seine Frage, wie viel Zeit Ihr dazu benöthigen würdet, sagte ich ihm, darüber

könne es immerhin Winter werden. Natürlich betrachtete ich die Unterredung nur als eine leere Formalität; ich denke nicht daran, Euch wieder in die Hände der Rothhäute zu geben, wenn Ihr eingesehen habt, daß Euer Bleibens bei den Mohawks nicht länger sein kann."

„Ja, Herr Feldhauptmann, das habe ich eingesehen, aber nun fürchte ich, Euch und den guten Bürgern von Rensselaerswyk Ungemach zu bereiten und die Ansiedelung wohl gar in große Gefahr zu bringen, wenn ich nicht zu den Mohawks zurückkehre. Hat mein Pflegevater schon mit dem Sagamore und den Häuptlingen geredet? Er besitzt großen Einfluß."

„Bis jetzt sprach noch niemand mit den Wilden, die vor meiner Rückkehr ins Fort auch nicht nach der Stadt hinunterfahren oder gehen dürfen. Ich werde aber den Mann, der ja wohl in Peter's Schuppen schlief, benachrichtigen lassen. Ihr seid also fest entschlossen, Euere Flucht zu bewerkstelligen, Monsieur?"

„Wenn meine eben ausgesprochenen Befürchtungen sich nicht bestätigen, dann nehme ich allerdings dankbar Eueren Vorschlag an und suche mit dem Schiffe nach Neu-Amsterdam zu entkommen. Redet frei und offen, Herr Feldhauptmann: bereite ich Euch wirklich keine Unannehmlichkeiten und Gefahren?"

„Durchaus nicht, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt."

„Und der lautet?"

„Laßt mich erst noch einmal mit den Burschen reden, um sie zum Bleiben bis morgen zu bestimmen. Dann geht Ihr zu ihnen und redet nicht von Euere: Besorgniß sondern bedauert den Vorfall am St. Lawrence; Ihr v sprecht, das Mißverständniß und Euere Schuldlosi nachzuweisen, und stellt Euch, als setzet Ihr volles trauen in das Wort der Häuptlinge, das Euch bis zu Euerer Beweisführung volle Sicherheit und nachher ein gerechtes Urtheil zusichert. Ich richte es dann ein, daß Ihr irgendwo in der Nähe des Flusses mit ihne

nachtet, und werde Euch nach Anbruch der Nacht bei der Flucht im geheimen Vorschub leisten und Euch auf das Boot zu schaffen suchen. Euer Freund Renard traf heute Morgen auch wieder einmal von einer seiner geheimnißvollen Streifereien hier ein und wird sogleich zu Euch kommen. Er wußte schon alles, was hier vorging, und machte ein Gesicht, als wisse er noch mehr."

„Renard hier? Das ist mir sehr erwünscht; denn er steht bei den Mohawks in großer Achtung und übertrifft sie noch an Schlauheit. Sendet ihn zu mir, Herr Feldhauptmann, ehe ich zu den Mohawks gehe!"

„Gewiß, Monsieur. Wer könnte Euch heute Nacht wohl nützlicher sein als unser braver Lothringer? Von Glück können wir sagen, daß er so ganz wie gerufen hier eintraf. Unser Herr Prediger wird Euch über Tag Gesellschaft leisten; ich werde ihn baldigst von allem in Kenntniß setzen. Nun wartet aber hier, bis ich Euch selber abhole und zu den Mohawks führe. Wollt Ihr das, Monsieur?"

„Gewiß, Herr Feldhauptmann."

Van Curler nickte befriedigt mit dem Kopfe und verließ das Gemach. P. Jogues aber sank auf die Kniee nieder und betete inbrünstig.

Während der Feldhauptmann im Fort mit den Mohawks unterhandelte und auch ohne Mühe die gewünschte Zusicherung erhielt, herrschte in Rensselaerswyk eine ungeheure Aufregung; denn die indianischen Heißsporne waren von dem Fischplatze der Mohawks zurückgekehrt und hatten dort erfahren, daß P. Jogues mit Wagawalla's Gatten stromaufwärts gefahren sei. Sie behaupteten steif und fest, er werde in der Ansiedelung versteckt gehalten, und droheten mit Mord und Brand, wenn man ihn nicht ausliefere. Wohl hatte Wagawalla's Gatte die Wüthenden zu besänftigen gesucht und ihnen die Versicherung ertheilt, Ondesonk werde sich sehr bald zeigen; denn er denke nicht ans Entfliehen, sondern sei mit ihm auf dem Wege

nach Gandawaga und ruhe nur bei dem Häuptlinge der Bleichgesichter von den Strapazen der Fahrt aus; aber der Wackere hatte bei den aufgeregten Stammesgenossen wenig bezweckt, und ihre blinde Wuth dauerte fort.

Da erschien der von der Rückkehr der Schaar benachrichtigte Feldhauptmann, von dem Dolmetscher Labadie, dem Haustirer und mehreren Officieren begleitet, an der Landung, wo Assendase soeben in seine Gefährten drang, daß sie nichts unversucht ließen, um den mächtigen und falschen Zauberer Ondesonk wieder in ihre Gewalt zu bekommen und den Manen der durch seine Tücke zu Tode gekommenen Braven zu opfern.

„Dort nahen die Bleichgesichter, um meine Brüder zu bethören! Sie haben krumme Zungen und sind alle falsch und böse wie Ondesonk! Sie hassen die rothen Männer, und sie sind deren Feinde! Eher wird die Pantherkatze mit dem Hirschkalb Freundschaft schließen, als daß das Bleichgesicht den rothen Kindern des Großen Geistes Gutes thut! Meine Brüder mögen sich nicht durch falsche Worte bethören lassen! Die Bleichgesichter reden, was sie nicht denken, und sagen, was sie nicht thun wollen!" — So hetzte der Alte, und mit finsteren Brauen empfingen die Krieger den Commandanten und seine Begleiter.

Van Curler trat heute ganz anders auf als damals in Gandawaga. Kurz und bündig erklärte er den Mohawks, er kenne den unseligen Vorgang bei Fort Richelieu genau und könne sie versichern, daß ihr Ondesonk daran völlig schuldlos sei; darum dulde er auch nicht, daß demselben ein Haar gekrümmt werde. Im Fort harrten andere aus Gandawaga, die ruhig und besonnen seien, ihrer Brüder, und diese möchten entweder mit ihm zu jenen gehen und im Fort mit ihnen berathen, oder einen andern Ort für die Verhandlung bestimmen.

Natürlich ließen sich die mißtrauischen Mohawks nicht herbei, ins Fort zu gehen; und nach kurzem Ueberlegen wurde seitens des Feldhauptmanns der Vorschlag Assen-

daſe's, die Stammesgenoſſen an der Landung erwarten zu wollen, angenommen. Van Curler kehrte nun ſogleich ins Fort zurück und traf umfaſſende Maßregeln zur Zügelung der Wilden, denen er durchaus keine friedliche Abſichten zutraute. Raſch war die kleine Garniſon an ihrem Poſten. Die Conſtabler traten an die Geſchütze, eine Abtheilung Arkebuſiere marſchirte in das Dorf hinunter, und die zu einer Bürgerwehr organiſirten Männer von Renſelaerswyk verſammelten ſich in dem Commandantur-Gebäude, wo ſich ihr Waffenſaal befand. Auch ließ der Feldhauptmann ſeine Schaluppe armiren und bemannen und ſandte eine kleine Abtheilung Soldaten mit einigen ſchweren Wallbüchſen an Bord der Brigantine, deren Capitän ſich bereit erklärt hatte, die ihm zugedachte Rolle bei dem Fluchtplane zu übernehmen. Dann zogen Bunte Schlange und Adler mit ihren Kriegern nach der Landung hinunter, und dort ward in einem offenen Schuppen ein Pau-Wau abgehalten, dem auch der Feldhauptmann mit ſeinem Dolmetſcher beiwohnte. Inzwiſchen war Renard zu dem Miſſionär gegangen und hatte mit demſelben eine lange Unterredung, an welcher auch der Prediger Megapolenſis theilnahm.

Unter den Bewohnern von Renſelaerswyk herrſchte eine ſehr gedrückte Stimmung, und unverhohlen ſprachen mehrere die Anſicht aus, daß ihnen eine ſolche Parteinahme für den franzöſiſchen Prieſter durchaus nicht gelegen ſei, weil die Anſiedelung dadurch unnöthigerweiſe in große Gefahr gebracht werden könne. Aber der brave Jakob Janſen und andere redeten der Menſchlichkeit kräftig das Wort und wieſen darauf hin, wie ſie vor der ganzen civiliſirten Welt ſich mit unauslöſchlicher Schande bedecken würden, wenn ſie zugäben, daß ein Weißer, der bei ihnen Schutz ſuche, den Barbaren, die nach ſeinem Blute lechzten, ausgeliefert würde.

Wider Erwarten nahm das Pau-Wau einen äußerſt günſtigen Verlauf. Der Sagamore trat ſehr entſchieden auf, und Affendaſe's Anhänger gingen bald einer nach dem anderen zur Friedenspartei über. Als dann von

Curier den Häuptlingen noch reiche Geschenke überreichte und sich für des Priesters Unschuld verbürgte, da schwand der Einfluß, welchen der alte Aufhetzer auf seine Genossen ausgeübt hatte, völlig, und der Feldhauptmann kehrte mit der Versicherung zurück, daß P. Jogues ungefährdet zu den Mohawks kommen könne.

Der Jesuit war ob dieser Wendung der Dinge hoch erfreut; aber seine Bedenken kehrten wieder, und er wäre schier noch in seinem Entschlusse, zu entfliehen, schwankend geworden, wenn nicht Megapolensis, und mehr noch Renard, ihn daran erinnert hätte, daß die Feinde, welche er unter den Mohawks habe, jetzt ebenso wenig wie früher ihr Wort halten würden.

„Gedenkt der Lüge und Tücke, die schon so viel Unheil über Euch und Euere Leidensgenossen gebracht hat!" rief der Hausirer warnend. „Der gute René lebte noch, wenn die Mohawks ehrlich wären, und von dem armen Couture wärt Ihr auch nicht getrennt worden. Hat auch nur ein Sachem, nur ein Häuptling ernstliche Anstalten getroffen, um den Meuchelmörder René Goupil's zur Rechenschaft zu ziehen? Seid Ihr nicht allen Versprechungen zum Trotze in Gandawaga wie ein Gefangener gehalten worden, anstatt zu Eueren Landsleuten zurückgesandt zu werden? Vergeßt nicht, mein Pater, daß man Euch bislang nur aus Furcht und Habgier am Leben gelassen hat! Ihr seid den Mohawks eine werthvolle Geisel; durch Euere Auslieferung hoffen sie dereinst ein hohes Lösegeld und obendrein einen günstigen Vertrag zu erlangen, den sie doch nur so lange halten würden, als es ihnen paßte."

In ähnlicher Weise redete auch Megapolensis. Er wies insbesondere noch darauf hin, daß unter den obwaltenden Verhältnissen eine Förderung des Missionswerkes unter den Mohawks nach menschlichem Ermessen nicht zu erhoffen sei. „Wem könntet Ihr noch nutzbar sein in Gandawaga?" rief er. „Euere treuesten Gefährten sind ermordet, und bei den Huronen, die noch unter den Mo-

hawks leben, werden Euere Ermahnungen jetzt, da Ihr als ein Feind des Mohawk-Volkes dasteht, schwerlich auf guten Boden fallen. Sie werden Euch im Gegentheil meiden, um nicht durch den Verkehr mit Euch selber in Gefahr zu kommen. Euere glaubensmuthige Jüngerin Maria Chuiska ist todt, und Wagawalla wird weit weniger von ihren Stammesgenossen behelligt werden, wenn Ihr fort seid, als wenn Ihr länger in Gandawaga weilt. Ihr habt mit Gott im Gebete Rath gepflogen, und Er hat Euere Gedanken auf die Flucht gelenkt: beharret nun auch bei Euerem Entschlusse und führt ihn aus!"

„Ich werde thun, was Ihr rathet, meine Freunde," entgegnete der Missionär. „Heute Abend nehme ich die erste beste Gelegenheit wahr und suche auf das Schiff zu entkommen."

„Wohlan, ich werde zur Stelle sein, mein Pater!" versicherte Renard.

„Und der Capitän ist auch vorbereitet. Hat er Euch erst an Bord, dann seid Ihr geborgen. Ich kenne ihn als einen zuverlässigen, energischen Mann," erklärte der Feldhauptmann, und dann gingen die Männer mit einander zu den Mohawks, die Ondesonk mit befremdlicher Zurückhaltung begrüßten.

Selbst Bunte Schlange und Adler schienen zurückhaltender geworden zu sein, und auch Koetsaeton, der erklärte Freund des Priesters, sowie Takuetete — es waren das die beiden Häuptlinge, deren van Curler erwähnt hatte — begrüßten ihn weniger herzlich, als er es erwartet zu haben schien.

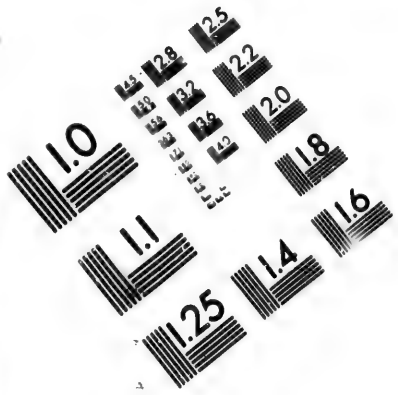
„Ondesonk wird mit uns nach Gandawaga zurückkehren und dann beweisen, daß er kein Verräther ist," sagte Bunte Schlange sehr ernst. „Er hat nichts zu fürchten, wenn er sich rechtfertigt. Wir werden hier bleiben, bis das große Licht einmal gesunken und wiedergekehrt ist, weil es der große Häuptling der Bleichgesichter so wünscht. Aber Ondesonk muß nun bei uns bleiben und nicht mehr

fortgehen. Seine Freunde mögen zu ihm kommen! Sie sind uns willkommen."

Der Missionär erklärte sich zur Annahme dieser Bedingung bereit; er suchte das Mißverständniß, das die Soldaten im Fort Richelieu zum Feuern veranlaßt haben müsse, zu erklären und begab sich dann mit den Mohawks in einen zur Zeit leerstehenden einstöckigen Bretterspeicher, der sich in der unmittelbaren Nähe des Flusses befand und von einem etwa sechs Fuß hohen Lattenzaun umgeben war. Megapolensis blieb bei dem Jesuiten, den er immer lieber gewonnen, und die Ansiedler brachten reichlich Speise und Trank, sowie auch Decken, daß die Gäste sich ihr Nachtlager bereiteten. Arnard kam und ging und suchte die Häuptlinge und den Sagamore in Sicherheit einzuwiegen, was ihm auch recht wohl glückte. Van Curler entließ noch am Morgen die zusammengerufene Bürgerwehr und befahl auch den ins Dorf gerückten Truppen, ins Fort zurückzukehren, um keinen Verdacht zu erregen. Aber seine Schaluppe kreuzte auf dem Flusse, und die Canoes der Wilden wurden scharf von ihr überwacht.

19. Die Flucht.

Mit Anbruch der Dämmerung nahm Megapolensis von dem Jesuiten Abschied, und dieser begab sich darauf bald zur Ruhe. Die Mohawks schlossen dann den Schuppen, ein Krieger, der mit der Bewachung des Priesters beauftragt war, legte sich innen vor die Thür, und die Wilden versanken in einen tiefen Schlaf. In größter Spannung harrte P. Jogues eines Zeichens, das ihm von außen gegeben werden sollte; aber Stunde um Stunde verrann, und er hörte nichts als das Schnarchen einiger Schläfer und dann und wann das Bellen eines Hundes im Dorfe. Arnard war doch sonst so zuverlässig! — Als es etwa zehn Uhr geworden, gelangte der Missionär zu der Ansicht, daß das Zeichen gegeben und von ihm überhört sein müsse. Deshalb erhob er sich, öffnete eine,



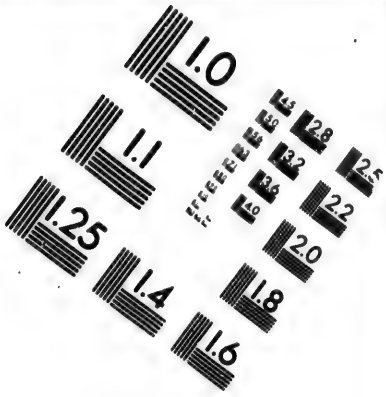
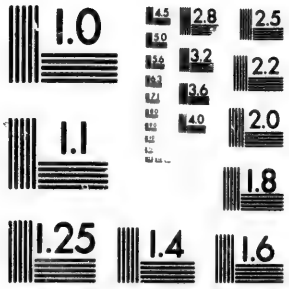
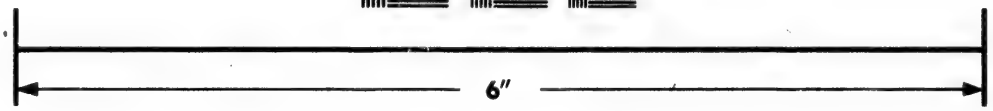
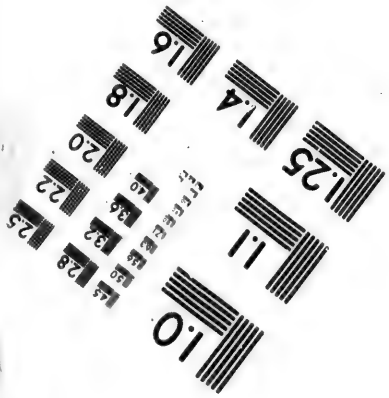
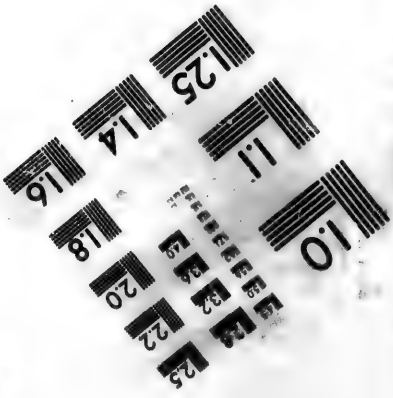


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)









Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

CIHM/ICMH
Microfiche
Series.

CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.

Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1981

nur durch einen hölzernen Riegel von innen verschlossene Luke und entstieg, nachdem er sich überzeugt, daß er unbemerkt geblieben war, geräuschlos dem Schuppen; dann schloß er die Luke wieder vorsichtig, damit der durch dieselbe hereindringende Zug die Indianer nicht wecken möge, und eilte auf eine Thür in der Umzäunung zu. Da sprang ein großer Hund, welchen er am Tage nicht in der Nähe des Schuppens gesehen hatte, auf ihn zu und schlug mit zornigem Knurren seine Zähne in das Bein des Flüchtlings. Dieser jedoch ließ sich durch diesen unerwarteten Angriff nicht aus der Fassung bringen, sondern faßte die Bestie mit kräftigem Griff an der Kehle und würgte sie so nachdrücklich, daß sie bald von ihm abließ und sich leise winselnd unter der Faust ihres Besiegers am Boden wand. Im nämlichen Augenblicke schwang sich ein Mann über den Zaun, eilte dem Missionär zu Hilfe und machte den Hund durch einen wohlgezielten Beilhieb unschädlich.

„Renard!" flüsterte der Missionär hocherfreut.

„Eilt, mein Pater! Hier ist's nicht geheuer!" gab der Hausirer leise zurück; „außer den Wilden ist noch jemand, den Ihr zu fürchten habt, um den Weg. Lauft geradeaus nach dem Flusse, dort liegt ein Boot mit Rudern! Ihr könnt ja mit solchen umgehen. Ich decke Euch den Rücken. Nur möcht' ich erst noch wissen, wer den Kläffer da hierher gebracht hat. Ihr seid doch nicht gebissen?"

„Es ist nicht der Rede werth, Renard!"

„Dann verliert keinen Augenblick, mein Pater!"

Rasch half der Retter in der Noth dem Flüchtlinge über den Zaun, und dieser eilte nun dem Ufer zu. Hier fand er ein leichtes Boot auf den Sand gezogen, das er nach mehreren vergeblichen Anstrengungen flott machte. Die Handhabung der langen Ruder verursachte ihm, der an die kurzen Doppelruder der Indianer gewöhnt war, einige Schwierigkeit; jedoch gelangte er ziemlich rasch an die Seite der Brigantine. Dort ergriff er ein ihm zugeworfenes Tau, machte

das Boot fest und erstieg mit Hülfe des Capitäns, der in eigener Person ihm Beistand leistete, die Schiffswand.

„Schnell hinunter in den Raum, Monsieur! Ich möchte Euch vor den Augen der Mannschaft verbergen, so lange wir hier sind," flüsterte der Seemann, und er führte den Flüchtling, der ihm herzlich dankte, nach unten, woselbst er ihm im Vordertheile des Schiffes einen Verschlag zur Aufbewahrung von Segeln und Tauwerk als Versteck anwies. „Ich schiebe eine Kiste vor die Thür, Monsieur," fuhr er fort, als der Jesuit sich in dem engen Raume niedergekauert hatte; „durch eine Oeffnung in der oberen Wand erhaltet Ihr Licht und Luft. Haltet Euch nur hübsch still! Ich werde von Zeit zu Zeit nach Euch sehen. Sicher seid Ihr hier auf alle Fälle."

Als die Thür verbarricadirt war, kehrte der Capitän auf das Verdeck zurück und erwartete hier die Rückkehr des wachehaltenden Matrosen, welchen er, sobald er Jogues heranrudern sah, nach etwas in die Cajüte geschickt hatte; dann rief er seinen Steuermann, um denselben mitzutheilen, daß er ins Fort hinüberfahren werde. „Weckt den Klaas und den Jungen und laßt keinen ans Schiff heran, so lange ich fort bin!" sagte er; „ich habe Wichtiges mit dem Herrn Platzcommandanten drüben zu bereden. Ich werde sehr bald zurück sein. Habt die Augen hübsch offen und gebt wohl Obacht, dann soll es mir auf eine Handvoll Piaster nicht ankommen! Habt Ihr mich verstanden, Steuermann? Kein Mensch wird an Deck gelassen, so lang' ich fort bin!"

„Sehr wohl, Capitän!" brummte der Untergebene und ging kopfschüttelnd nach der Back, um die beiden Leute zu wecken.

Van Curler hatte schon seit mehreren Stunden auf Nachricht gewartet; er war daher hocherfreut, als der wackere Seemann ihm die Kunde brachte, daß der Missionär den Wilden entronnen und vorläufig in Sicherheit sei. „Das rothhäutige Gesindel wird einen schönen Lärm auf-

schlagen, wenn es dahinter kommt, daß der Schwarzrock sich auf und davon gemacht hat, ohne Lebewohl zu sagen," sagte er lachend, indeß er eine Flasche Genever und zwei Gläser auf den Tisch setzte. „Setzt Euch ein wenig zu mir, Capitän, und vernehmt meinen weiteren Plan."

„Lange mag ich nicht von der Brigantine fortbleiben; denn man weiß doch immer nicht, was sich ereignen kann. Einen Mordsspektakel gibt's ganz gewiß," entgegnete der Seemann.

„Das ist aber auch alles," lachte van Curler. „Ich werde die Rothhäute schon zu zügeln wissen. Uebrigens ist es, denk' ich, doch gerathen, unsere Betheiligung bei der Geschichte so viel als möglich zu vertuschen. Deshalb will ich den Wilden, wenn sie einigermaßen manierlich bleiben, Gelegenheit geben, am Lande nach dem ausgeflogenen Vogel sich die Augen blöde zu gucken; und dann, meinte ich, wollten wir den Franzosen wieder ans Ufer schaffen, um die Rothhäute in das leere Nest an Bord die Nasen stecken zu lassen. Finden sie auch dort nichts, dann müssen sie sich, wohl oder übel, zufrieden geben. Was haltet Ihr von dem Plane?"

„Ich stimme Euch vollkommen bei," erwiderte der Capitän. „Kann man mit dem rothen Gesindel im guten auseinander kommen, so ist das unstreitig sehr gut. Die Kerle könnten Euch hier doch arg zu schaffen machen, wenn sie ihre ganze Macht aufböten, um für diesen Streich Rache zu nehmen."

Der Feldhauptmann entwickelte nun seinen bereits vollständig durchdachten Plan und warf sich, als der Seemann an Bord zurückkehrte, angekleidet auf ein Ruhebett, um bei dem erwarteten Allarm sofort zur Hand zu sein. Er hatte nämlich angeordnet, daß von Mitternacht an alle halben Stunden eine Patrouille durch Renselaerswyk gehen solle, und die ganze Besatzung des Forts stand unter Bereitschaft.

Bis zum ersten Morgengrauen blieb alles still; dann

aber entdeckten die Mohawks, welche das ungewohnte Krähen der Hähne geweckt hatte, daß Ondesonk im Schuppen fehlte. Einige Secunden später wußten sie, daß er entflohen sei, und nun kannte ihre Wuth keine Grenzen. Selbst Adler gerieth außer sich vor Zorn; denn des Missionärs Flucht kam ihm höchst ungelegen, und er gewann nun auch die Ansicht, daß derselbe der ihm zur Last gelegten Verrätherei schuldig sei. Nur Koetsaeton und Wagawalla's Gatte machten einige schwache Versuche, ihre Stammesgenossen zu besänftigen; diese hörten jedoch nicht auf sie und stürmten heulend durch die Ansiedelung, den Entwichenen zu suchen.

Im Fort rasselte die Lärmtrommel, und bald rückte van Curler an der Spitze aller im Fort entbehrlichen Truppen in das Dorf hinunter; er faßte an der Landung Posto, pflanzte dort ein Feldstück auf und ließ den Sagamore vor sich bescheiden, der dieser Weisung auch ohne Zögern Folge leistete.

„Wozu der Lärm?" fragte der Commandant durch seinen Dolmetscher, als Bunte Schlange mit einigen Häuptlingen und Kriegern vor ihm erschien.

„Ondesonk ist fortgegangen. Er hat mit einer krummen Zunge zu seinen rothen Brüdern geredet," entgegnete der Sagamore scharf und schneidend.

„Dann sucht ihn, aber macht keinen solchen Höllenlärm!" entgegnete der Holländer. „Ihr seid hier nicht in Gandawaga, das dürft Ihr nicht vergessen!"

„Nein, wir sind bei den Bleichgesichtern am Cohotatea, die alle falsch sind wie die Schlangen!" kreischte Affenbase, der im Heraantreten des Dolmetschers letzte Worte gehört hatte.

Des Feldhauptmanns Zornader schwoll hoch auf, als Labadie ihm diese bissige Bemerkung des Alten verdolmetschte, und vor Erregung bebend, entgegnete er, indem er nach dem Fort hinüber deutete und auf das unfern von ihm aufgepflanzte Geschütz wies: „Hütet Euch vor solchen schwar-

gen Schlangen, die Feuer speien! Andere gibt es hier nicht, wenn nicht der alte Mann, der eben wie eine getretene Katze schrie, selber ein giftiger Wurm ist!"

Affendose knirschte mit den Zähnen. Jetzt trat Adler hochaufgerichtet vor und sagte ruhig und würdevoll: „Der große Häuptling der Bleichgesichter möge nicht vergessen, daß wir hier in unserem Rechte sind. Wir suchen nach Ondesonk und verlangen, daß er uns zurückgegeben werde, falls er von den Bleichgesichtern versteckt gehalten wird. Er ist unser Kriegsgefangener gewesen und in den Stamm des Wolfes aufgenommen worden. Er gehört zu uns und nicht zu den Bleichgesichtern, und deshalb sagt Adler zu dem großen Häuptlinge: Gib uns Ondesonk wieder, oder zeige uns, daß er nicht hier ist! Die rothen Männer werden an Ondesonk beweisen, daß sie besser ihr Wort halten, als er es gethan. Sie werden ihm kein Leid zufügen, wenn er wieder zu ihnen kommt."

„Darüber wollen wir hier nicht streiten," erwiderte der Commandant. „Euer Ondesonk ist nicht in Rensselaerswyk und auch nicht im Fort. Erwählt einige besonnene und ruhige Leute, und ich will ihnen gestatten, daß sie in Begleitung einiger meiner Krieger selbst nachsehen, wo es ihnen beliebt, um sich zu überzeugen, daß ich nicht mit einer gespaltenen Zunge zu Euch redete."

Ein beifälliges Murmeln sagte dem Sagamore, daß seine Begleiter hiemit einverstanden seien, und er ertheilte demgemäß auch seine Zustimmung zu van Curler's Anerbieten, dem man unverzüglich Folge gab. Ein schriller Schrei Adler's rief die noch umherstreifenden Mohawks zur Stelle, dann traten die Wilden in einiger Entfernung zu einer kurzen Berathung zusammen, und Adler, Taketete und ein erprobter Krieger begaben sich mit dem Adjutanten des Feldhauptmanns und einer kleinen Sicherheitswache auf die Suche, welche natürlich ergab, daß van Curler die Wahrheit geredet hatte.

Seinem Auftrag gemäß zog der Adjutant das Durch-

suchen der Ansiedelung und des Forts möglichst in die Länge, so daß man damit vor Sonnenuntergang nicht fertig wurde, und van Curler machte nun dem Sagamore und den Häuptlingen den Vorschlag, sie möchten die Ansiedelung mit Posten umstellen und in der Morgenfrühe mit dem Suchen wieder beginnen. Erwischten sie den Entflohenen, so werde er, falls sie ihr Wort hielten und ihn nicht mißhandelten, nichts darein reden. Sie möchten jedoch ihren Kriegern nachdrücklichst einschärfen, daß jeder Uebergriff, jede Ruhestörung von ihrer Seite einen energischen Denkzettel zur unmittelbaren Folge haben werde.

„Es kehren nicht viele nach Gandawaga zurück, wenn Ihr nicht hübsch manierlich bleibt und Frieden haltet: das merkt Euch und handelt darnach!" schloß er seine kurze Ansprache, und die Mohawks fügten sich mit sichtbarem Unbehagen seinem Willen.

Dann traf der Feldhauptmann die nöthigen Vorsichtsmaßregeln für die Nacht. Er placirte im Orte einen starken Wachtposten, der wiederum an mehreren Punkten Schildwachen ausstellen und regelmäßige Runden patrouilliren lassen mußte. Auch verabredete er mit dem wachehabenden Officier die bei verschiedenen Vorkommnissen zu gebenden Signale, hieß die im Fort bleibende Besatzung sich für alle Fälle bereit halten und gab dem die Schaluppe befehligenden Fähnrich gemessene Befehle. Als es Nacht geworden, ließ er sich nach der Brigantine rudern, um später den Missionär ans Land schaffen und in dem Waarenspeicher eines Krämers, dessen Gebäulichkeiten sich an einer leicht erreichbaren Uferstelle befanden und bereits durchsucht waren, in Sicherheit bringen zu lassen.

An Bord der Brigantine hatte sich mittlerweile in der Dämmerstunde Gräßliches ereignet. Der Capitän hatte nämlich seit mehreren Tagen einen Ersatzmann für einen erkrankten Matrosen anzuwerben gesucht, und heute war um die Mittagsstunde ein Mann an Bord gekommen, der ihm seine Dienste anbot und auch gemiethet

ward. Spät am Nachmittage kam der Hausirer auf die Brigantine und redete mit dem ihm seit Jahren bekannten Capitän in dessen Cajüte. Gerade wollte er sich mit demselben bei anbrechender Dunkelheit nach unten begeben, um den dort verborgenen Jesuiten von dem Verlauf der Dinge in Kenntniß zu setzen, als er des neuen Matrosen ansichtig wurde und denselben erstaunt anschauend, vor der Cajütenthür, aus der er soeben getreten war, stehen blieb.

Der Mann wandte sich hastig um und machte sich mit einer Rolle Tau auf dem Deck zu schaffen, der Lothringer aber, der nun seiner Sache gewiß geworden war, trat an ihn heran und fragte in schneidendem Tone: „Also jetzt wird Seemann gespielt?"

„Ja, Thomas Renard; aber Du sollst es nicht ausplaudern!" keuchte der andere, der blitzschnell eine Handspeiche nebenan ergriff und zu einem mörderischen Hiebe ausholte.

„Bouffet, Mordbube! nun rechnen wir ab!" schrie der Lothringer, dem furchtbaren Schlage geschickt ausweichend und den lange gesuchten Todfeind mit seinen muskulösen Armen umklammernd.

Ein entsetzliches Ringen erfolgte, bei welchem das Leben den Einsatz bildete. Keiner der Kämpfer sprach ein Wort. Keuchend und die gewaltigen Muskeln zu äußerster Anstrengung anspannend, suchte jeder den andern niederzuwerfen. Der Waldläufer war größer und stärker gebaut als der Hausirer, aber dieser erwies sich dennoch als der Ueberlegene. Seine Gewandtheit wog des Hennegauers rohe Kraft auf, und nach wenigen Secunden stürzten die Ringer dröhnend auf das Deck. Renard's Linke hatte sich krampfhaft um die Gurgel seines Feindes geklammert, der röchelnd unter ihm lag; mit Gedankenschnelle fuhr nun die Rechte des Rächers, in welcher das Messer seines Gegners blitzte, auf dessen Brust nieder, und der Kampf war beendet.

Starr vor Ueberraschung hatte der Capitän dem Todesringen zugeschaut, und auch mehrere Matrosen, die dessen Zeugen gewesen, ergriffen für keinen Partei. Nun erhob sich der Lothringer, reichte dem Capitän das blutige Messer und sagte, auf den todwunden Hennegauer deutend: „Ueberliefert mich den Gerichten, Capitän! Ich werde verantworten, was ich gethan! Dort liegt der Mörder meiner Schwester und meines Vaters!"

Keine Hand streckte sich nach dem Haustirer aus, um ihn zu ergreifen. „Ich bin keine Magistratsperson und kann Euch nicht verhaften," sagte der Seemann schaudernd.

„Es wäre auch unnöthig," keuchte der Verwundete mit einem grimmen Seitenblick auf den Lothringer; „der Teufel holt ihn doch, und er muß mit mir in der Hölle braten! Gafft mich doch nicht an, als wenn ich ein wildes Thier wäre! Das Messer hat tief geschnitten, und mit mir ist's bald vorbei. Jetzt will ich auch den Mund aufthun und Euch beweisen, daß ich mich nicht fürchte, alles zu erzählen: der Schwarze weiß es ohnehin. Legt mich aber ein Bischen besser! Auf eine Bank streckt mich meinetwegen aus und schiebt mir einen Block unter den Schädel! Dann schwatzt sich's leichter."

Auf einen Wink des Capitäns hoben die Matrosen den wüsten Menschen auf und trugen ihn in die Cajüte, wo sie ihn auf eine gepolsterte Bank niederließen und eine mehrfach zusammengelegte Decke, die der Capitän herbeiholte, unter seinen Kopf schoben.

„Ihr seid wahrhaftig anständiger, als ich glaubte," fuhr nun der Verwundete fort. „Jetzt holt den Jesuit aus seinem Rattenloche herauf und ruft sonst her, wen Ihr wollt! Dann sollt Ihr eine Beichte zu hören bekommen, daß Euch die Haare zu Berge stehen. Aber der Pfaff muß dabei sein; denn den geht die Geschichte sehr viel an."

„Wer sagte Euch, daß ein Priester an Bord ist?" fragte der Capitän erstaunt.

„Meine gute Spürnase, alter Seebär! Ruft ihn

schnell her, sonst mache ich das Maul zu für alle Ewigkeit, und Ihr kommt um die schöne, gruselige Geschichte."

„Läßt sich das thun?" fragte Renard den Capitän flüsternd.

„Ich kann ihn über eine Hintertreppe ungesehen hereinbringen," lautete die Antwort.

Der Capitän ging, und Renard setzte sich schweigend auf einen Sessel dem Lager seines Opfers gegenüber.

Nach wenigen Minuten trat der Capitän mit dem Priester, den er schon flüchtig von dem Vorgefallenen unterrichtet hatte, durch eine Hinterthür ein, und gleichzeitig meldete der Steward den Feldhauptmann, der ihm auf dem Fuße folgte.

„Was gibt's denn hier?" rief der Kriegsmann.

„Ach, Herr Feldhauptmann, Ihr kommt wie gerufen," sagte der Capitän, und in wenigen Worten erzählte er, was sich an Bord ereignet hatte.

„Ich bin Euer Gefangener," begann Renard, als der Seemann geendet hatte. „Ich habe diesen Mann hier, den Ihr unter dem Namen Jan kennt, den die Mohawks Rothe Hand nennen, und der eigentlich Jean Bouffet heißt, niedergestoßen. Hört ihn, hört andere, hört mich, und dann verfahrt mit mir nach Recht und Gesetz!"

„Das wird geschehen, Renard," erwiderte van Curler tiefernst und ließ sich auf einen Sessel nieder, den der Hausirer an das Lager des Verwundeten geschoben hatte.

„Ist der Pfaff da?" fragte der Waldläufer, der den Missionär noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, und als derselbe nun vortrat, rief er mit einem gräßlichen Lachen: „Jesuit, Du hast mir viel Spaß gemacht! Ich kann Dich jetzt noch sehen, wie Du die Augen verdrehtest, als die Rothhäute mit Dir in den Dörfern Parade machten und Dich auf ihre Katzenmanier liebkosten."

„Jean Bouffet, Du stehst nun an den Pforten der Ewigkeit," erwiderte der Priester auf diesen rohen Ausfall des Verworfenen.

„Sag' nur: am Höllenschlunde, Pfäfflein! Mich schreckst Du damit nicht! Mir ist's Eins, wohin ich komme." Und grell auflachend, ersuchte er den Capitän um einen Trunk Genever, um die erlöschende Lebensflamme noch ein Weilchen wachzuhalten, wie er sich in frevelhaftem Scherz ausdrückte.

Das Verlangte wurde ihm gereicht, und nachdem er mit sichtbarem Behagen getrunken hatte, begann er seine Geständnisse.

Vor Jahren hatte er zu Quebec Renard's Schwester Louise um ihres Geldes willen geheiratet. Da aber der alte Renard, dessen Haushalt Louise führte, dem Schwiegersohn die verlangten Goldfüchse nicht aushändigte, schlug dieser, als der Alte einmal abwesend war, mit einem Schüreisen seine Frau nieder und raubte dann die Truhe aus, in welcher das Geld des Alten lag. Als dieser dann in die Stube kam, stach ihn der Räuber nieder. Auf des Vaters Hilfegeschrei war Thomas herbeigeeilt und hatte wie ein Rasender den Mörder angefallen; dieser aber schlug ihn mit dem Schüreisen zu Boden, ließ ihn für todt liegen und ergriff dann die Flucht. Thomas erholte sich bald, und auf seine Anzeige wurde Bouffet gefänglich eingezogen und processirt. Es gelang ihm jedoch, den Gefängnißschließer zu überwältigen und zu den Wilden zu entkommen, bei denen er sich bald heimisch fühlte.

Dann fuhr er in seinem grauenerregenden Cynismus fort zu berichten, wie er P. Jogues auf der Insel im Petri-See den Mohawks in die Hände gespielt und aus dem Verrathe doppelten Lohn geschlagen; wie er nachher die Wakon-Männer bestochen, Chuiska niedergestoßen und auf Renard angelegt hatte. Darnach verlangte er nach einem Trunke.

Die Zeugen des gräßlichen Geständnisses hatten sich vollständig ruhig verhalten, und hätte nicht dann und wann dieser oder jener, den der Waldläufer an ausgestandene Leiden und schweres Herzeleid mahnte oder gar verhöhnte,

die Farbe gewechselt und die Lippen zusammengekniffen, um eine schneidige Antwort zurückzudrängen, so hätte man die Ansicht gewinnen können, als ob die Anwesenden an dem Erzählten keinen tieferen Antheil nähmen. Auf keines Gesichte, das des Priesters ausgenommen, war eine Spur von Gram oder Mitleid zu entdecken. Der Capitän zeigte eine eiserne Ruhe, der Feldhauptmann schaute finster auf den tückischen Burschen, an den er sein Vertrauen verschwendet hatte, und Renard schien ganz kalt zu sein. Des Jesuiten Gesicht aber bekundete tiefen Schmerz um die Seele des Abtrünnigen, die ihrem ewigen Verderben in frechem Trotz entgegeneilte. Er hörte nicht den gemeinen Hohn des Verworfenen, er grollte ihm nicht wegen irgend einer seiner Schandthaten, sondern er flehte unablässig aus tiefstem Herzen zu Gott, Er möge, wenn es geschehen könne, diese Seele nicht verloren gehen lassen.

Schweigend reichte der Capitän dem Verwundeten das Verlangte. Dieser leerte das Glas mit einem tiefen Zuge, dankte mit einer gräßlichen Verwünschung und fuhr dann fort: „Nun sollt Ihr auch wissen, weshalb ich hier blieb. Es war ein gewagtes Spiel, und ich habe die Partie noch in dem Augenblicke verloren, wo ich sie sicher zu gewinnen glaubte. Das vergesse ich Dir selbst in der Hölle nicht!“ rief er, die Faust gegen Thomas ballend. „Als Du meine Spur vor einer Woche verlorest, bist Du fast über mich gestolpert, blinder Tölpel! Ich war in dem Bache, wo Du meine Fährten im Sande fandest, hinunter gewatet und vom Wasser aus in einen hohlen Baum gekrochen, der auf dem Strande lag. Du hast keine zehn Schritte davon auf einem Stein gesessen, und ich sah Dir durch ein Astloch zu, wie Du die letzten paar Brocken aus Deiner Tasche zusammen suchtest. Grinse mich nur an, Thomas: diesmal warst Du der Esel! — Nun kommt etwas für den Pfaffen und die anderen! Als ich Renard gehen sah, kroch ich aus dem unbehaglichen Loche, marschirte wieder ein Stück aufwärts im Bache und schlug dann eine nörd-

liche Richtung ein, weil ich mich wieder einmal nach dem Glatzkopf umsehen wollte. Der Witz mit dem Thomas spielte im Mohikaner-Lande weiter unten am Cohotaten, und der Bach, von welchem ich sprach, fließt dort in den Cohotaten. Der mir bekannte Fischplatz der Mohawks lag mir nicht aus dem Wege; deshalb ging ich dorthin. Aber dem rothhäutigen Gesindel, das ich in großer Aufregung fand, stellte ich mich nicht persönlich vor, weil die Geschichte mit dem Mädel noch zu neu war. Als ich mich eine kurze Zeit dort herumgetrieben und den Pfaffen nicht zu Gesicht bekommen hatte, gedachte ich, meine Füße weiter zu setzen, hier einmal ungesehen die Mynheers zu besuchen und dann dem Pfaffen, dem ich längst den Tod geschworen hatte, wieder in Gandawaga nachzuspüren. Magst es nun auch wissen, Glatzkopf, daß meine Kugel Dich damals, als sie Dein Ruder zerschmetterte, sicher aus der Welt geschafft haben würde, wenn das feucht gewordene Gewehr nicht nachgebrannt hätte. Und Dir, knurriger Landsknecht, kann ich das Compliment machen, daß Deine Burschen in der Schaluppe mit ihrer Kanone kein Scheunenthor auf zehn Schritt treffen. Hätten sie nicht auf den Fleck gezielt, wo ich lag, so wäre vielleicht mein letztes Brod gebacken gewesen; so aber hatten sie den Dampf aus meiner Büchse aufsteigen sehen, hielten drauf und — ich war sicher. Gefunden haben sie mich auch nicht. Sie und die Mohawks waren blind wie die Maulwürfe, sonst hätten sie meine Spur sehen müssen, die oben in die Felsen führte. Aber sie schnupperten unten im Busch herum, und als es mir droben zu langweilig wurde, ging ich weiter.

„Nun muß ich bei den fischenden Rothhäuten wieder anfangen: ich wollte also gerade von ihnen wieder nordwärts ziehen, als ich des alten Assendase gewahr wurde, der mit einer Bande Krieger wie ein Wahnsinniger angestürmt kam und das ganze Lager in eine ungeheuere Aufregung brachte. Natürlich mußte ich erfahren, was los

war, und bald fand ich auch Gelegenheit, den Alten von meiner Abwesenheit in Kenntniß zu setzen. Da erzählte er mir denn die Geschichte von der Schießerei bei dem Fort am St. Lawrence, und ich erfuhr ferner von ihm, daß ihr Ondesonk hierher gelaufen sei, und sie ihm nachsetzen und ihm das Lebenslicht ausblasen wollten. Blitzschnell schoß mir nun der Gedanke durch den Kopf, daß der schlaue Jesuit Lunte gerochen habe und von hier aus das Weite suchen werde, und das mußte und wollte ich verhindern. Ich kenne die Wege hier herum besser als die Rothhäute und kam auch ein Weilchen vor ihnen an. Ein guter Freund, den ich nicht verrathe, nahm mich auf und half mir beim Nachspüren. Daß der Pfaff aus dem Fort in den Schuppen zu den Mohawks ging, war mir Wasser auf die Mühle, und hättest Du nicht, lumpiger Renard, den Hund, welchen ich in die Umzäunung gebracht hatte, abgekehlt, so wäre ich Sieger geblieben, und der verdammte Jesuit müßte mir voran spazieren in die Hölle, oder in seinen Himmel, der noch schlimmer ist. Seine Flucht auf dieses Schiff sah ich aus einem Versteck mit an, aber ich konnte nichts thun, weil Thomas nach mir am Ufer umherschnüffelte. Das ist alles."

„Und weshalb ließet Ihr Euch von mir anwerben?" fragte der Capitän.

„Wollt Ihr das auch noch wissen?" gab der Verwundete mit einem Grinsen zurück, aus dem teuflischer Hohn und heftiger Schmerz sprachen. „Es mag drum sein! Den Thomas, der verflucht sein möge bis in den tiefsten Höllenschlund . . . huh, wie das brennt in meinem Brustkasten! Wasser! Wasser! . . ."

Als der Missionär dem verwilderten Menschen die verlangte Labung reichte und ihn dabei voll Mitleid und Trauer anschaute, da stieß derselbe den ihm dargebotenen Becher, nachdem er einen Schluck daraus genommen, mit einer wüthenden Geberde zurück und schrie: „Guck' mich nur nicht so jämmerlich an, elender Jesuit! Kannst es Deinem

Freunde, dem Teufel, danken, daß ich hier liege und bald abrutschen werde, sonst hätte ich entweder die Mohawks in dieser Nacht noch aufs Schiff gelassen und Dich in ihre Hände geliefert, oder Du wärest auf der Reise einmal unversehens über Bord gefallen. Magst mir's glauben, wenn ich nicht den verdammten Messerstich erwischt hätte, dann war Dein Todesurtheil unterstegelt. Jetzt habt Ihr alles gehört, und nun schert Euch zum Henker, daß ich Euere Fratzen nicht mehr vor den Augen habe und mich nicht noch in meiner letzten Stunde darüber ärgere!"

„Ist schon ein Verband angelegt worden?" fragte der Missionär den Seemann.

„Nein; es würde auch unnütz sein," erwiderte derselbe.

„Der Schurke ist es nicht werth, daß man sich noch um ihn kümmert: sonst ließe ich den Feldscher aus dem Fort herüber holen," grollte van Curler.

„Thut das, Herr Feldhauptmann!" bat der Priester.

„Laßt's bleiben, sage ich!" ächzte der Waldläufer, der sich jetzt vor Schmerz auf seinem Lager krümmte; „laßt's bleiben! Ich will keinem Pflasterschmierer in die Hände fallen! Das Loch brennt höllisch, aber mich packt auch — ich weiß nicht was — Unruhe möchte ich's nennen. Geh' mir aus dem Gesicht, Pfaff! Deine Augen glühen wie Feuer, und mir ist's, als schnürte mir was die Kehle zu, wenn ich Dich ansehe!"

„Das Gewissen regt sich, Bouffet! Gott will Euch große Gnade erweisen. Stoßt sie nicht von Euch! Denkt an Euere Jugend! Denkt an die frohe Zeit, in welcher Ihr noch gebetet habt!" mahnte P. Jogues.

Aber durch seine milde Warnung goß er nur Oel ins Feuer; denn der Waldläufer richtete sich mit äußerster Anstrengung halben Leibes auf und brüllte, vor Wuth schäumend: „Pack' Dich zum Henker, Pfaff! Sing' den Wilden und Kerlen, die dümmer sind als der wilde Jan, Deine Plärrelieder vor! Ich glaube doch an Deinen ganzen Schwindel nicht! Und wenn es so ein Ding wie ein Gewissen gibt,

so kann's mich jetzt nur deshalb plagen, weil ich damals den Wakon-Männern der Mohawks einblies, sie möchten Dich nicht verbrennen lassen. Die Dummheit ärgert mich, daß ich aus der Haut fahren möchte! Komm' her, Glatzkopf, daß ich Dich mit meinen Fingern erwürge!" Infolge einer heftigen Bewegung verlor der Elende das Gleichgewicht, und im Begriff, den ruhig neben ihm stehenden Priester anzufallen, rollte er von der Bank und stürzte zu Boden, wobei sein Kopf mit solcher Wucht auf eine irdene Schale schlug, daß sie zerbrach.

Sofort griffen Renard und der Priester zu und legten den Regungslosen auf sein Lager zurück. Sein Gesicht hatte eine aschfahle Farbe angenommen, seine Augen waren geschlossen, und als P. Jogues den Kopf des Hennegauers auf die ihm als Kissen dienende Decke niederlegte, rann plötzlich von der rechten Schläfe ein starker Blutstrom hernieder.

„Er hat sich selber den Rest gegeben: seht da diesen Splitter von dem Wassernapf!" rief van Curler, indem er einen langen und spitzen Scherben aus der Schläfe zog und schaudernd von sich warf. „Bin doch sonst keine Memme," brummte er dabei, „das habe ich manches Mal schon bewiesen; aber diese Geschichte hier macht mich doch gruseln."

„Er ist todt," sagte der Seemann, der neben der Bank niedergekniet war und Puls- und Herzschlag des Waldläufers geprüft hatte.

„Dann ist ein Bluthund weniger auf der Welt!" murmelte der Feldhauptmann vor sich hin, und zu dem Hausirer gewendet, fügte er laut hinzu: „Ihr verdientet eigentlich eine Belohnung dafür, daß Ihr den Banditen aus der Welt geschafft habt. Ich rechne Euch das hoch an, Thomas! Wir müssen allerdings, schon der Leute halber, so eine Art Gericht halten; aber das ist nur zum Scheine. Hier ist ja auch nichts zu richten."

„Ist es dem Herrn Feldhauptmann genehm, so gehen wir auf Deck, und ich lasse erst die Leiche hier fortschaffen

und rein machen, ehe wir zurückkehren," schlug der Seemann vor und sah dabei P. Jogues zweifelnd an.

„Einverstanden, Capitän! Der Monsieur mag sich nun immerhin der Mannschaft zeigen; denn wir müssen ihn doch ans Land schaffen," erklärte van Curler. Und er verließ mit den Uebrigen die Cajüte und erzählte draußen, nachdem der Capitän seinen Leuten die nöthigen Anordnungen ertheilt, was sich mittlerweile in Renselaerswyk ereignet hatte, und was er nun mit dem Missionär zu thun gedenke.

Van Curler's Plan freute den Seemann, aber nur ungern erklärte dieser sich damit einverstanden, daß P. Jogues seiner Obhut entzogen werden sollte. „Viel lieber ließe ich es auf einen Angriff ankommen!" eiferte er, als der Kriegsmann ihm nochmals die Nothwendigkeit dieser Maßregel darzuthun gesucht hatte. „Weit besser dünkt es mich, daß Ihr mir die Wilden herüberschickt; wenn sie unverschämt werden, will ich ihnen schon zeigen, wie Seemannsfäuste mit solchen Hallunken umspringen."

Der Platzcommandant schüttelte energisch den Kopf und wollte darauf ablehnend erwidern, als P. Jogues sich ins Mittel legte und erklärte, er werde es nicht zugeben, daß seinetwegen noch mehr Gefahren heraufbeschworen würden und es um ihn gar zu einem Gemetzel käme. „Laßt mich zu den Mohawks zurückkehren und mit ihnen nach Gandawaga gehen," sagte er; „mein Leben steht in Gottes Hand, und Sein heiligster Wille geschehe!"

„Amen! Amen! sage ich dazu," rief nun van Curler. „Ja, des allmächtigen Gottes Wille möge und wird auch erfüllt werden — gleichviel, ob wir dieses oder jenes thun. Aber Gott hat uns auch Verstand gegeben, daß wir ihn benutzen und Seinen Willen zu erkennen trachten. Ihr selber habt ja gestern und auch heute noch darnach gestrebt, Gottes Willen zu erkennen, und seid dabei zu der Ueberzeugung gelangt, daß Ihr fliehen sollt. Kehrt Ihr zu den Wilden zurück, die kein Anrecht auf Euch haben, und

denen Ihr weder durch Euer Wort noch durch irgend etwas Anderes verpflichtet seid, so gebt Ihr ihnen eine Gelegenheit, einen Mord zu begehen und eine neue Blutschuld auf sich zu laden. Ich bin kein gelehrter Mann, Monsieur, und kenne von der Gottesgelahrtheit nicht das A noch das Z; aber mein gesunder Menschenverstand sagt mir, daß ich Euch nicht Eueren Mördern überliefern darf. Also schlagt Euch endlich das Zeug aus dem Kopfe; denn darin bekommt Ihr von mir niemals Recht. Hier kriegen Euch die Mohawks ganz gewiß nicht wieder in ihre Finger, dafür stehe ich. Auf jeden Fall werdet Ihr von mir nicht zu ihnen gelassen, sondern an die Seeküste geschafft. Wollt Ihr dann wieder nach Gandawaga laufen, um Euch von den Rothäuten maltraitiren und schließlich braten zu lassen, so ist das nicht meine Sache. Vorläufig bin und bleibe ich Euer Wächter. Halloh, Capitän! Wie wäre es, wenn wir den Monsieur in eine Theerjacke steckten und so ans Land schmuggelten?"

„Einfacher ist es noch, wenn wir mit ihm direct nach dem Fort hinüber fahren, von wo aus ja leicht ein Weg nach dem künftigen Versteck gefunden werden kann," meinte der Seemann, und mit einem schelmischen Lächeln fügte er hinzu: „Die Seemannstracht würde auf dem Leibe des Monsieur Jogues selbst wohl von einer Rothhaut als nicht dahin gehörig erkannt werden."

„Drollig genug müßte er sich darin ausnehmen," pflichtete der Feldhauptmann bei. „Also lassen wir's bei Euerem Vorschlage!"

„Klaas, das Langboot klar machen!" befahl der Capitän dem eben vorübergehenden Maat. „Aber was soll mit der Leiche geschehen?" fragte er dann, zu van Curler gewendet. „Wollt Ihr sie den Wilden ausliefern, um dieselben zu beruhigen? Sie hassten den Kerl ja bis aufs Messer."

„Nein, Capitän! Den Leichnam sollen meine Sappeure morgen in aller Stille hinter dem Fort einscharren," er-

widerte der Angeredete; dann zog er den Seemann beiseite, um mit ihm allein noch etwas zu bereden, was auf die Durchsuchung des Schiffes seitens der Mohawks Bezug hatte.

Als nun der Hausirer mit dem Priester allein war, fragte er flüsternd: „Darf ich hoffen, mein Vater, daß Ihr mich nicht als Mörder betrachten werdet?"

„Das werde ich nicht thun, Renard," entgegnete der Jesuit mit mildem Ernst. „Gott allein kann es entscheiden, ob Ihr das Blut Bouffet's willentlich vergossen, ob Ihr ihn mit Vorsatz getödtet, oder die That in Selbstvertheidigung begangen habt."

„Gott sieht in mein Herz; Er möge mir ein gnädiger Richter sein!" murmelte der Lothringer erschüttert.

Da mahnte der Capitän zum Aufbruch. Die Männer bestiegen das Boot und gelangten ohne Zwischenfall in das Fort. Von hier wurde der Missionär sofort nach dem ihm bestimmten Versteck gebracht. Dann kehrte van Curler, nachdem er ihm noch einige wohlgemeinte Rathschläge ertheilt, nach dem Commandantur-Gebäude zurück, von wo auch der Capitän gar bald sich wieder an Bord seines Schiffes begab. Renard aber bestieg seinen Kahn und fuhr planlos stromaufwärts; denn er sehnte sich nach der Einsamkeit. Die Stimme des Gewissens sprach ihn nicht von aller Schuld frei, und er wollte in der stillen Nacht allein mit Gott reden.

Die Mohawks wurden am folgenden Morgen auf die Brigantine gebracht. Nachdem sie dieselbe gründlich durchsucht, kehrten sie wieder zu ihren Genossen zurück, welche der Feldhauptmann durch Geschenke einigermaßen zu beruhigen wußte. Der Haupttrupp fuhr darauf nach Gandawaga, während sich Assendase mit einigen seiner Anhänger zu den unterhalb Renselaerswyk fischenden Stammesgenossen begab.

20. Auf freien Füßen.

Allerdings zogen die Indianer am nächsten Tage ab, aber sie waren bei weitem nicht so vertrauensvoll, als die Holländer glaubten, und wochenlang zeigten sich stetig in Rensselaerswyk Mohawks, welche dort bald dieses, bald jenes zu besorgen hatten. So wurde die Uebersiedelung des Missionärs auf die Brigantine, die von den Rothhäuten scharf überwacht wurde, von Tag zu Tag hinausgeschoben, bis endlich der Capitän sich gezwungen sah, ohne seinen Schützling abzufahren. Nun mußte der Jesuit volle sechs Wochen lang auf eine neue Schiffsgelegenheit warten und konnte diese ganze Zeit hindurch seinen Schlupfwinkel, in welchem er Unsägliches litt, nicht verlassen.

Der Holländer, in dessen Waarenschuppen er versteckt worden war, bekleidete eine Art Handelscommissariat. Er hatte eine Indianerin zur Frau und war sehr geizig. Sein Haus war der Sammelplatz der nach Rensselaerswyk kommenden Rothhäute, und van Curler hatte dasselbe zum Zufluchtsort für P. Jogues erkoren, weil dieser dort ja von den Mohawks am wenigsten gesucht werden würde. So reichlich auch der Prediger Megapolensis, der Feldhauptmann und Peter Vleeten ihrem Schützling Speise und Trank sandten, so erhielt dieser doch nur sehr wenig davon: der Geizhals eignete sich alles an und sorgte dafür, daß möglichst viele Indianer in seinen Waarenschuppen kamen, um dem Missionär das Entfliehen recht lange unmöglich zu machen und Nutzen von ihm zu ziehen. Auch Renard kam häufig, den Gefangenen zu besuchen, wurde jedoch aus erheuchelter Vorsicht selten zu ihm gelassen, und selbst dann vernahm er von dem starken Dulder kein Wort der Klage über die schmähliche Behandlung. Nur über die Bißwunde in seinem Beine, die stark eiterte, und ihm fast einen Monat lang viel zu schaffen machte, klagte der Missionär. In dieser Zeit schrieb P. Jogues an P. Jerome Lallemant, seinen Oberen in der Huronen-

Mission am Nipissing-See, einen Brief, der vom 30. August 1643 datirt und der Nachwelt erhalten ist.

Van Curler wandte sich mittlerweile, von dem Prediger Megapolensis unterstützt, an den hochherzigen Gouverneur Wilhelm Kieft. Er schilderte ihm eindringlich die Lage des Jesuiten, erklärte, er habe genug Truppen, um nöthigenfalls die Ansiedelung gegen die Wilden vollständig zu decken, und suchte um die Vollmacht nach, den armen Dulder nach eigenem Ermessen schützen und mit nächster Gelegenheit nach der Manhattan-Insel senden zu dürfen.

Endlich kam von Neu-Amsterdam die heißersehnte Nachricht, und der Feldhauptmann theilte seinem Schützlinge mit, daß er nun freie Hand habe und ihn mit dem nämlichen Schiffe, das des Gouverneurs Schreiben gebracht, ostwärts senden werde. Jogues war darüber hocherfreut und begab sich noch an demselben Tage nach dem Commandantur-Gebäude, wo ihm für den kurzen Rest seines Rensselaerswyker Aufenthaltes ein wohnliches Gemach hergerichtet wurde.

Die Mohawks erfuhren nie, daß der Pater seit seiner Flucht aus dem Schuppen, wo er mit ihnen geschlafen hatte, noch in dem Orte gewesen war, und ließen sich, nachdem sie die Nutzlosigkeit ihres Trotzens erkannt, leicht durch Geschenke abfinden.

Dominicus Megapolensis wußte seiner Freude nicht anders Ausdruck zu geben, als daß er erklärte, der Missionär dürfe nicht allein reisen: er werde ihm bis nach Neu-Amsterdam das Geleit geben und dort für seine Weiterbeförderung sorgen. Das kam dem Feldhauptmann sehr erwünscht, weil er nun Gelegenheit hatte, den Gouverneur über die Vorgänge in der Ansiedelung weit genauer unterrichten zu lassen, als das auf schriftlichem Wege möglich gewesen wäre.

Peter Bleeten hatte jetzt wieder Courage bekommen und versicherte hoch und theuer, er würde Gut und Blut für den Monsieur Jogues eingesetzt haben, wenn nicht

seine Mariamne eine unüberwindliche Angst vor den Mohawks hätte, die er vergebens ihr auszureden suchte. Aber Frau Marianne hatte sich's nicht nehmen lassen, ihren besten Putz anzulegen, um dem merkwürdigen Monsieur, der sich aus purer Liebhaberei von den Wilden quälen lasse, nun noch vor seiner Abreise ihren Besuch abzustatten.

Sie war bei der ganzen Unterredung zugegen und legte energisch Protest dawider ein, daß ihr Ehegemahl sie der Zaghaftigkeit beschuldigte. „Peter, das mußt Du aber doch nicht sagen!" eiferte sie. „Pfui, Peter! wer wird so dick und handgreiflich lügen? Ich hätte mich vor den Wilden gefürchtet, sagst Du? Nein, Peter, was zu arg ist, das ist zu arg. Du warst, wie immer, die bange Büchse und jammertest ja ganz herzzerreißend, daß der Besuch des Monsieur Dein Waarenlager . . ."

„Aber, Marianne! Zuerst habe ich doch gewiß nicht an meine Waaren, sondern an Dich und an die . . ."

„An mich hättest Du zuerst gedacht? An mich und an die Kinder?" schnitt die in Hitze gerathende Frau die schüchterne Vertheidigung des Krämers kurz ab. „An mich denkst Du immer zu allerletzt und oft, ja sehr oft auch gar nicht! Nein, Peter, Deine Waaren steckten Dir im Kopf! Deine Waaren und Dein . . . aber nein! Dein Schopf konnte ja nicht durch die Wilden in Gefahr kommen; denn wo der einmal saß, da ist ja schon längst eine öde Wüste! Dein Schädel ist ja oben spiegelglatt, und ich wüßte wirklich nicht, wie die Wilden es anstellen sollten, wenn sie Dir die Kopfhaut nach ihrer Manier abziehen wollten. Kurz und gut, Peter, Du hast um Deine Waaren und um Dein Bischen Leben gebangt, und das war alles. Ei, Du kriechst ja schier in ein Mauseloch, wenn ich nur den Mund aufthue, um Dir die Wahrheit zu sagen! Glauben Sie's ihm nicht, Monsieur, daß ich mich vor den Mohawks fürchtete! Peter war der Hase! Peter — und nicht ich!"

Der Feldhauptmann, der vor diesem Erguß der Dame

das Zimmer verlassen hatte, riß den Missionär aus einer peinlichen Verlegenheit, indem er unangemeldet eintrat und diesem mittheilte, daß die Scheidestunde gekommen sei. Megapolensis befinde sich bereits mit dem Gepäck an Bord. Renard lasse den Scheidenden noch um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten, und er, der Feldhauptmann, werde sich die Ehre geben, ihn in seiner eigenen Schaluppe an Bord zu bringen.

Mit tausend Segenswünschen nahmen nun der Krämer und seine Marianne Abschied von P. Jogues, der ihnen herzlich dankte und versprach, ihrer stets als seiner Wohlthäter zu gedenken.

Schwerer ward ihm jedoch das Scheiden von dem Hausirer, mit welchem er wohl eine Viertelstunde lang allein blieb. Als beide dann auf den Flur traten, wo ein Officier des Jesuiten harrte und nun schleunigst dem Commandanten von dessen Reisebereitschaft Rapport erstattete, da war der Lothringer ganz verändert in seinem Aeußern. Tief erschüttert war der rauhe Mann heute dem Priester und Freunde entgegengetreten, und mit einem Antlitz, aus dem tiefer, lang entbehrter Seelenfrieden sprach, schied er von demselben.

„Gedenkt meiner Mahnung, Renard!“ sagte der Scheidende, dem treuen Helfer in der Noth herzlich die Rechte reichend; „gedenkt meiner Worte, Renard! Wir haben dereinst vor Gott über jedes Leid, das wir einer Seiner Creaturen zufügten, Rechenschaft abzulegen; das Weh aber, das uns selber widerfährt, wird uns hoch angerechnet, wenn wir es zur Ehre Gottes und voll Ergebung in Seinen heiligsten Willen ungeahndet und ohne Murren ertragen!“

„Segnet mich, mein Vater!“ bat der Lothringer, indem er niederkniete.

Der Missionär willfahrte und reichte ihm dann noch einmal stumm die Hand; für einen Augenblick sahen beide einander mit feuchten Augen an, dann aber drängte der Feldhauptmann, der unwillkürlich ein Zeuge dieses ergreifenden Abschiedes gewesen war, zum Aufbruch.

„Auf Wiedersehen, treuer Freund!“ rief der Jesuit.

„Vergeßt meiner nicht in Eueren frommen Gebeten, mein Pater!“ sagte der Haustrer, und die Männer trennten sich.

Draußen trat die Wache unter das Gewehr und salutirte. Als das unter den Kanonen des Forts ankernde Schiff erreicht wurde, stieg an seiner Gaffel die französische Flagge empor, das Fort sandte seinen Gruß donnernd über das Wasser, und die Matrosen empfingen die Ankömmlinge, welchen der Capitän oben am Fallreep die Hand bot, mit dröhnenden Hurrahs. Gleich darauf knarrte die Ankerwinde, Segel um Segel ward entfaltet, und von der gesammten Bevölkerung, die an der Landung zusammengelaufen war, angestaunt und von vielen mit freundlichem Zuruf begrüßt, stand der Missionär neben van Curler und Megapolensis auf dem Quarterdeck des Kutters, der vor einer thalwärts wehenden günstigen Brise rasch an der Colonie vorüberglitt und bald den Augen der Neugierigen in einer Biegung des Stromes entschwand. Van Curler's Schaluppe, welche im Tau des Kutters war, kehrte erst nach einer Stunde mit dem Commandanten, der sich durch ein kurzes ‚Gott befohlen!‘ und einen derben Händedruck von dem Jesuiten verabschiedet hatte, nach dem Fort zurück.

Der treffliche Dominicus Megapolensis hatte wohl einzig und allein in Rensselaerswyk den Missionär in seinen Beweggründen richtig beurtheilt; dessen Heldenmuth und Selbstverleugnung hatten ihn mit der größten Bewunderung erfüllt, und er wurde nicht müde, dem Capitän und der staunenden Schiffsmannschaft immer wieder zu erzählen, welch einen merkwürdigen, großen Mann sie an Bord hätten. Mit seinem stillen, anspruchslosen Wesen erschien der Jesuit auf den ersten Blick als unbedeutend, und seine fast übertriebene Bescheidenheit gab ihm in den Augen des flüchtigen Beobachters sogar einen Anstrich von Schwäche und Zaghaftigkeit; dieser machte jedoch, sobald ein fesselndes Thema berührt wurde, gar schnell dem Eindruck Platz, daß man einen Mann von ungewöhnlicher Begabung, seltener

Willenskraft und noch weit seltenerer Selbstbeherrschung vor sich habe. Auch ohne des Predigers Lobpreisungen hätten P. Jogues' Milde, Leutseligkeit und Herzensgüte ihm sehr bald die Zuneigung der Officiere und Mannschaft des Kutters gewonnen. Man trug ihn förmlich auf den Händen und feierte ihn in einer Weise, die ihm wirklich zur Qual wurde.

Gouverneur Kieft empfing den Flüchtling ungemein herzlich und that, was in seinen schwachen Kräften stand, um ihm den Aufenthalt in Neu-Amsterdam, das damals nur ein elendes, von einem Fort gedecktes Dorf mit kaum fünfhundert Einwohnern war, möglichst angenehm zu machen. Im Anfang des October war P. Jogues dort eingetroffen, und erst am 5. November konnte er mit einem holländischen Kauffahrer seine Reise über das Meer antreten, die er nach mancherlei Gefahren glücklich überstand. Schwere Stürme warfen das schwerfällige Fahrzeug wie eine Nußschale bald hierhin, bald dorthin, bis es endlich die englische Küste erreichte und daselbst anlegte. Hier wurde nun dem Jesuiten von Räubern, die während der Abwesenheit des Capitäns und der Mannschaft das Schiff ausplünderten, das Wenige, das der wackere Kieft ihm an Kleidung hatte geben können, gestohlen, und als er noch am nämlichen Tage einen französischen Katholiken, der mit Kohlen handelte, am Ufer kennen lernte, nahm er dessen Anerbieten, ihn mit nach Frankreich zu nehmen und irgendwo an der Küste der Bretagne auszusetzen, sehr gern an.

Nur nothdürftig bekleidet, betrat er am Vorabend des heiligen Christfestes das heimatliche Gestade. Er wurde von armen Fischern freundlich aufgenommen, und gleich nach seiner Ankunft fand er Gelegenheit, zu beichten und die heilige Communion zu empfangen, nach der er sechzehn Monate lang geschmachtet hatte. Die guten Menschen, die selbst in großer Dürftigkeit lebten, hatten ihm auch weiter, indem sie ihn zwangen, ihre geringe Baarschaft als Reisegeld anzunehmen, und da er unterwegs einen

Kaufmann traf, der ihn mit sich nach Rennes nehmen wollte, so konnte er dort bald an die Thüre des berühmten Jesuiten-Collegiums klopfen; von dem Rector, seinem ehemaligen Novizenmeister, aber wurde er hier erst erkannt, als er seinen Namen nannte.

Längst war von Trois-Rivières und Quebec aus die Kunde von seinem grauenvollen Schicksal und seinem christlichen Heldenmuthe über das Meer gedrungen, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun die Nachricht von seiner Ankunft in Frankreich. Auch an den königlichen Hof drang dieselbe. Die Königin-Mutter, Anna von Oesterreich, ließ den Dulder zu sich befehlen, um aus seinem eigenen Munde die Bestätigung der schier unglaublichen Qualen, die er den Gerüchten zufolge ausgestanden haben sollte, zu vernehmen, um seine glorreichen Wunden zu sehen und ihm ihre Bewunderung auszudrücken. Die Ehrenbezeigungen der Welt waren ihm jedoch von Herzen zuwider, und wo immer er ihnen ausweichen konnte, da war er dessen froh.

„Meine Verdienste, wenn ich mir deren überhaupt erworben habe, — was ich jedoch stark bezweifle — sind sehr gering," sagte er zu seinem Provinzial, dem P. Barthelemy Jaguenot in Rennes. „Möchten doch die Menschen nicht soviel Aufhebens davon machen, wenn jemand dem Bösen keine Macht über seinen Leib einräumen will und vergängliche Leiden, für die seiner ja ein unvergänglicher Lohn harrt, in der Erfüllung des heiligsten Willens und zur größeren Ehre Gottes erduldet. Mir wird angst und bange unter diesen Leuten, die mich mit ihren immer und immer wiederholten Fragen schier auf die Folter spannen. Die unverdienten Lobpreisungen peinigen mich aber noch weit mehr, und ich sehe schon ein, ich thue am besten, wenn ich schleunigst in die Neue Welt zurückkehre, wo man mich für meine schlichte Pflichterfüllung nicht so überschwänglich preisen wird."

P. Jaguenot erkannte auch sehr bald, daß Jogues in Frankreich verkümmern würde, und daß es wohl seine

Bestimmung sei, den nordamerikanischen Wilden auch ferner das Kreuz zu predigen, und vorzüglich das unter dem Mohawk-Volke begonnene Missionswerk wieder aufzunehmen, sobald sich eine Gelegenheit dazu böte; daher schrieb er dieses auch dem General der Gesellschaft, P. Mucius Vitelleschi, der ihm völlig beipflichtete.

So ward denn die Rückkehr des Missionärs nach Neu-Frankreich noch in dem nämlichen Winter beschlossen; aber ehe er sich im Frühjahr (1644) mit seinem Ordensbruder, P. Ducreux, nach Rochelles begab, von wo sie sich einschiffen wollten, wurde ihm eine Freude bereitet, die ihn nicht nur alle ausgestandenen Leiden vergessen ließ, sondern ihn auch mit einer solchen hehren Begeisterung erfüllte, daß er nun mehr als je vor Verlangen brannte, neues Ungemach im Dienste der Kirche zu erdulden. Er hatte sich nämlich an den Heiligen Stuhl mit dem Gesuch gewendet, daß ihm der Verstümmelung seiner rechten Hand halber gestattet werden möge, das Hochwürdigste Gut bei der Darbringung des heiligen Meßopfers und bei der Austheilung von Communionen mit den ihm verbliebenen Fingerstumpfen zu berühren, und Papst Urban VIII. ertheilte ihm in einem eigenen Handschreiben diese Erlaubniß und bemerkte dazu: „Indignum esse Christi martyrem Christi non bibere sanguinem“ (es sei nur recht und billig, daß ein Blutzeuge Christi auch Christi Blut genieße). Also ward schon bei seinen Lebzeiten sein Martyrium vom Oberhaupte der Christenheit feierlich anerkannt.

Am 16. Mai 1644 betraten P. Jogues und sein treuer Begleiter Ducreux den Boden Neu-Frankreichs, und der so lange von seinen Amtsbrüdern schmerzlich Vermißte fand einen Empfang, den wohl keine Feder zu schildern vermöchte. Gar bald kam die Rede auf die Huronen-Mission und auf andere Ereignisse, die dem P. Jogues noch unbekannt waren, und da erfuhr er denn, daß sich auf dem Missionsfelde während seiner Abwesenheit gar viel Unheil zugetragen hatte. Zwei Jahre lang waren

die Missionäre am Nipissing-See ohne die ihnen so nöthigen Gewänder, Bücher, Gefäße und anderes geblieben; denn seit Jogues' Gefangennahme war alle Verbindung der Franzosen in den Ansiedelungen mit dem Huronen-Lande unterbrochen, und selbst die Erbauung des Forts Richelieu hatte kaum irgend etwas zur Sicherung der Schifffahrt auf dem St. Lawrence beigetragen. Die Stämme des Irokesen-Bundes, und vorzüglich die Mohawks, hatten über ihre indianischen Gegner einen Sieg nach dem anderen errungen, und jenseits der Mündung des Richelieu-Flusses hielten sie jeden wichtigen Punkt besetzt und ließen dort so zahlreiche Banden umherstreifen, daß das Huronen-Land thatsächlich allen vom Osten kommenden Reisenden verschlossen blieb.

Das alles wußte man sowohl in Quebec als auch in Trois-Rivières, und die Noth der guten Patres am Nipissing-See, von wo dann und wann nur ein Kundschafter dürftige Nachricht gebracht hatte, schnitt den treuen Ordensmännern tief ins Herz. Einer von ihnen, P. Franz Joseph Bressani, der schon in seinem Heimatlande Italien viel von der gewaltigen Missionsthätigkeit seiner Ordensbrüder in der Neuen Welt gehört, hatte sich die Erlaubniß seiner Oberen erwirkt, gleichfalls dort sein Leben der Ausbreitung der christlichen Lehre widmen zu dürfen, und traf im Sommer 1642 in Quebec ein. Sein Herzenswunsch wurde jedoch infolge der verunglückten Expedition des P. Jogues vorläufig vereitelt, und so sehr er auch in seinem glühenden Glaubenseifer bat, man möge ihn zu den Huronen ziehen lassen, so konnte ihm diese Erlaubniß doch nicht ertheilt werden, weil die feindseligen Wilden eine immer unübersteiglichere Barrière zwischen den Missions-Ansiedelungen im Westen und den französischen Colonieen am unteren St. Lawrence aufrichteten.

Endlich gab P. Vimont, der stellvertretende Provinzial der Gesellschaft in Neu-Frankreich, dem Drängen des jungen Heidenbekehrers nach, und am 27. April 1644, als sich soeben die Eisdecke des St. Lawrence gelöst hatte,

schiffte er sich zu Trois-Rivières mit sechs getauften Indianern und einem Franzosen in drei Canoes nach dem Huronen-Lande ein. Wohl waren die kühnen Männer auf den Tod, welcher sie auf dieser gefahrvollen Reise ja in so verschiedener Gestalt ereilen konnte, vorbereitet, aber sie lebten in dem Wahne, daß die Irokesen zu so früher Jahreszeit noch nicht zu fürchten seien. Unter den getauften Hurouen, welche P. Bressani begleiten, befanden sich die Häuptlinge Henri Stonstrats, Michael Atiokwendoron und Bertrand Sotrioskon, die erst im vorigen November, allen Gefahren Trotz bietend, vom Nipissing nach den Colonieen gekommen waren, um das ‚Gebet zu lernen' und Marianen zu werden. Die Franzosen hatten diesen Huronen, auf deren Treue sie bauen konnten, Feuerwaffen geschenkt; aber die Freude, welche diese kindlichen Menschen darob empfanden, sollte ihnen und dem Priester, zu dessen Beschützern sie erkoren waren, verderblich werden; denn sie wurden des Schießens nicht satt und lenkten dadurch die Aufmerksamkeit einer unfern des Forts Richelieu lagernden, dreißig Mann starken Mohawk-Bande auf sich, die sie überrumpelte und fast widerstandslos gefangen nahm. Nur Sotrioskon, der sich wüthend wehrte, wurde niedergehauen, entkam aber ans Ufer und verbarg sich dort in einem Dickicht, wo ein vom Fort abgesandter Recognoscirungs-Trupp ihn in sterbendem Zustande auffand. Von ihm hatte man diese dürftige Nachricht über das Schicksal der Expedition kaum eine Woche vor P. Jogues' Rückkehr erhalten, und einige Tage später erfuhr man noch, daß P. Bressani mit seinen Gefährten in der Richtung der Mohawk-Dörfer fortgeschleppt worden sei. Auch aus Maryland, das damals mit zu dem ungeheueren, nur unbestimmt abgegrenzten Virginien gezählt wurde, kamen bald sehr böse Nachrichten. Dort hatte ein Engländer namens Claiborne, den die unparteiischen Geschichtschreiber mit Fug und Recht als den bösen Genius der Colonie bezeichnen, eine Revolte angezettelt und eine gräuliche Ra-

thollikenhetze in Scene gesetzt, die im folgenden Jahre (1645) in der Fortschleppung der Priester nach England gipfelte.

Schon während seines Aufenthaltes in Neu-Amsterdam hatte P. Jogues vernommen, daß drei mächtige Indianer-Stämme, die Susquehannas, die Wycomesen und die Nantikokes, über die Marylander Missions-Ansiedelungen hergefallen seien und dort schrecklich gewüthet hätten, und nun kamen auch noch Hiobsposten über Hiobsposten vom oberen St. Lawrence und aus dem Lande der Huronen, die von ihren Feinden gar hart bedrängt wurden.

An eine Reise nach dem Nipissing-See konnte jetzt niemand denken, und P. Jogues verblieb mit P. Ducreux den Winter über in dem neugegründeten Montreal, das damals noch ‚Marienstadt' genannt wurde, und schrieb hier auf Ducreux' Drängen eine eingehende Schilderung seiner Gefangenschaft unter den Mohawks.

Das nächste Frühjahr (1645) brachte den Irokesen, die bisher in fast allen Gefechten siegreich geblieben waren, entschiedenes Unheil. In verschiedenen Scharmützeln wurden sie von den Franzosen und den mit diesen verbündeten Algonquin-Stämmen geschlagen und verloren eine ziemlich große Anzahl Gefangener, darunter mehrere Häuptlinge, welche General-Gouverneur Montmagny sehr freundlich behandeln und dann in Freiheit setzen ließ, damit sie heimkehren und ihr Volk zu einem Friedensschlusse mit den Franzosen geneigt machen möchten. P. Jogues hatte den Behörden, die ihn ob seiner unter den Indianern gesammelten Erfahrung gern zu Rathe zogen, diese Politik vorgeschlagen; denn er hatte in Gandawaga gesehen und gehört, welch einen gewaltigen Eindruck die freundliche Behandlung des dorthin gesandten Sotoki-Häuptlings hervorgebracht, und wie eifrig derselbe bei den Mohawks der Abschließung eines Freundschafts-Bündnisses mit den Franzosen das Wort geredet hatte. Und der Missionär sollte sich in seinen Erwartungen auch nicht getäuscht finden.

21. Die Gesandtschaft der Mohawks.

In den ersten Tagen des Juli 1645 erhielt P. Jogues von dem P. Rector zu Trois-Rivières das briefliche Ersuchen, sofort dorthin zu kommen, und als er demselben schleunigst Folge leistete, ward ihm die ebenso unerwartete als freudige Nachricht, daß eine Gesandtschaft der Mohawks nach Fort Richelieu gekommen sei und dem dortigen Commandanten angekündigt habe, ihr Volk sei geneigt, mit den Bleichgesichtern Frieden zu schließen, wenn Onontio[1]) die Häuptlinge empfangen und mit ihnen unterhandeln wolle. Der Gouverneur aber hatte gern darein gewilligt.

„So mag denn auch der höchste Wunsch meines Herzens, als Missionär zu den Mohawks zurückkehren zu können, wohl noch in Erfüllung gehen!" rief der Glaubensheld in heiligem Eifer, sobald er im Missionshause zu Trois-Rivières von dem Stand der Dinge unterrichtet war.

„Das kann geschehen, lieber Jogues; aber erfahre erst alles, was ich Dir mitzutheilen habe, und dann urtheile, ob es weise sein würde, so bald schon die Gründung einer Mission im Mohawk-Lande zu unternehmen," entgegnete der Rector mit einem geheimnißvollen Lächeln und öffnete die Thür eines anstoßenden Gemaches.

Ein Jesuitenpater trat heraus, eilte auf Jogues zu und schloß ihn stürmisch in seine Arme. „Jogues! Bruder! Martyrer!" rief der Eingetretene schluchzend und hielt den staunenden Ordensbruder fest umschlungen.

„P. Bressani," erläuterte der Rector, „hat die Stunde dieser Begegnung heiß herbeigesehnt, lieber Jogues. Er traf vorgestern von Quebec hier ein. Ich ließ ihn herrufen, damit Ihr alle beide zugegen sein möchtet, wenn die Friedens-Commission der Mohawks, die wir morgen erwarten, hier eintrifft."

[1]) Onontio heißt „Großer Berg" und ist somit eine wörtliche Uebersetzung des Namens Montmagny. So nannten die Mohawks auch alle späteren General-Gouverneure von Neu-Frankreich.

„P. Bressani?" fragte Jogues erstaunt. Da fiel sein Blick auf die, gleich den seinen, verstümmelten Hände des Ordensbruders, den er noch nie gesehen hatte, und jubelnd rief er: „Wie viel Glück in einer Stunde! Wie unendlich gütig ist doch der liebe Gott, daß Er Dich mir zuführt, mein Bruder! Ja, Deine Hände geben beredtes Zeugniß von dem, was Du erlebt. Bressani, mein Bruder, sei mir tausendmal gegrüßt!"

„Nun beruhigt Euch aber, meine Lieben, und laßt die kurze Zeit des ungestörten Zusammenseins nicht ungenützt verstreichen. Bressani wird Dir vieles aus dem Mohawk-Lande zu erzählen haben, das Dir wissenswerth sein muß." Mit diesen Worten führte der gütige Rector lächelnd die Glücklichen in das für Jogues bereitete Zimmer und ließ, Geschäfte vorschützend, sie dort allein.

Nachdem P. Jogues in großen Zügen ein Bild seiner Erlebnisse unter den Mohawks entworfen hatte, schilderte Bressani, wie ihn die Mohawks verstümmelten und dann einer bejahrten Squaw übergaben, deren Großvater unlängst gestorben war. Die Mohawks mochten darauf gerechnet haben, daß der Gemarterte in seinem jämmerlichen Zustande der Alten bald lästig werden, und diese ihn dann zum Opfer für ihren Großvater verlangen werde, — das einfachste Mittel, ihn ohne großes Aufsehen aus dem Wege zu räumen.

„Die Alte war jedoch," fuhr P. Bressani fort, „sehr gutmüthiger Natur, und wenn sie mich auch nicht pflegte, so ließ sie mich doch ruhen, und das war mir unter den Umständen eine große Wohlthat. Als ich zwei Tage bei ihr war, kam eine andere Squaw zu ihr, machte, da sie mich erblickte, zu meinem größten Erstaunen das heilige Kreuzzeichen, faltete die Hände, sank auf ihre Kniee und begann in ihrer Sprache zu beten. Ich verstand kein Wort davon, betete aber gleichfalls. Dann machte sie abermals das Kreuzzeichen, erhob sich, trat an mich heran und begann sehr freundlich zu mir zu reden. Als ich ihr durch Kopfschütteln bedeutete, daß ich ihre Sprache nicht

verstände, wurde sie sehr traurig. Da fiel mir ein Auskunftsmittel ein. Ich lernte nämlich früher schon mich in der Huronen-Sprache nothdürftig verständlich machen und redete sie in dieser Zunge an, worauf sie mir in demselben Idiome kundthat, daß sie zwar nur wenig davon verstehe, aber nun doch im stande sein werde, sich mit mir zu unterhalten. Dann eilte sie fort und kehrte nach wenigen Minuten mit einem bereits seit mehreren Jahren gefangenen und adoptirten Huronen zurück, der nicht nur der Mohawk-Sprache vollständig mächtig war, sondern auch so viel Französisch verstand, daß wir recht gut mit einander reden konnten. Sie sprach sehr viel von Dir und erzählte mir von dem jungen Mädchen, das in ihrer Hütte von einem bösen Bleichgesicht erstochen wurde, während es auf Dein Leben abgesehen war."

„Die gute Wagawalla! Ja, ich glaube es gern, daß Chuiska ihr unvergeßlich bleibt. Das war eine jener auserkorenen Seelen, die aus dem Erdenleben gleich zu Gott gehen. Sahest Du auch Wagawalla's Gatten?"

„Ja, und ich muß gestehen, daß ich kaum einen braveren Mann kennen lernte. Ich habe ihn noch in der letzten Woche meines Aufenthaltes zu Gandawaga im stillen getauft. Das war eine Frucht des Samens, den Du dort ausgestreut, mein lieber Jogues. Es ist aber viel, viel mehr davon aufgegangen, und läßt sich dort in Bälde eine Mission gründen, so wird das Mohawk-Land wohl in recht kurzer Zeit eine herrliche Pflanzstätte des Christenthums werden."

„Das walte Gott, Bressani! Einen höheren Wunsch, als nach Gandawaga zurückzukehren und dort eine Mission zu gründen, habe ich nicht. Wie aber stellten sich Bunte Schlange und Adler an, als Du Dich erkundigt um die Christen kümmertest? Ich weiß nämlich manches von Deinem Wirken aus Deinen Briefen, die unserem P. Rector in Copieen zugesandt wurden."

„Mein Wirken, theuerer Jogues, war sehr geringfügig.

Nur einen Huronen, der bereits am Pfahle stand, habe ich in den Schooß der heiligen Kirche aufgenommen; unter den schon früher gefangenen Kriegern konnte ich dagegen fast gar nichts thun; denn die Mehrzahl derselben trat mir feindselig entgegen, um sich bei den Mohawks beliebt zu machen. Immerhin fand ich unter den letzteren mehrere, die mich baten, sie im geheimen im ‚Gebet' zu unterrichten und ihre Beichten zu hören, und alle diese Leute sind durch Dich gewonnen worden. Fast hätte ich jedoch einer Hauptsache vergessen, lieber Bruder. Ein Weißer, ein Franzose, den Du sehr genau kennst, hat mir in Gandawaga, wohin er zufällig aus einem anderen Dorfe gekommen war, die herzlichsten Grüße an Dich aufgetragen. Nun rathe, wie er heißt!"

„Das wird mir kaum gelingen, lieber Bressani; denn der einzige, den ich dort zurückließ, der treue Oblat Couture, weilt schon längst nicht mehr auf dieser Erde."

„Nein, Jogues, Couture lebt!"

„Guillaume Couture lebt? O, erzähle mir von ihm, mein Bruder!"

„Er lebt in einem Dorfe, dessen Name mir entfallen, und ist dort in eine Mohawk-Familie aufgenommen worden. Sein Nährvater, oder wie man ihn sonst nennen mag, — sein ‚Herr' wäre wohl richtiger — kam mit ihm nach Gandawaga, und dort erfuhr Couture nicht nur Dein Entkommen, sondern auch meine Gefangennahme. Wagawalla brachte ihn eines Abends, als sie es ungesehen thun konnte, in die Hütte, in welcher ich mit der alten Frau wohnte. Er war außer sich vor Freude, endlich wieder einmal einen Priester zu finden, beichtete und sprach dann von Dir. Von seinen Erlebnissen erfuhr ich nur wenig; denn die Zeit unseres Zusammenseins war kärglich zugemessen. Er klagte nicht über seine Behandlung, sagte aber, er werde sehr scharf überwacht und bekomme nie einen Weißen zu sehen. Ein Hausirer aus Rensselaerwyk ist einmal in seinem Dorfe gewesen und scheint dort nach ihm

geforscht zu haben, was zur Folge hatte, daß die Krieger den Händler sehr kurz abfertigten und Couture sofort mit einigen jungen Leuten auf die Jagd schickten. Er hat den Mann nur flüchtig von Ferne gesehen, nicht aber zu sprechen bekommen. Der Aermste hofft nicht mehr auf eine Erlösung aus seiner Gefangenschaft und trägt sein hartes Schicksal mit Ergebung in Gottes heiligsten Willen. Er sagte mir, er werde am folgenden Morgen Gandawaga wieder verlassen und wahrscheinlich zu einem anderen Stamme gesandt werden."

„Die Nachricht erschüttert mich, Bressani. Ich glaubte, er sei lange schon aller Prüfungen überhoben. Wohl darf er für sein treues Ausharren einen herrlichen Lohn erhoffen, aber seine Standhaftigkeit wird doch auf eine furchtbar schwere Probe gestellt. Guillaume ist noch jung, und bringen ihn die Wilden nicht um, so hat er voraussichtlich noch viele Jahre in einer Gefangenschaft zu verleben, der gegenüber Kerkerhaft eine Wohlthat genannt werden darf; denn nie wird er sich an ihrem Götzendienst betheiligen, oder ihrem tollen Aberglauben in irgend einer Weise huldigen, sondern er wird stets dagegen ankämpfen und daher immer von den Mohawks gehaßt und in tausendfacher Weise gequält werden. Sein Leben unter ihnen kommt einer stetigen Geißelung gleich."

„Eine erfolggekrönte Mission unter den Wilden würde allerdings allein seine Lage bessern und ihm wohl gar die Freiheit verschaffen können, das sehe ich recht wohl ein, lieber Jogues."

„Ja, eine erfolgreiche Mission brächte wohl das Ende seiner Qual herbei, wenn er nicht, wie Du mir mitgetheilt, vorher einem anderen Stamme übergeben worden wäre. Ich habe sehr schlimme Feinde in Gandawaga, und diese werden nun, da ich ihnen unerreichbar bin, all ihren Groll auf Guillaume vereinigen."

„Ich weiß es, lieber Jogues, daß einige der Mohawks, darunter ein recht tückischer Alter, gar schlimm auf Dich

zu sprechen sind, und ich habe wohl auch einen Theil ihres Hasses zu kosten bekommen. Der alte —"

„Affendase heißt er."

„Ja, so nannten sie ihn — nun, dieser Affendase wurde wüthend, als die Holländer mich nach einer viermonatlichen Gefangenschaft loskauften, und suchte selbst noch an dem letzten Tage, den ich in Gandawaga verlebte, einige junge Krieger aufzuhetzen, daß sie mich umbrächten."

So unterhielten sich die beiden neuen Freunde noch lange Zeit, bis der P. Rector sie rufen ließ, und ihnen mittheilte, daß die erwartete Mohawk-Delegation noch am Abend desselben Tages in Trois-Rivières anlangen werde, und schon am nächsten Morgen die Unterhandlungen beginnen sollten. Nachdem er noch mancherlei mit ihnen berathen, führte er sie zum General-Gouverneur, der sie über vieles in betreff der Wilden fragte und den Wunsch aussprach, daß sie wenigstens für eine Zeitlang ungesehen der Berathung beiwohnen möchten. Er habe bereits ein geräumiges Versteck, wo sie jedes Wort verstehen, und von wo aus sie alles übersehen könnten, herrichten lassen und bitte sie, ihm nachher zu sagen, ob sie einige der Mohawks kännten, und was sie von den gesagten Versprechungen hielten. Bereitwillig sagten beide zu, und am nächsten Morgen saßen sie schon in aller Frühe in dem für sie hergestellten Verschlage und harrten mit gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Gegen acht Uhr stellte sich der General-Gouverneur, Chevalier de Montmagny, mit seinem Stabe, dem Dolmetscher und den wenigen Civilbeamten der Ansiedelung ein und nahm mit diesem Gefolge die auf einer niederen ganz primitiven Bretter-Tribüne aufgestellten Sessel ein. Vor ihm stand ein eisernes Becken mit glimmenden Kohlen, das bei einem Pau-Wau unentbehrliche Berathungsfeuer darstellend, und ihm gegenüber waren auf einer zweiten Tribüne Decken und Felle ausgebreitet, die den Indianern als Sitze dienen sollten. Ein alter, mit den Gebräuchen

der Wilden vertrauter Kundschafter agirte als Ceremonienmeister.

Eine Viertelstunde später erschien die Friedens-Commission. Sie bestand aus vier Häuptlingen, die den vier Hauptdörfern der Mohawks entnommen waren und von Koetsaeton angeführt wurden. Als Bedeckung brachten sie zwölf auserlesene Krieger mit. P. Jogues erkannte nur Koetsaeton und drei der Krieger, die aus Gandawaga waren; dem P. Bressani war allein der Anführer bekannt. Die Wilden hatten all ihren pittoresken Putz angelegt und sahen nach ihrer Weise gar stattlich aus. Adlerfedern steckten in den geflochtenen Scalplocken der Tapferen, ihre gegerbten Felle und ihre grellfarbigen Wollzeuge waren mit bunten Fransen, Federn und schimmernden Muscheln und Glasperlen verziert, und gelbe, rothe und schwarze Streifen und Punkte bedeckten ihre Gesichter. Die einzigen Waffen, welche sie führten, waren Tomahawk und Scalpirmesser; ihre Flinten hatten sie bereitwillig an die Wache, die sie am Thore der Pallisaden passiren mußten, abgegeben. Langsam und mit der ihnen eigenen Würde hielten sie ihren Einzug in den zu einer Berathungshalle umgeschaffenen Schuppen; mehrmals durchzogen sie denselben unter dem üblichen monotonen Gesange; dann nahmen sie auf ihrer Tribüne Platz.

Nun erhob sich der Gouverneur und begrüßte die Delegation mit einigen Worten, die sein Dolmetscher in die Mohawk-Sprache übersetzte; dann entzündete er mit eigener Hand an einer Kohle, die ihm einer seiner Begleiter von dem Becken darbot, ein großes Kalumet, blies daraus drei Tabakswolken gegen die Decke der Halle und reichte die Friedenspfeife dem Häuptlinge Koetsaeton; dieser folgte seinem Beispiele und gab sie weiter, worauf sie unter tiefem Schweigen die Runde machte.

Das Pau-Wau war jetzt mit dem erforderlichen Ceremoniell eröffnet, und Koetsaeton ließ sich von seinen Begleitern siebenzehn Wampum-Gürtel reichen, die er dem

Gouverneure einen um den anderen mit einer Erklärung seiner Bedeutung zu Füßen legte. Der erste Gürtel war ein Zeichen der freundschaftlichen Gesinnung der Mohawks und ihres Wunsches, mit den Bleichgesichtern am Großen Strome einen dauernden Frieden zu schließen; der zweite Gürtel sollte als eine Betheuerung des bei seiner Ueberreichung abgelegten Versprechens gelten, daß die Mohawks jeden ihrer Krieger, der den Frieden breche, zur Rechenschaft ziehen würden; der dritte Gürtel versinnlichte den Wunsch der Mohawks, daß die Franzosen auch einen Friedensvertrag zwischen den mit ihnen befreundeten Stämmen und den Mohawks befürworten möchten; der vierte Gürtel sollte die Trauer der Wilden über die Menschenleben, die der Krieg vernichtet, und das Eigenthum, das er zerstört, ausdrücken; die Gürtel fünf bis fünfzehn versinnlichten zehn Friedens-Bedingungen, die darauf hinausliefen, daß das beiderseitige Gebiet als unverletzlich erachtet werden sollte, daß beide Parteien frei und ungehindert die großen Wasserstraßen benutzen und keine derselben in irgend einer Weise versperren dürften, und daß die Franzosen mit den Mohawks und den übrigen Stämmen des Bundes der Ongwehonwe (Irokesen) Handels-Verbindungen anknüpfen möchten.

Als diese fünfzehn Gürtel zu den Füßen des Gouverneurs lagen, hielt der beredte Häuptling inne, betrachtete die beiden letzten in seiner Hand ruhenden Wampum-Streifen, die besonders schön gearbeitet und reicher als die übrigen verziert waren, streichelte sie liebkosend und sprach, indem er sie hoch emporhielt: „Onontio ist der weise Sagamore und der große Häuptling seines Volkes. Er und die um ihn versammelten Sachems und Häuptlinge der Bleichgesichter, die aus dem Lande kommen, wo das große Licht wohnt, das den Tag macht, sollen nun noch eine, die letzte Bitte der Ongwehonwe vernehmen. Der Große Geist hatte zwei weiße Schwarzröcke in die Hände seiner rothen Kinder gegeben, und in den Dörfern herrschte

große Freude darüber. Lauschend saßen die Sachems, die Häuptlinge, die jungen Männer und die Squaws zu den Füßen der Schwarzröcke, wenn diese von den wunderbaren Dingen erzählten, die sie kennen. Aber beide sind von uns gegangen, und nun herrscht große Trauer im Lande der Ongwehonwe. Der eine Schwarzrock, Ondesonk nannte man ihn zu Gandawaga, ist von uns gegangen, und wir wissen nicht, wohin. Die Bleichgesichter am Cohotatea haben ihn wohl fortgelockt, und vielleicht ist er jetzt ihr Gefangener und muß große Qualen erleiden. Sie wiesen uns aus ihrem Dorfe, als wir dort nach Ondesonk suchten, und sagten, er sei nicht bei ihnen. Die Bleichgesichter am Cohotatea sind nicht wie Onontio und sein Volk. Sie haben krumme und gespaltene Zungen. Auch der andere Schwarzrock ging zu den falschen Männern am Cohotatea. Er war nur kurze Zeit in Gandawaga und wurde dort sehr gut behandelt. Die Ongwehonwe fürchten, daß auch ihn ein schlimmes Loos getroffen hat. Sie liebten die Schwarzröcke und freuten sich, wenn diese froh waren; aber traurig wurden sie, wenn sie dieselben betrübt sahen. Die Ongwehonwe verlangen sehr nach den guten Schwarzröcken und senden den Bleichgesichtern am Großen Strome durch Koetsaeton diese beiden Wampum-Gürtel, damit Onontio sage, ob er weiß, wo die Schwarzröcke weilen, und ob der Große Geist sie vor Unheil bewahrt hat. Auch bitten die Ongwehonwe, daß wieder Schwarzröcke zu ihnen kommen. Noch sind für sie Lagerstätten in Gandawaga bereitet, und noch brennt für sie das Feuer in den Wigwams. Sie mögen wiederkehren, und sie sollen unsere Brüder sein. Wir werden sie lieben und achten und gern ihren weisen Worten lauschen. Das ist die Botschaft, welche Koetsaeton den mächtigen Bleichgesichtern, deren großer Sagamore und Häuptling Onontio ist, zu bringen hatte. Koetsaeton hat gesprochen."

Die Missionäre konnten sich eines schmerzlichen Lächelns nicht erwehren, als sie diesen Häuptling, von dem sie beide

geglaubt hatten, daß er an Edelmuth hoch über der Masse seines Volkes stehe, nun solch' perfide Lügen mit einer staunenswerthen Ruhe und Keckheit aussprechen hörten.

Auch der Gouverneur und seine Officiere wurden durch das Geschichtchen des Wilden nicht wenig überrascht. Aus ihren finstern Mienen sprachen Zorn und Entrüstung, und der Chevalier überlegte, ob er nicht die Priester aus ihrem Versteck hervorrufen und den kecken Burschen durch sie auf der Stelle Lügen strafen sollte. Jedoch errang die Klugheit den Sieg über den Zorn, und der Gouverneur erhob sich und erwiderte: „Wir haben die Bitten der rothen Männer vernommen. Wir werden über die Worte des Häuptlings nachdenken und seine Vorschläge in Erwägung ziehen. Koetsaeton weiß, daß er nicht sogleich eine Antwort erwarten darf. Wir werden mit geraden Zungen zu den rothen Männern reden, wenn das große Licht einmal zur Ruhe gegangen und wiedergekehrt ist. Weise Männer bedenken, was sie versprechen wollen, und wenn sie ihr Wort gegeben haben, so halten sie es auch. Wir wünschen mit Koetsaeton und seinem Volke in Frieden zu leben, und morgen soll er erfahren, was wir auf seine Vorschläge zu antworten haben. Auch wird er dann vernehmen, was wir von den beiden Schwarzröcken wissen. Koetsaeton und seine Häuptlinge und Krieger mögen nun in das für sie bereitete Haus zurückkehren. Sie sind den weißen Männern als ihre Gäste willkommen."

Nachdem die Sachems einige Worte mit einander gewechselt, erklärte Koetsaeton sich mit dem Vorschlage einverstanden, und die Wilden verließen, einer hinter dem andern würdevoll und gemessen einherschreitend, die Berathungshütte.

Kaum aber hatte der als Ceremonienmeister fungirende Kundschafter die Thür hinter ihnen geschlossen, als der Gouverneur die Jesuiten aus ihrem Versteck erlöste und in großer Erregung ihnen zurief: „Ein solches Lügengewebe grenzt doch an das Unglaubliche! Erklärt mir diese Frechheit des rothhäutigen Burschen und sagt mir, ob er

und seine Sippe auch nur eines Schattens von Vertrauen werth sind! Dürfte ich nur auf eine kräftige Unterstützung von Frankreich aus hoffen, so würde ich diesen Roetjaeten mitsammt seinen Begleitern auspeitschen lassen und sie mit Schimpf und Schande heimjagen. Aber die Rothhäute haben uns mehr oder weniger in der Hand, und greifen sie mit ihrer ganzen Macht die Ansiedelungen an, so sind sie des Sieges ziemlich gewiß, und wir alle können nichts thun, als unser Leben in der Vertheidigung unserer Heimstätten erfolglos in die Schanze schlagen. Redet, P. Jogues! Was haltet Ihr von dieser Friedensfarce?"

„Es ist wohl schwer und für mich schier unmöglich, Ew. Excellenz darauf erschöpfend zu antworten. Ich muß aus verschiedenen Gründen zum Frieden rathen."

„Ich verstehe Euch, mein Vater. An meiner Stelle würdet Ihr aber wohl anders reden," entgegnete der Gouverneur unwillig.

„Möge es mir nicht übel gedeutet werden, wenn ich daran zweifle, Excellenz," lautete die Antwort des Priesters, dem sein Ordensbruder, von Montmagny gleichfalls befragt, beipflichtete.

„Also haltet Ihr diese Wilden nicht für so falsch und verlogen, daß sie einen mit ihnen abgeschlossenen Vertrag halten würden?" rief der Gouverneur erstaunt.

„Das thue ich in der That, Excellenz. Ihr müßt diese heidnischen Menschen nicht von dem Standpunkte der Civilisation aus betrachten," erwiderte Jogues mit Wärme. „Meines Erachtens sind sie weit zuverlässiger, als Ihr glaubt. Noch betrachten sie uns als ihre Gegner; haben sie jedoch einen Vertrag mit uns abgeschlossen, und sehen sie, daß derselbe von unserer Seite pünktlich erfüllt wird, so ist sicherlich nicht mehr daran zu zweifeln, daß sie gerne Frieden halten und Vertrauen gegen Vertrauen setzen werden. Mich dünkt, es ist die Pflicht der Christen, den Heiden versöhnend und vertrauend entgegen zu treten. Wir haben ein ganz unfehlbares Mittel, diese Wilden gefügig

und zuverlässig zu machen, und das ist die Verbreitung der christlichen Lehre unter ihnen. Glaubet mir, Excellenz, das Christenthum allein macht die Menschen zu Brüdern, macht sie gut und wahr. Sendet uns hinaus zu diesen Wilden, daß wir in ihren Dörfern das Kreuz aufpflanzen und dort die Lehre der Liebe verkündigen, und diese wilden Heiden werden sanft und gut werden wie die Kinder. Rechnet ihnen die Unwahrheiten, welche Ihr heute aus Kvetsaeton's, ihres Gesandten, Munde vernommen, nicht an, Excellenz! Schließet mit ihnen Frieden, sagt ihnen, daß wieder Schwarzröcke zu ihnen kommen werden, und bittet unsere Oberen, daß sie auch meiner nicht vergessen, sondern mich würdig erachten mögen, nach Gandawaga zurückzukehren und dort die milde, versöhnende Lehre Dessen zu verkünden, der am Stamme des Kreuzes noch für Seine Peiniger flehte: ‚Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!' Sendet Missionäre zu diesen Armen, die in der Finsterniß des Heidenthums verkümmern, und Ihr werdet die Ansiedelungen nicht lange mehr durch sie gefährdet sehen! Vergebt mir, Excellenz, wenn ich zu weit gegangen sein sollte, wenn ich zu kühn zu Euch redete! Ich konnte Euch meine innerste Ueberzeugung nicht vorenthalten."

Des Gouverneurs Grimm war verflogen, nachdenklich schaute er einige Minuten lang vor sich hin und fragte dann, zu Bressani gewendet: „Theilt Ihr diese Ansicht?"

„Vollkommen!" erwiderte der Angeredete. „Sucht mit diesen Wilden Frieden zu schließen, und wir wollen freudig alles daran setzen, um ihn den Ansiedelungen für alle Zeiten zu sichern. Das Kreuz ist das Palladium des Friedens. Lasset es uns in den Dörfern der Mohawks aufpflanzen, und vor ihm werden sich auch dort bald alle Kniee beugen. Der göttliche Heiland hat es ja verheißen, daß Er alle zu sich emporziehen werde, und so kann, so wird Er auch dieser bedauernswerthen Menschen nicht vergessen und den Geist der Lüge aus ihren Heimstätten und ihren Herzen bannen, darin er so lange gehaust. Vor

dem heiligsten Namen Jesu fliehen die Dämonen, und die Götzen der Wilden sind ja, wie die Götzen aller Völker zu allen Zeiten es waren, — Dämonen! Was das Schwert nicht vermag, wird das Kreuz vollbringen: es wird die Wilden zu Menschen machen. Betrachtet einen gottlosen Weißen! Ist er besser und vertrauenswerther als diese Indianer? Tragt den Gesandten des Mohawk-Volkes Vertrauen entgegen, Excellenz! Es schließt das ja die Vorsicht nicht aus. Das ist meine unverhohlene Meinung."

„Würdet Ihr beide morgen den Rothhäuten entgegentreten und sie nicht Lügen strafen können?" forschte der Gouverneur.

„Gewiß, Excellenz!" riefen die Priester miteinander.

„Wohlan, es sei! Ich werde mit den Herren hier den Vertrag heute Nachmittag entwerfen. Empfehlet mich dem Hochwürdigsten Pater Rector! Lasset uns gehen, Ihr Herren!"

Stolzen Schrittes verließ Montmagny mit seinem Gefolge den Schuppen, und die Jesuiten kehrten in das Missionshaus zurück. „Nun gebe Gott uns Seinen Segen!" sagte P. Jogues beim Fortgehen, und sein todesmuthiger Gefährte rief aus vollstem Herzen: „Amen!"

In dem Missionshause herrschte große Freude, als die Missionäre dort den Verlauf des Pau-Wau und den Entschluß des Gouverneurs mittheilten. Kœtsaeton's Lügen betrübten den Pater Rector, aber er beurtheilte den Gesandten der Mohawks richtiger und daher auch weit milder als der Gouverneur. Er war deshalb auch gerne bereit, die Errichtung einer Mission unter den Mohawks zu befürworten, sobald dieselben nochmals, und zwar direct, um Schwarzröcke bitten würden.

Den Rest des Tages verbrachten die frommen Patres im Gebet, und vorzüglich war es Jogues, der viele Stunden lang inbrünstig flehend vor dem Tabernakel auf den Knieen lag und für die Erleuchtung und Errettung seiner einstigen Peiniger betete.

Inzwischen arbeitete Chevalier de Montmagny die einzelnen Paragraphen des Vertrages aus, und die Wilden beriethen über den nämlichen Gegenstand. Sie waren in allen Punkten, ausgenommen die Zurückberufung der Schwarzröcke, einmüthig. Einige der Krieger, denen sich auch der aus Ossernenon stammende Häuptling anschloß, sprachen nämlich die Befürchtung aus, daß durch die Wiederkehr der Priester, von denen vorzüglich Ondesonk warme Freunde und bittere Feinde unter den Mohawks habe, Unfrieden unter dem eigenen Volke hervorgerufen werden möchte. Koetsaeton wußte jedoch diese Besorgniß gar bald zu zerstreuen, und so waren denn beide Parteien am nächsten Morgen unter sich einig und gingen frohen Muthes in die Berathungshalle, wo die Sitzung in recht guter Stimmung eröffnet wurde.

Nach der Erfüllung des üblichen Ceremoniells erhob sich der Gouverneur und sprach: „Wir haben alles, was die rothen Männer uns durch den Mund ihres tapfern Häuptlings Koetsaeton verkündet, wohl erwogen und sind nun bereit, einen Friedens- und Freundschafts-Vertrag vorzulegen und die Ansicht der Abgesandten des Mohawk-Volkes darüber zu vernehmen. Zuvor werden wir jedoch dem großen Häuptlinge die von ihm erbetene Kunde von den Schwarzröcken geben, die er und sein Volk so sehnlich in ihre Dörfer zurückwünschen. Wir sind im stande, unseren Freunden über die schmerzlich Vermißten die sicherste Auskunft zu ertheilen.

Dann ließ er ein silbernes Glöcklein erklingen, der Ceremonienmeister öffnete eine bis jetzt verschlossen gewesene Seitenthür, und die Missionäre traten ein.

„Uah!“ erscholl es aus allen indianischen Kehlen; erschreckt sprangen die Mohawks empor und starrten die beiden Priester an, als schauten sie Geister. Selbst Koetsaeton verlor für einige Augenblicke seine Selbstbeherrschung, und die Arme wie abwehrend gegen die Patres ausgestreckt, rief er erschreckt: „Ondesonk!“

„Hat mein Bruder seines Ondesonk, gegen den er immer so gütig war, nicht vergessen?“ entgegnete der Priester, in freudiger Erregung sich der Mohawk-Sprache bedienend, eilte auf den Häuptling zu, schloß ihn in seine Arme und reichte dann jedem der übrigen Mitglieder der Gesandtschaft in herzlicher Weise die Hand.

Auch P. Bressani begrüßte auf das freundlichste die Wilden, die ihre Verlegenheit nicht zu verbergen vermochten.

„Der Große Geist hat meinen Bruder Ondesonk und diesen anderen Schwarzrock beschützt und sie wieder seinen rothen Kindern zugeführt, die ihm dafür danken,“ entgegnete Koetsaeton, der rasch seine Fassung wiedergewann, als er Jogues in seiner Sprache zu sich reden hörte, und lächelnd fuhr er, an den Gouverneur gewendet, fort: „Wird Onontio unseren Bruder mit uns nach Gandawaga ziehen lassen?“

„Darüber haben wir nicht zu bestimmen. Koetsaeton möge Ondesonk selber fragen, wenn wir uns über den Vertrag geeinigt haben; denn die Schwarzröcke werden nicht zu den Mohawks gehen, wenn diese nicht unsere Freunde sind,“ lautete Montmagny's Antwort, welche den Wilden auch einzuleuchten schien.

„Wir reden später mit einander, meine Freunde,“ sagte der Missionär und setzte sich mit seinem Gefährten seitwärts von den beiden contrahirenden Parteien nieder.

Das Pau-Wau nahm seinen Fortgang. Der Gouverneur legte den Mohawks die einzelnen Artikel des Vertrages vor, die auch mit einigen unwesentlichen Abänderungen angenommen wurden. Dann erhob sich Koetsaeton, überreichte den Franzosen einen eigens für diesen Zweck mitgebrachten weißen Wampum-Gürtel und sprach: „Möge Onontio diesen Wampum, der hell und rein ist wie das Auge des Herrn des Himmels, als ein Zeichen der Freundschaft von dem großen Volke der Ongwehonwe annehmen, das den Tomahawk tief begraben und nie wieder den Kriegspfad gegen seine weißen Brüder am Großen Strome beschreiten wird. Koetsaeton wird mit seinen Braven in

die Dörfer zurückkehren und dort verkünden, was er von Onontio vernommen. Er wird seinem Volke sagen, daß die guten Schwarzröcke bei ihren Brüdern sind, und große Freude wird darüber in den Dörfern am Rauschenden Wasser herrschen. Der große und weise Sagamore zu Gandawaga wird die Oyander [1]) zusammenrufen, und sie werden dann Onontio bitten, daß er Botschafter zu ihnen nach Gandawaga sende, damit dieselben zugegen seien, wenn der Tomahawk in die Tiefen der Erde versenkt wird. Koetsaeton ruft den Großen Geist zum Zeugen, daß sein Volk von nun an die mächtigen Bleichgesichter, deren großer Sagamore und Häuptling Onontio ist, Brüder nennt."

Montmagny stand nun auf, ging Koetsaeton, der an ihn herantrat, halben Weges entgegen, reichte ihm die Rechte, bestätigte in einer kurzen, kraftvollen Rede den Friedensschluß und versprach, seinem Herrscher sofort darüber zu berichten; sobald er von der Regierung des Mutterlandes Antwort erhalten habe, werde er Gesandte behufs Ratificirung des Vertrages ins Mohawk-Land senden.

Dann wurde das Pau-Wau feierlich geschlossen, und die beiden Missionäre begaben sich, von dem für P. Bressani nothwendigen Dolmetscher begleitet, mit den Mohawks in deren Quartier, wo sie sich mehrere Stunden lang mit denselben sehr freundschaftlich unterhielten. Am folgenden Morgen sandte der Gouverneur den Wilden noch reiche Geschenke, und dann traten diese, einen Triumphgesang anstimmend, unter dem Donner der Geschütze die Heimreise an.

Jogues und Bressani gaben den Scheidenden bis ans Ufer das Geleit, und der erstere rief den Abfahrenden noch ein herzliches ‚Auf Wiedersehen!' nach. In der Ansiedelung aber herrschte großer Jubel; denn nun konnten die geängstigten Colonisten doch endlich einmal frei aufathmen.

[1]) d. i. Aeltesten des Volkes.

22. Der Friedensschluß.

P. Jogues verweilte noch einige Tage in Trois-Rivières; dann kehrte er nach Marienstadt zurück und lag dort wieder mit P. Ducreux den Pflichten seines heiligen Berufes ob, bis es seinen Oberen gefallen möchte, seinen innigsten Herzenswunsch zu erfüllen. Nun herrschte endlich Frieden auf dem St. Lawrence-Strome, und da die Huronen in den Vertrag von Trois-Rivières mit einbegriffen waren, so wurde zu Quebec beschlossen, den schon zweimal gescheiterten Versuch, den am Nipissing-See stationirten Missionären das Nöthigste zu senden, nochmals aufzunehmen. Zu seiner größten Freude wurde P. Bressani zum Boten nach dem Huronen-Lande erkoren, und er erreichte dasselbe, da nur Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden waren, mit einer Anzahl indianischer Begleiter und seinem gesammten Gepäck im Spätherbst.

Weit länger als Bressani sollte Jogues auf die Geduldprobe gestellt werden. Bereits hatte der Lenz seinen Einzug gehalten, und noch war an den sehnsüchtig harrenden Kreuzes-Pionnier nicht der beglückende Ruf ergangen, der ihn wieder hinausgesandt hätte in die Wildniß. Man zögerte in Quebec mit der Aussendung eines Missionärs, weil die Colonial-Regierung den Vertrag noch immer nicht zur Ratification ins Mohawk-Land geschickt hatte; denn so lange dieses nicht geschehen war, konnte man nicht auf die Freundschaft der Wilden bauen, und nach den Erfahrungen, die man an Jogues und Bressani gesammelt, wäre es Thorheit gewesen, ohne definitiven Friedensschluß bei diesen trotzigen Heiden einen Bekehrungsversuch zu machen.

Schon hatte P. Jogues die Hoffnung fast aufgegeben, daß er je nach Gandawaga zurückkehren und dort das Kreuz aufpflanzen dürfe, als er in den letzten Tagen des April 1646 einen Brief von dem P. Rector zu Trois-Rivières erhielt, der ihn sofort zu sich beschied. Voll Hoffen und Bangen leistete er dem erhaltenen Befehle Folge und

sah sein Sehnen endlich gestillt. Ja, er sollte nach Gandawaga gehen, aber vorläufig nur, um als Botschafter der Regierung den Vertrag ratificiren zu lassen; erst darnach dürfte er wieder als Missionär dorthin zurückkehren.

Die Mohawks hatten, sobald die Eisdecke der Flüsse und See'n gebrochen war, Boten nach Fort Richelieu gesandt, die dort anfragten, ob Ononthio jetzt sein Wort halten und eine Gesandtschaft zu ihnen senden werde, und erst nach Empfang dieser Botschaft hatte Montmagny sich an den Oberen der Mission zu Quebec gewandt mit der Bitte, den der Sprache der Wilden kundigen und in ihrem Lande bekannten P. Jogues mit dieser Gesandtschaft zu betrauen, weil er sonst niemanden habe, der sich für einen so verantwortlichen Posten eigne. Dem Wunsche des General-Gouverneurs wurde gern entsprochen, und auf den Rath eines sehr erfahrenen Algonquin-Häuptlings vertauschte der jubelnde Priester sein Ordensgewand mit dem weltlichen Kleide. Die nach Fort Richelieu gekommenen Mohawks — es waren ihrer vier — wurden nach Trois-Rivières eingeladen, um den Gesandten der Weißen als Wegweiser zu dienen, und am 16. Mai trat Jogues, dem ein Beamter namens Bourdon beigegeben war, mit diesen Führern und zwei Algonquins die gefahrvolle Reise an.

Ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, fuhren sie den St. Lawrence bis zum Richelieu-Flusse und diesen selbst hinauf durch den herrlichen Champlain-See und am Vorabend des Fronleichnams-Festes in den Andiatarakte-See, der den Europäern bisher unbekannt gewesen war und von P. Jogues nun der ‚See des heiligsten Sacramentes' benannt wurde. Uns ist dieses krystallhelle, von bewaldeten Hügeln und starren Klippen umrahmte Binnenwasser als ‚Lake George' bekannt; ‚Lake Jogues' wäre unzweifelhaft richtiger. Darnach verließen die Reisenden ihre Canoes und wanderten über Berg und Thal dem Cohotatea zu, wo die Mohawks sie in einem Fischerdorfe staunend begrüßten. Sie rasteten hier jedoch nur einige Stunden, und da Jogues

unter den Fischern keine Bekannten antraf, bestimmte er seine Gefährten, mit ihm auf dem Strome nach Renselaerswyk zu fahren, damit er dort eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen und seinen Wohlthätern die durch ihn erwachsenen Unkosten zurückerstatten könne.

Einige wenige, erst neuerdings errichtete hölzerne Gebäude abgerechnet, fand der Missionär die Ansiedelung unverändert. An der Landung lag eine Barke, die mit Häuten und rohem Pelzwerk beladen ward, im Strome ankerten zwei kleine, plump und schwerfällig aussehende Seeschiffe, und zwischen den Lagerhäusern und den Kramläden langerten einige Indianer umher, welche die Ankommenden mit scheuer Neugier betrachteten.

Peter Vleeten saß vor seiner Thür und schmauchte bedachtsam sein Pfeifchen, als er durch Moritz, der nach wie vor als Ladendiener, Marktheifer, Berather und Sündenbock bei ihm diente, auf die Landenden aufmerksam gemacht wurde. „Mynheer, da kommen Fremde, Rothe und Weiße durch einander!“ rief das Factotum und weckte den Brodherrn aus seinen Träumereien.

„Was kommt da? wer kommt da, Moritz?“ fragte der Aufgestörte und starrte wie geblendet nach dem Flusse hinunter.

„Fremde, Mynheer! Weiße und Indianer. Dort sind sie eben hinter Smeerboom's Speicher gegangen. Gleich kriegt Ihr sie zu sehen. Seht Ihr — da drüben — zwei Weiße! . . Die sind aber nicht aus Niederland!“

„Du hast dieses Mal wirklich recht, Moritz, und da man nicht wissen kann, was sich ereignet — — die Männer kommen wahrhaftig hierher, direct zu Peter Vleeten. — Moritz, meinen Hut und mein gutes grünes Wams! Moritz, spute Dich, sag' ich! Siehst Du denn nicht? — Die müssen was vorstellen! Die Rothhäute laufen ja wie Lakaien hinterdrein. Moritz! — Mooo—ritz! Na, das war aber auch Dein Glück, Moritz. Wärest Du nur eine Minute später gekommen, so hätte ich Dir die Schande, daß

Peter Vleeten solche Herren mit bloßem Kopfe und seinem alten Kamisol empfangen mußte, mit dem Maßstocke eingebläut!"

So eiferte und keifte der überraschte Krämer; dann aber eilte er in seinen Laden, fuhr dort in das Gewand, das ihm der geduldige Mann für alles darreichte, und setzte einen Dreispitz auf sein gepudertes Haupt. Mit dieser flüchtigen Toilette war er kaum fertig geworden, als die Ankömmlinge die Schwelle überschritten und, ohne ein Wort zu reden, stehen blieben.

Peter kratzfußte und katzenbuckelte mehrere Minuten lang und schaute die beiden Weißen, von denen einer ihn lächelnd betrachtete, verblüfft an; nochmals setzte er Füße und Rücken in bevorstehende Bewegung, aber als die räthselhaften Besucher sich immer noch nicht rührten, blieb er endlich wie erschöpft stehen und fragte keuchend: „Wer gibt mir die Ehre, wenn's zu fragen erlaubt ist?"

„Guter Mynheer Vleeten, kennt Ihr mich denn wirklich nicht mehr?" ließ sich nun der größere der Fremden vernehmen.

„Man möchte sagen, man hätte Euer Gesicht schon gehört und Euere Stimme schon gesehen — Gesicht gesehen und Stimme gehört, wollte ich sagen, Mynheer! Aber man weiß denn doch nicht gleich immer so ganz genau — ich meine, wenn ich mich nicht irre, dann habe ich, wie gesagt, schon früher die Ehre und das Vergnügen gehabt —"

„Ihr irret nicht, lieber Freund! Ja, so darf ich Euch mit Fug und Recht nennen; denn Ihr habt mir viel Gutes gethan, als ich zuletzt hier war. Es sind jetzt wohl anderthalb Jahre darüber verstrichen. Könnt Ihr Euch noch nicht entsinnen?"

„Da wäre schließlich doch wohl eine Möglichkeit — — aber nein, das ist ja eigentlich eine Unmöglichkeit; denn Ihr könnt doch nicht —"

„Nur weiter, guter Peter!"

„Ihr könnt doch nicht —? Ach, Du mein gütiger Heiland! Er ist's wahrhaftig! Ja, die Hände sagen's, die verstümmelten Hände! Monsieur Jogues! Da hätte ich mir denn aber doch weit eher das Weltende nahe gedacht als Euch, Monsieur! Seid mir tausend-, tausendmal gegrüßt! Nun kommt aber! Kenne ich denn den Monsieur hier auch?"

„Nein, werther Freund! Er kommt heute zum erstenmale nach Nenselaerswyk. Er heißt Monsieur Bourdon und ist ein Regierungs-Beamter aus Neu-Frankreich; leider versteht Monsieur Bourdon Eure Sprache nicht."

„Dann werde ich unseren guten Prediger Mynheer Megapolensis holen lassen, daß er sich mit Euerem Freunde unterhält. Aber der kennt Euch ja auch und hält große Stücke auf Euch. Ja, das thut er, Monsieur Jogues! Auch der gestrenge Herr Feldhauptmann reden noch oft von dem Monsieur von Sandawaga, wie man Euch hier unter uns zu nennen pflegt. Mooo—ritz! Wo der Maulaff auch immer steckt, wenn man ihn am nothwendigsten braucht? Moo—ritz!"

Moritz war schon nach der Prediger-Wohnung und der Commandantur unterwegs, ehe sein Brodherr nur daran dachte, ihn dorthin zu senden, und da letzterer nun immer lauter und zorniger seines Factotums Namen aus der auf den kleinen Hofraum führenden Thür hinausschrie, so eilte Frau Marianne herbei und erkundigte sich, was ihrem Gemahl in eine solche Aufregung versetze. Da erfuhr sie denn die unerwartete Neuigkeit und ließ es sich nicht nehmen, wie sie ging und stand, den Missionär zu bewillkommnen.

Der Krämer führte seine Gäste in die bekannte Honoratioren-Stube hinter dem Laden; Moritz, der mit Windeseile seinen Rundlauf beendet, wurde die Sorge für die Indianer übertragen, und als nach einem halben Stündchen der Prediger und der Commandant fast gleichzeitig eintrafen, hallte das kleine Gemach von Jubel und Lachen wider, daß die nächsten Nachbarn verwundert die

Köpfe aus den Fenstern streckten und sich mit unglaublicher Neugierde nach dem Vorgefallenen erkundigten.

Bereitwilligst ertheilten Moritz und Marianne den Fragern Auskunft; denn es dünkte sie eine große Ehre, daß die Herren zuallererst Mynheer Vieeten aufgesucht hatten. Dann aber flog die Nachricht wie ein Lauffeuer durch den Ort, und bald war schier ganz Renselaerswyk um Peter Vieeten's Kramladen versammelt. Hätte nicht der Prediger abgewehrt, so würde dem Priester, über dessen Erlebnisse die abenteuerlichsten Gerüchte unter dem Volke circulirten, wohl gar eine lärmende Ovation dargebracht worden sein, die jedoch auch van Curler, um den anwesenden Mohawks kein Aergerniß zu bereiten, gerne vermied.

Die Reisenden verweilten bis zum nächsten Morgen in Renselaerswyk, und die Rothhäute wurden so trefflich bewirthet, daß sie in eine sehr heitere Stimmung geriethen und dem Volke mancherlei Proben ihrer Gewandtheit und ihrer Sicherheit im Bogenschießen gaben. Der Dolmetscher Labadie hatte sich zu ihnen gesellt, und Mynheer Jansen stellte sich, von dem Krämer eingeladen, gegen Abend in der Honoratioren-Stube ein, wo er den Missionär in der herzlichsten Weise begrüßte. Nach einigen heiter verlebten Stunden äußerte P. Jogues, der sich in seiner geräuschvollen Umgebung durchaus nicht wohl befand, den Wunsch, sich zurückzuziehen, was ihm, allerdings mit Widerstreben, gewährt wurde. Bourdon ging mit Megapolensis, Jogues aber mußte heute bei Peter Vieeten bleiben.

Der Jesuit war herzlich froh, als er sich in das behagliche und musterhaft saubere Zimmer, das ihm Frau Mariannens Hand bereitet, zurückziehen durfte. Eine Fülle von Erinnerungen und von Zukunftsgedanken, untermischt mit den heute vernommenen Neuigkeiten, zog ihm durch die Seele. Die Mohawks hatten nach seinem Entkommen keinen Groll mehr gegen die Holländer, von denen allein sie ja Feuerwaffen und Munition erhalten konnten,

zur Schau getragen und sich sehr gefällig gezeigt, was van Curler wohl mit vollem Recht seinem festen Auftreten zuschrieb. Thomas Renard, der Hausirer, war bald nach Jogues' Abreise ostwärts gezogen, um sich auf der Manhattan-Insel niederzulassen; die Erinnerung an das Ende des Waldläufers litt ihn nicht länger in Rensselaerswyk. Außer diesen Neuigkeiten traten die Erinnerungen an seine eigenen Erlebnisse mit besonderer Lebendigkeit vor die Seele des Priesters. Er hatte die Puter-Insel im St. Petri-See wiedergesehen, bei welcher der Ueberfall stattgefunden, und jene fürchterlichen Stunden waren nochmals scharf und grell vor ihm aufgelebt. Im Geiste schaute er wieder die Wahlstatt voll Leichen und Verwundeten und das furchtbare Gericht der Mohawks; er sah, wie der schon in Sicherheit geglaubte Couture und der unvergeßliche Ahatsistari sich den Händen der grausamen Feinde überlieferten, um ihn nicht zu verlassen. So zog auch Bild um Bild sein Aufenthalt bei den Mohawks an ihm vorüber, und von mächtigen Gefühlen überwältigt, sank er auf die Kniee nieder, flehte zu Gott um Muth und Kraft und [illegible] Ihn namentlich für die treuen christgläubigen Seelen, welche er in Ossernenon hatte zurücklassen müssen.

Schon kurz nach Sonnenaufgang begann das Ungewitter der Colonisten, und der Jesuit konnte bereits gegen sieben Uhr dem Commandanten einen Besuch machen und diesem sämmtliche Ausgaben, die er für ihn gehabt hatte, zurückerstatten. Auch dem Krämer vergütete er alles reichlich, und mit herzlichem Danke gegen alle trat er gegen zehn Uhr mit seinen Gefährten die Weiterreise nach dem jetzigen Mohawk-Flusse an, bei dessen Mündung in den Cohotaten oder Hudson das Dorf Onevgiure — Jogues hielt es für das ihm bekannte Ossernenon — stand. Dorthin hatten bereits zwei der mit den Gesandten von Trois-Rivières gekommenen Mohawks, die von Rensselaerswyk nach kurzem Aufenthalte weiter gefahren, die Nachricht von dem Nahen der französischen Botschafter gebracht, und als diese ein-

trafen, fanden sie schon viele Häuptlinge und Aelteste versammelt, die sie feierlichst empfingen und in zwei eigens errichtete Hütten führten. Im Laufe des Tages trafen auch die aus den ferner liegenden Dörfern erwarteten Sachems, Häuptlinge und Aeltesten ein, so daß schon am anderen Tage der Rath der Oyander vollständig war und das Pau-Wau eröffnet werden konnte.

P. Jogues ward in seinen Erwartungen insofern getäuscht, als die Mohawks, die er erkannte, ihm wie einem Fremden begegneten und ihn mit einem äußerst lästigen Ceremoniell behandelten. Er fand sich jedoch darein und erklärte dieses befremdliche Benehmen dadurch, daß er als der Vertreter eines mächtigen Volkes unter den Wilden erschien und von ihnen, die eine Verletzung des Ceremoniells bei feierlichen Gelegenheiten für unverzeihlich hielten, nun auch so und nicht anders behandelt werden mußte. Niemand hatte ihm einen freundschaftlichen Besuch gemacht, und so fand er die hochwillkommene Gelegenheit, sich im Gebet auf das Pau-Wau vorzubereiten und seinen Geführten Bourdon in dem erforderlichen Ceremoniell zu unterrichten.

Als am andern Morgen das Tam-Tam ertönte, strömten große Schaaren Volkes nach dem Dorfplatze, auf welchem die Berathungshütte stand, und jetzt erst zeigte es sich, wie massenhaft die Bewohner anderer Dörfer nach Onevgiure gekommen waren, um die Fremden, unter denen jedoch wohl niemand Ondesont vermuthete, — die wenigen Häuptlinge und Sachems, welche um seine Ankunft wußten, schwiegen vorläufig darüber — zu begaffen und das Ergebniß der Verhandlungen an der Quelle zu vernehmen. Kopf an Kopf schaarten sie sich, als eine Ehrenwache, mit ihrem wilden Putze angethan, die Franzosen und die mitziehenden Algonquins, unter deren Aufsicht zwei Squaws eine Kiste voll Geschenke trugen, nach der Berathungshütte begleiteten, und die Mohawk-Krieger mußten wiederholt Platz schaffen unter den sich heranandrängenden Neugierigen.

P. Jogues erkannte mehrere Bewohner Gandawaga's in der ihn umwogenden Masse, die ihn wie einen Fremden anstarrten, und ohne ein Erkennungszeichen zu geben, schritt er an ihnen vorüber. Er mußte ja, so lange er als Friedens-Commissär fungirte, seine Würde wahren; denn er repräsentirte jetzt die Regierung seines Landes.

In der Berathungshütte, die mit grünen Zweigen geschmückt war, saßen bereits die Oyander, umgeben von den angesehensten Häuptlingen, und das Pau-Wau wurde gleich nach dem Eintreffen der Weißen feierlich eröffnet. Bunte Schlange präsidirte, Adler saß zur Rechten des Sagamore, Kortfaeton zu seiner Linken, und neben dem Haupte der Schildkröten-Familie kauerte Affenbase, mit funkelnden Augen den von ihm erkannten Jesuiten betrachtend, auf dem Boden. Wagawalla's Gatte war nicht zugegen, wohl aber erblickte Jogues den braven Takuteke unter dem weiter im Hintergrunde stehenden Gefolge des obersten Kriegshäuptlings.

Sobald die Gesandtschaft ihre Plätze eingenommen hatte, entzündete Bunte Schlange das Kalumet und bewillkommte die französischen Commissäre in einer kurzen Anrede; als dann die Friedenspfeife die Runde gemacht hatte, erhob sich Jogues und entfaltete den auf Pergament geschriebenen Vertrag; Bourdon überreichte dem Sagamore ein Duplicat, und lächelnd wies dieser das Schriftstück mit der Bemerkung zurück, die Ongwehonwe verständen die Zeichen der Bleichgesichter nicht und wünschten mit denselben in ihrer Weise den Tomahawk zu begraben.

„Der Große Geist sieht und hört uns," argumentirte er; „der Große Geist weiß, was wir denken, und die Ongwehonwe können nicht einsehen, was sie mit diesen Zeichen, durch welche die Bleichgesichter aus der Ferne zu einander reden, beginnen sollen. Onontio hat uns einen weisen Mann gesandt, der unsere Sprache redet. So möge der weise Mann denn seinen Brüdern mit dem Munde sagen, was diese Zeichen bedeuten. Unsere Freunde

vom großen Volke der Algonquin, welche hier neben Ondesonk stehen, sind auch bekannt im Lande der Ongwehonwe; sie kamen schon einmal nach Gandawaga, um mit den Sachems und Häuptlingen zu reden, und sie verstehen die Sprache der Ongwehonwe."

Lächelnd faltete der Jesuit den geschriebenen Vertrag zusammen und verdolmetschte Bourdon die Erklärung und Weigerung des Sagamore, worauf der Beamte flüsternd erwiderte: „Ihr sahet das ja schon in Trois-Rivières voraus; aber Seine Excellenz der General-Gouverneur kennt die Weise dieser Wilden zu wenig, als daß er die Ratificirung eines Friedensschlusses ohne das Unterzeichnen eines geschriebenen Vertrages für möglich hält."

„Was soll nun aber geschehen?" fragte Jogues.

„Unterhandelt mit ihnen nach ihrer Weise, mein Pater! Einen anderen Weg sehe ich nicht. Auch hat das Document hier ja keine Wichtigkeit; denn wollen die Rathhäute ihr Wort nicht halten, so würde ihnen dieses Pergament mit ihren darunter gemalten Zeichen gewiß nicht im Wege sein. Ich bin mit allem, was Ihr thut, einverstanden."

Der Jesuit übersetzte nun den Vertrag in die Mohawk-Sprache, und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Rathsversammlung.

Als P. Jogues geendet, nahm Koetsaeton das Wort: „Ondesonk hat meinen Brüdern alles gesagt, was die Ongwehonwe mit Onontio in dem Dorfe der Bleichgesichter am Großen Strome beredet haben. Es ist nichts weggelassen, nichts hinzugefügt und nichts verändert worden. Möge der weise Ondesonk nun weiter zu seinen Brüdern reden, daß sie den Willen und den Wunsch seines mächtigen Volkes besser verstehen lernen. Der Stamm der Schildkröte ersucht den weisen Sagamore, daß er Ondesonk auffordere, seinen Freunden alles zu sagen, was er ihnen mitzutheilen hat."

„Will Ondesonk zu den Ongwehonwe reden?" fragte Bunte Schlange.

„Wenig mehr habe ich meinen Freunden zu verkünden," fuhr der Jesuit fort; „wenig mehr als das, was mich selber betrifft. Mit schwerem Herzen ging ich fort, und mit frohem Herzen kam ich wieder. Noch einmal muß ich ins Land meines weißen Brüder zurückkehren. Aber nur kurze Zeit werde ich dort bleiben. Ich muß wieder zu meinen lieben Freunden nach Gandawaga kommen und verlasse sie dann nicht mehr, bis der Herr des Lebens mich zu Sich ruft. Weise Männer hören meine Worte und wissen, daß ihr Ondesonk die Wahrheit redet. Wäre ich damals nach Gandawaga vom Cohotatea zurückgekehrt, so würde großer Unfriede im Dorfe entstanden sein; deshalb ging ich zu meinen weißen Brüdern am Großen Strome. Aber ich bin nicht froh unter ihnen geworden: mein Herz zog mich nach Gandawaga, und nun ist es voll Freude, da sein Wunsch erfüllt werden kann.

„Mein Volk ist groß und mächtig. Es reicht den Ongwehonwe die Hand und nennt sie Brüder. In den Dörfern am Großen Strome sind die rothen Männer willkommen. In den Hütten brennt für sie das wärmende Feuer; dort ist für sie stets das Mahl bereitet und das Lager gerichtet. Fraget Kortsaeton und die Tapferen, die mit ihm zu meinem Volke kamen! Wir wünschen den Frieden und werden mit Euch freudig den Tomahawk so tief begraben, daß er nie wieder ausgefunden wird. — Hier sendet Onontio Geschenke, die Euch sagen sollen, daß er seine rothen Freunde am Schäumenden Wasser liebt. Unsere Freunde vom Volke der Algonquin mußten ihre Geschenke am Andiataraktе mit den Canoes zurücklassen. Sendet Leute mit ihnen, wenn sie in ihr Land zurückkehren, und Ihr sollt auch jene Geschenke erhalten. Aber meine Brüder vom Volke der Algonquin wollen selbst noch zu Euch reden. Ondesonk hat gesprochen."

Diese kurze Anrede schien einen sehr günstigen Eindruck gemacht zu haben, der jedoch noch bedeutend erhöht ward, als der Jesuit jetzt zuerst dem Sagamore und dann

den Häuptern der einzelnen großen Familien des Mohawk-Volkes die für sie bestimmten Gaben überreichte und schließlich für den Stamm des Wolfes, in welchen er bekanntlich aufgenommen worden war, einige Schnüre großer Glasperlen und mehrere kleine Spiegel als ein von ihm selbst kommendes Angebinde hinzufügte.

Nach ihm hielt einer der Algonquin eine kurze Rede, und dann wurde Jogues aufgefordert, nochmals den Friedensvertrag langsam zu verkünden, worauf die Oyander eine nur wenige Minuten währende geheime Berathung hielten.

Jetzt begann die feierliche Ratifizirung. Alle anwesenden Indianer zogen ihre Messer, berührten mit dem Zeigefinger der rechten Hand als Zeichen der Betheuerung die nach oben gerichteten Spitzen der scharfen Klingen, die beiden Franzosen standen auf und entblößten ihre Häupter, und Bunte Schlange hub, seine Worte mit ausdrucksvollen Pantomimen begleitend, also an: „Hier liegt ein Tomahawk, mit dem Blute von Tapferen gefärbt. Der Ongwehonwe hebt ihn auf. So wischt er das rothe Blut von dem Tomahawk ab. Freuet Euch, Ihr Männer, die Ihr aus dem Lande des großen Lichtes kommt, und freuet auch Ihr Euch, Krieger vom Volke der Ongwehonwe; denn nun ist der Tomahawk rein, es klebt kein Blut mehr daran. Aber er muß begraben werden. Wir müssen ihn tief in die Erde versenken, daß kein rother Mann, daß kein Bleichgesicht ihn wieder hervorholen kann. — Hier steht ein mächtiger Baum. Schon unsere alten Männer ruhten in dem Schatten seiner weitragenden Zweige. Unsere Großväter wissen nicht, wann der Baum jung und klein war: so viele Sommer und Winter hat er schon gesehen. Er ist groß und stark und wird nie verdorren. Der Große Geist wird ihn erhalten, und der ganze Wald um ihn mag stürzen: er aber wird stehen und grünen. Der Ongwehonwe faßt den Baum mit seinen starken Armen und ruft nun laut: ‚Großer Geist, sende mir Deine

Helfer!' — Der Große Geist hat die Bitte seines rothen Kindes gehört, seine Helfer sind zur Stelle, sie fassen mit an. Die Wurzeln gehen tief und wollen nicht loslassen. Aber der rothe Mann und des Großen Geistes Helfer müssen ja den Tomahawk unter sie verstecken, und die Wurzeln weichen ihrer Kraft. Der Baum erbebt. Die Wurzeln lösen sich. Hilf, Bleichgesicht, daß der Ongwehonwe den Stamm niederlegen kann! Da liegt nun der Baum, und ein tiefes Loch öffnet sich unter seinen Wurzeln. Dort hinein wird der Ongwehonwe den Tomahawk begraben. Sieh, zum letzten Male blinkt der Todbringer in seiner Hand; aber er wird kein Blut mehr trinken, er wird keinen Schädel mehr spalten. Schauet her, Ihr Männer! Hoch schwingt der Ongwehonwe den Tomahawk, und nun schleudert er ihn in das tiefe, dunkle Loch mit aller Kraft seines starken Armes. Jubelt, Ihr Männer! die Erde hat den Tomahawk aufgenommen. Nun werfet mehr Erde in das Loch und sehet, wie der Ongwehonwe sie niedertritt. Jetzt alle heran an den Baum! Greift zu, Ihr Männer, daß wir ihn wieder dorthin setzen in das Loch, das den Tomahawk birgt! Hebt! Setzt ihn vorsichtig ein, daß Ihr den Wurzeln nicht schadet!

„Der Baum steht wieder da, wo der Große Geist ihn wachsen ließ. Er steht, und er wird wachsen und grünen so lange die rothen Männer und die Bleichgesichter, die in seinem Schatten wohnen, wie Brüder mit einander leben. Sie stehen auf den Wurzeln, unter denen der Tomahawk liegt, den wir begraben haben, und die Wurzeln erstrecken sich bis unter das weiteste Dorf der Bleichgesichter und des Volkes der Algonquin am Großen Strome, wie auch durch das ganze Land der Wyandottes und der Ongwehonwe. Die Wurzeln leben und wissen, was geschieht, und wenn Böses geplant wird von einigen, die unter dem herrlichen Baume des Friedens wohnen, den die Wurzeln halten und ernähren, dann werden diese mächtig erbeben, der Stamm wird erzittern und wanken, und schnellend

wird ihn die Hand des Großen Geistes niederstürzen auf die bösen Menschen, daß sie vernichtet werden. Den guten Männern aber, die den Tomahawk begruben und nicht wieder aufgraben wollten, wird der Große Geist den Todbringer abermals in die Hand geben, und sie werden mit ihm den letzten ihrer falschen Freunde vernichten. — Der Tomahawk ist begraben, und die Ongwehonwe sind jetzt für immer die Freunde und Brüder Ouontio's, Ondessonk's und ihres Volkes; sie sind die Brüder der tapferen Algonquin und auch die Brüder der Wyandottes. Der Tomahawk ist begraben, und der Große Geist freuet sich über das Werk seiner Kinder."

Der Sagamore setzte sich, und auch die übrigen Mitglieder der Rathsversammlung ließen sich auf ihren Fellen und Decken nieder. Ondessonk sprach noch einige Worte und nahm Gegengeschenke von den Mohawks in Empfang. Damit war das Pau-Wau geschlossen und der heißersehnte Frieden ratificirt. Das geschah am 11. Juni des Jahres 1646.

P. Jogues hatte, sobald die Ehrenwache ihn und seine Begleiter nach dem ihnen angewiesenen Quartier zurückgeführt, nichts Eiligeres zu thun, als seine weltlichen Gewänder mit dem Ordenskleide zu vertauschen, um dann sofort einen Rundgang durch das Dorf zu machen und sich nach getauften Hyronen und Katechumenen umzusehen; denn seit er das Mohawk-Land verlassen, mußten deren gar viele gefangen eingebracht worden sein. Nun hatte ja sein Botschafterdienst sein Ende erreicht, und der Missionär durfte endlich wieder seinem heiligen Berufe leben.

Beim Verlassen der Hütte stieß er auf Kortfaction, der gar ernst dreinschaute und ihn ersuchte, mit ihm ins Freie zu kommen, weil er Wichtiges mitzutheilen habe. Bereitwillig folgte der Jesuit dem Häuptlinge. Dieser ging mit ihm an den nahen Fluß hinunter und bat ihn dort, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, inständig, seine Reise so viel als möglich zu beschleunigen. „Kortfaction ist Ondessonk's Freund, und deshalb sagt er

zu ihm: „Geh!“ Koetsaeton darf nicht alles sagen, was er weiß; aber Ondesonk mag wissen, daß Affendase nie sein Freund werden wird, und Affendase ist mächtig.“

„Wie aber soll ich es dann verstehen, daß die Ongwehonwe Onontio bitten ließen, er möge ihnen Schwarzröcke senden?“ fragte der erstaunte Missionär. „Brachte nicht Koetsaeton selber den Bleichgesichtern einen Wampum, damit die Schwarzröcke wieder zu ihnen kämen?“

Der Häuptling blickte verlegen vor sich nieder und sagte ausweichend: „Koetsaeton ist Ondesonk's Freund; er redet zu ihm wie zu einem Bruder. Ondesonk hat heute ein großes Werk vollbracht, und das Volk der Ongwehonwe wird ihm dafür danken, wenn es erst ganz verstehen gelernt hat, wie gut Ondesonk ist. Darüber aber muß das große Licht noch manchesmal kommen und gehen. Auch Ondesonk's Feinde haben Fangen und sind nicht stumm. Mein guter Bruder wird wohl daran thun, wenn er recht bald an den Großen Strom zurückkehrt. Kommt er später wieder zu seinen rothen Brüdern, so werden seine Freunde sie ihn gerebet haben, und das Volk der Ongwehonwe weiß dann, daß seine Feinde Böses wollen.“

„Ich fürchte weder Affendase noch andere Feinde unter den Menschen, wo ich im Dienste des Herrn des Lebens wirke!“ rief der Jesuit feurig. „Wir haben Frieden mit den Ongwehonwe gemacht, und sie haben uns, und ganz besonders mich, eingeladen, zu ihnen zu kommen. Morgen schon gedenke ich nach Gandawaga zu gehen, um meine Freunde dort zu sehen, und dann werde ich auch die übrigen Dörfer besuchen und nach dem jungen Bleichgesichte forschen, das mit mir gefangen wurde und das noch im Lande der Mohawks lebt.“

„Das kann nicht geschehen, Ondesonk! Das junge Bleichgesicht ist weit fortgezogen, und Ondesonk wird seine Fährte vergebens suchen. Mein Bruder wird jetzt auch nicht nach Gandawaga noch in die anderen Dörfer meines Volkes gehen können. Dunte Schlange hat ihm durch

Koetfaeton sagen, er möge recht bald zurückkehren zu Onondio und ihm mittheilen, daß die Oyander den Tomahawk begraben haben. Dann mag Ondesonk zu seinen rothen Brüdern am Schäumenden Wasser zurückkehren, und alles mag gut werden. Ondesonk weiß nun mehr, als Koetfaeton ihm sagen durfte; aber Koetfaeton ist sein Freund, und deshalb konnte er nicht schweigen. Er wird Ondesonk wiedersehen." Der Häuptling wandte sich mit einer Handbewegung zum Gehen und war in wenigen Augenblicken dem Missionär, der ihn vergebens zurückzurufen suchte, aus dem Gesichte entschwunden.

Mit schwerem Herzen setzte sich der in seinen Hoffnungen so bitter enttäuschte Mann auf den Stamm eines gestürzten Baumes und suchte sich das Gehörte klar zu machen. Sollte es wirklich Gottes Wille sein, daß nach Bewältigung so vieler Hindernisse neue und unüberwindlich scheinende Schranken sich vor Seinem Diener aufthürmten? Sollte diesen Heiden die Lehre des Heils noch nicht verkündet werden, oder wollte Gott Seines Dieners Kraft und Opferwilligkeit nur prüfen? Sollte ihm gar die blutige Siegeskrone beschieden sein, damit dem Herrn der Weinberg in der Wildniß bereitet werde? — Ja, so und nicht anders konnte er urtheilen, und betend, dankend, sank er in dem stillen Walde am leise rauschenden Strome nieder, um sich neugestärkt zu erheben.

Im Dorfe war schon auf des Sagamore Geheiß nach ihm gesucht worden, und als er vor dem Mächtigen erschien, ward er mit besonderer Auszeichnung empfangen.

„Ondesonk's weise Worte haben auch die Herzen dieser Häuptlinge eines fernen Stammes erfreut, der mit zum Volke der Ongwehonwe gehört," sagte der Sagamore, indem er auf drei Onondagas, die neben ihm saßen, deutete. „Ondesonk möge zu ihnen reden, und sie werden gern die Freunde der Bleichgesichter werden."

Der Missionär begriff recht wohl, daß es den Wilden hauptsächlich um Geschenke zu thun sei, ohne die ja kein

Freundschafts-Bund abgeschlossen werden konnte, und da er noch einigen Tand, den die Rothhäute hoch schätzten, in seinem Koffer hatte, so nahm er bereitwillig diese Gelegenheit wahr, auch die sehr zu fürchtenden Onondagas zu gewinnen. Bunte Schlange diente ihm als Dolmetscher, und bald wurde ein Einverständniß erzielt und durch Geschenke besiegelt.

Recht zufrieden mit seinem Erfolge, machte sich der Missionär am nächsten Morgen, als die nicht in Onevgiure ansässigen Mohawks das Dorf verlassen hatten, auf den Weg, um getaufte oder doch im Christenthume unterrichtete Huronen aufzusuchen. Er fand deren nur wenige und that für diese, was in seiner Macht stand.

Zwei Tage lang ließen ihn die Mohawks gewähren; als er dann aber nach Gandawaga zu gelangen suchte, erklärte ihm der Sachem von Onevgiure, es sei der Wunsch des gesammten Mohawk-Volkes, daß er seine Abreise möglichst beschleunige, um desto rascher zurückkehren zu können. Er möge daher unverzüglich abreisen. Und als nun die Wilden eiligst eine Kriegerschaar ausrüsteten, die ihn bis nach Fort Richelieu geleiten sollte, und auch Bourdon ihn zur Rückkehr mahnte, da riß er sich los von den Christen, die er gefunden hatte, und verließ am 16. Juni das Mohawk-Dorf. Dreizehn Tage später langte er wohlbehalten in Trois-Rivières an, und die Nachrichten, die er brachte, riefen dort stürmischen Jubel hervor.

26. Ibo et non redibo.

P. Jogues sollte nicht so schnell, als er gehofft hatte, in das Mohawk-Land zurückkehren. Schon hatte er alle Vorkehrungen zur Abreise nach Gandawaga getroffen, als neue Kriegsgerüchte nach Trois-Rivières drangen, die den Oberen der Mission bestimmten, den Eifer des thatendurstigen Priesters zu zügeln. Am 9. Juli 1646 wurde in einer Berathung beschlossen, vorläufig keinen Missionär zu den Irokesen zu senden. Das war ein schwerer Schlag

für Jogues, und schier entmuthigt, fuhr er wieder nach Mariensladt, wo es ihn aber nur einen Monat lang litt. Immer verworrenere Nachrichten kamen aus dem Mohawk-Lande. Die Streifcorps, die von Zeit zu Zeit von Fort Richelieu entsandt wurden, fanden nirgends eine Spur von umherschweifenden Indianer-Banden, und Jogues drang nun nochmals in seine Oberen, ihm die Abreise zu gestatten. In den glühendsten Farben schilderte er den Drang seines Herzens, der gewiß nur eine Aeußerung des heiligsten Willens Gottes sei. „Das Mohawk-Volk ist die Blutbraut meiner Seele," schrieb er an P. Vimont zu Quebec, von welchem die Entscheidung über seinen sehnlichsten Wunsch abhing, und fügte hinzu: „Laßt mich nach Gandawaga zurückkehren und diesen Heiden das Heil verkünden! Ihr nanntet ja selbst diese von Euch geplante Mission die Mission der Martyrer, weil Ihr voraussahet, daß wohl noch mehr als Ein Streiter Christi im Mohawk-Lande sein Blut vergießen müsse, ehe die heilige Kirche dort Wurzel schlage. Schonet meines Blutes nicht! Darum bitte ich aus vollstem Herzen."

Solchem Flehen vermochte der Provinzial nicht zu widerstehen, und Jogues wurde am 24. September von dem Rector der Mission zu Trois-Rivières benachrichtigt, daß seiner Reise in das Land seiner Wünsche nun nichts mehr im Wege stehe. Wer könnte den Jubel schildern, der jetzt die Seele des Missionärs erfüllte! Seine Vorbereitungen waren rasch getroffen. Ein junger Mann, namens Jean de Lalande, der bisher Oblaten-Dienste in dem Missionshause verrichtet hatte, ein von irokesischen Eltern im Huronen-Lande geborener, längst schon getaufter Indianer und mehrere Huronen, welche sich nach gefangenen Freunden und Verwandten in den Mohawk-Dörfern erkundigen wollten, wurden zu seinen Gefährten erkoren, und am 27. September nahm er Abschied von seinen Ordensbrüdern, die ihn mit schwerem Herzen ziehen sahen. „Iho et non rediho! Ich werde hingehen und

nicht wiederkehren!" rief er prophetisch den tief ergriffenen Männern nach aus dem Canoe zu; dann zog er unter Psalmengesang jauchzend dem Tode entgegen.

Die Fahrt war vom herrlichsten Wetter begünstigt. Gottes Frieden ruhte auf dem majestätischen Strome, in dessen grüngoldner Fluth das dunkle Blau des Himmels sich schillernd spiegelte. Bei der durchsichtigen Herbstluft lagen die malerischen Ufer, mit den wechselvollen Tinten des Spätjahres geschmückt, auf Meilen deutlich sichtbar vor den Augen der Reisenden; es schien, als ob die Natur noch eine kurze Zeit ihre ganze Pracht entfalten wollte, ehe der erstarrende Winterhauch sie in die Fesseln des Schlafes schlagen und schützend seine weiße Decke über die schlummernde ausbreiten werde. In vollen Zügen labten sich die frommen Männer an all der Schönheit ringsum, und in Lobgesängen priesen sie des Allmächtigen Weisheit und Güte. Die düsteren Gerüchte von einem neuen Friedensbruch der Mohawks, welche ihnen bei ihrer kurzen Rast in Fort Richelieu mitgetheilt wurden, achteten sie gering. Nur die Huronen wurden stutzig, als sie von einem Kundschafter ihres Stammes, der im Solde der Weißen stand, die bedrohlichen Nachrichten vernahmen, und P. Jogues suchte sie nicht zur Weiterfahrt zu bewegen, sondern rieth ihnen in diesem Falle sogar zur Umkehr.

„Kehrt zurück, meine Kinder!" sagte er. „Euch treibt nichts nach den Dörfern der Mohawks, was es rechtfertigen würde, wenn Ihr Euch einer großen Gefahr aussetztet. Mit mir ist es ein ander Ding. Ich muß nach Gandawaga gehen, und wenn jedes Wigwam dort einen Dämon bergen sollte. Mich treibt die Pflicht, und nichts darf mich zurückschrecken. Uebrigens glaube ich auch nicht, daß alles sich so verhält, wie die Soldaten es darstellen. Ich kann die Mohawks noch nicht für wortbrüchig halten, so lange alle Beweise dafür fehlen. Thut indessen, was Euch gerathen erscheint! Ich werde niemanden bereden, mit mir zu gehen."

„Ich bleibe bei Euch, mein Vater," erklärte der jugendliche Lalande mit großer Entschiedenheit, und da auch der Irokese sich unter allen Umständen für die Fortsetzung der Reise erklärte, so schämten sich die Huronen ihrer Zaghaftigkeit und griffen wieder zu den Rudern.

Bald jedoch entdeckte man Anzeichen, welche die vernommenen Gerüchte zu bestätigen schienen. An mehreren Stellen fanden die Reisenden das Ufer des Champlain-See's mit zahlreichen Fußspuren bedeckt, die nur von Indianern herrühren konnten, und im Sande waren auch an vielen Stellen die Eindrücke von zahlreichen Canoes sichtbar, die dort gelandet haben mußten. Die eigentliche Jagdzeit hatte noch nicht begonnen, und es wurde daher den erfahrenen Huronen-Kriegern klar, daß die aufgefundenen Fährten nur von starken Banden herrühren könnten, die sich auf den Kriegspfad begeben hatten. War das aber der Fall, so mußten die Irokesen den Vertrag gebrochen und den kaum begrabenen Tomahawk wieder erhoben haben, und dann erwartete alle Franzosen, Huronen und Algonquins, welche in ihre Hände fielen, ein schreckliches Loos. Das erwogen die rothen Begleiter des Priesters, und einer nach dem andern stahl sich fort, bis nur noch die beiden Franzosen und der muthige Irokese, der im Huronen-Lande geboren war und seine Muttersprache noch geläufig redete, übrig waren.

Der Missionär ließ kein Wort des Tadels laut werden, sondern war nur betrübt darob, daß die Huronen sich bei Nacht von den Lagerplätzen fortschlichen, ohne Abschied zu nehmen. Als das Ende des See's erreicht war, lag noch eine lange mühselige Fußwanderung vor unseren Reisenden, die noch besonders dadurch erschwert ward, daß nun das Gepäck getragen werden mußte. Die Männer blieben jedoch guten Muthes und schritten rüstig voran.

Drei Tage hatte die Wanderung gewährt, [illegible] der Irokese, welcher den beiden Weißen als Pfadfinder [illegible]eine, eine starke Schaar Mohawks signalisirte. Auch diese

waren seiner ansichtig geworden und kamen nun in wildem Laufe heran. Allen voraus stürmte ein Häuptling, in welchem der Missionär sogleich Geierklaue erkannte, der in dem ersten Gefechte vor Fort Richelieu commandirt hatte und seither sein erklärter Gegner geblieben war. Auch der Wilde blieb nicht einen Augenblick über den Jesuiten im Zweifel, und mit gellendem Triumphgeschrei kündigte er den Kameraden an, daß er Ondesonk gefunden habe.

Da brach ein toller Jubel unter den Mohawks los, und wie Rasende stürzten sie sich auf den Priester und schlugen ihn zu Boden. Sie hätten ihn wohl auf dem Fleck umgebracht, wenn nicht Geierklaue sich eingemischt und die Wüthenden zur Mäßigung ermahnt hätte.

„Bindet den falschen Schwarzrock, meine Braven!" gebot er; „bindet ihn und dieses junge Bleichgesicht, das Aireskoi mit ihm in unsere Hände gibt! Bindet auch diesen rothen Mann, der des Großen Geistes und seines Volkes vergessen hat und den hündischen Bleichgesichtern dient! Bindet sie alle, damit wir sie in die Dörfer bringen, wo große Freude herrschen wird!"

Ehe der Missionär zu Worte kommen konnte, hatten kräftige Fäuste den Befehl des Häuptlings schon vollzogen, und mit zusammengeschnürten Armen starrten die Ueberfallenen einander fragend an, indeß die Mohawks, die mit ihren Kriegsfarben bemalt waren, sie wie Wahnsinnige umtanzten. „Was soll das bedeuten? Was wollt Ihr von uns?" fragte der Jesuit, als er sich einigermaßen gesammelt hatte. „Haben wir nicht den Tomahawk begraben? Sind wir nicht Männer des Friedens, um deren Rückkehr Euere Sachems und Häuptlinge so dringend gebeten haben?"

„Ondesonk betrügt die Ongwehonwe nicht mehr," erwiderte Geierklaue grinsend. „Aireskoi hat die Augen der rothen Männer geöffnet, und sie wissen jetzt, daß Ondesonk ein böser Zauberer ist."

„Reißt der schwarzen Schlange die Zunge aus!"

erfüllte ein anderer Häuptling, in welchem der Ueberfall Stumpfes Beil erkannte.

Schon griffen einige Krieger nach ihren Messern, die fürchterliche Drohung wahr zu machen, da legte sich Gelerflame ins Mittel und sagte höhnisch: „Laßt den Schwarzrock lügen, so viel er will, meine Braven! Uns bethört er jetzt nicht mehr. Wir wissen, wer er ist. Macht ihn nicht stumm, damit er am Pfahle jammern und winseln kann; denn darüber freuet sich Aireskoi."

„Was habe ich Euch gethan, daß Ihr so wüthend über mich und meine Begleiter herfallet?" rief P. Jogues entrüstet.

„Das weißt Du recht gut, Schwarzrock!" entgegnete Stumpfes Beil mit finsterem Groll. „Warte nur, bis die Squaws Dich am Pfahle liebkosen! Dann sollst Du schon erfahren, daß die rothen Männer Dich erkannt haben. Du machst keinen Wakon mehr in den Dörfern der Ongwehonwe! Wir werden Dich zu dem bösen Geiste senden, dem Du dienst."

Lalande, der Mohawk-Sprache unkundig, wandte sich nun an Jogues, um zu erfahren, weshalb die Wilden sich so rasend geberdeten; aber der Missionär konnte ihm keine Auskunft geben.

„Es ist schier, als seien Dämonen in sie gefahren," sagte er seufzend. „Ich verstehe ihre wirren Reden nicht. Gott wird uns schon enthüllen, was die Mohawks in eine solche Raserei versetzt, und wir müssen uns in Seinen heiligsten Willen fügen. Armer Jean!"

Der gefangene Irokese, der jedes der zwischen Jogues und den Mohawks gewechselten Worte verstand, aber gleichfalls ihren Sinn nicht zu deuten vermochte, verharrte in dumpfem Schweigen.

Die Wilden gönnten sich nur eine kurze Rast und brachen dann mit ihren Gefangenen nach den Dörfern auf, aus welchen sie ausgezogen waren, um Fort Richelieu zu überfallen. Nach einem angestrengten zweitägigen Marsche

wurde Gandawagu erreicht, und die ganze Bevölkerung gerieth in gewaltige Aufregung, als Ondesonk gefangen auf den Dorfplatz geschleppt wurde. Um Lalande und den Irokesen kümmerte sich niemand sonderlich. Man starrte sie an, verhöhnte sie und ließ es dabei bewenden. Anders verfuhr man mit P. Jogues: von Jung und Alt wurde er angespieen und geschlagen, bis nach einer Weile Koetsaeton auf dem Platze erschien und der Mißhandlung ein Ende machte.

„Weshalb hörte Ondesonk nicht auf die Warnung seines Bruders?" flüsterte der Häuptling, die Fesseln der Gefangenen durchschneidend.

„Ondesonk hatte Freunde verlassen, als er von Onnoglure zu seinem Volke zurückkehrte, und nun findet er sie in wüthende Feinde verwandelt," entgegnete der Jesuit.

„Koetsaeton hatte seinen Bruder gewarnt, aber Ondesonk wollte nicht auf Koetsaeton's Stimme hören. Dort kommt Adler mit dem Sagamore. Sie werden Ondesonk sagen, weshalb die rothen Männer ihm zürnen."

Die Mohawks, welche die Gefangenen hereingebracht hatten, wagten nicht dem angesehenen Haupte der Schildkröten-Familie entgegen zu treten, als dieses die Gefangenen frei machte. Als aber jetzt die beiden Mächtigsten in Gandawaga den Dorfplatz betraten und auf die Ueberfallenen zuschritten, da liefen die Wächter ihnen entgegen und erhoben bittere Klagen gegen Koetsaeton, die indessen resultatlos blieben. Stumpfes Beil und Geiertaue waren ihrer Schaar vorangeeilt, und durch sie hatte Sunie Schlange bereits das Vorgefallene erfahren.

„Die Bleichgesichter werden nicht entkommen," versicherte der Sagamore und trat mit dem finster dreinschauenden Adler an den Missionär heran, der ihm ruhig ins Gesicht sah.

„Weshalb hat Ondesonk wieder schlimmen Wakon gemacht?" fragte der Gewaltige, nachdem er den schweigenden Jesuiten mit stechenden Blicken gemustert hatte.

„Bunte Schlange möge deutlicher reden! Ondesonk ist kein Zauberer und hat seinen rothen Brüdern nichts Böses gethan," erwiderte der Gefragte mit großer Ruhe.

„Hatte Ondesonk nicht einen bösen Geist in jenes Ding gebannt, das er in Onevgiure zurückließ?" forschte Adler lauernd.

„In den Kasten, worin sich meine wenigen Sachen befinden?" rief der Priester, dem es nun wie Schuppen von den Augen fiel; denn jetzt erst entsann er sich wieder des kleinen Koffers, den er in Onevgiure zurückgelassen, weil er ja nur wenige Wochen in Neu-Frankreich zu verweilen gedacht hatte. Der Koffer enthielt einige Meßgewänder, wenige Bücher und die nöthigsten heiligen Gefäße. Die abergläubischen Mohawks hatten schon damals große Angst vor diesen geheimnißvollen Dingen bekundet und erst auf dringendes Bitten zugegeben, daß sie in einer unbewohnten Hütte bis zur Wiederkehr des Eigenthümers untergebracht wurden. Was aber dieses Gepäck mit der Zauberei, der P. Jogues beschuldigt wurde, zu thun habe, und worin das den Mohawks zugefügte Unheil bestehen sollte, — das blieb ihm noch ein unlösbares Räthsel.

Des Priesters fragender Ausruf und sein scheinbares Erschrecken wurden von den beiden Machthabern als Zeichen seines Schuldbewußtseins gedeutet, und nachdem sie vielsagende Blicke mit einander gewechselt, befahl Adler, daß Ondesonk in ein kleines, in der Nähe der Berathungshütte stehendes Wigwam, das schon mehr als einen Todescandidaten beherbergt hatte, gebracht und dort scharf bewacht werde. Die beiden Gefährten des Missionärs wurden in einer anderen Hütte, die als Speicher diente, eingesperrt und gleichfalls unter die Obhut eines Kriegers gestellt.

Kaum waren die Befehle des Sagamore, der sich mit Adler in die Berathungshütte begab, ausgeführt, als auch schon ein Läufer die Nachricht von der Gefangennahme des Schwarzrocks nach Onevgaure meldete und den Sachem, dessen Berather und die Häuptlinge von dort nach Gan-

dawaga entbot. Ein anderer Bote rief die Rathsmitglieder von Gandawaga zusammen, und ein dritter eilte nach den übrigen Dörfern, um auch dorthin die wichtige Neuigkeit zu bringen. Das vorläufige Pau-Wau, an welchem sämmtliche Familienväter zu Gandawaga theilnahmen, konnte schon kaum eine Stunde nach dem Eintreffen der Gefangenen eröffnet werden. Während in der Berathungshütte eine heftige Debatte über die Schuld oder Unschuld des Schwarzrockes geführt ward, eilte Wagawalla zu demselben.

Das war ein erschütterndes Wiedersehen, und eine geraume Zeit verstrich, bis beide sich so weit beruhigt hatten, daß Wagawalla zu erzählen vermochte, was dem Missionär zur Last gelegt werde. Kurze Zeit nach Jogues' Abreise von Onevgiure war in einem Wigwam neben der Hütte, in welcher der ominöse Koffer aufbewahrt wurde, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, die sich rasch durch das Dorf verbreitete und viele Opfer forderte. Da ward denn den Wakon-Männern anbefohlen, nach dem Ursprung der Seuche zu forschen, und auch die Zauberer aus Gandawaga und den übrigen Dörfern zogen nach Onevgiure. Nach vielem Hokuspokus erklärten sie P. Jogues' Koffer für den Herd der Krankheit und beschuldigten den Schwarzrock, er habe einen bösen Geist in den Kasten gebannt, und dieser sei nach seiner Abreise daraus hervorgekommen und habe Tod und Verderben unter den rothen Männern verbreitet.

„Wagawalla hat das nicht geglaubt, und auch ihr Herr wußte, daß Ondesonk kein Zauberer ist," versicherte die Squaw. „Koetsgeton und andere sprachen auch für Ondesonk's Unschuld; aber die bösen Menschen in Gandawaga, die Ondesonk hassen, weil sie ihn nicht verstehen, die schrieen und wütheten und sagten, sie würden Ondesonk todtschlagen, wenn er wiederkäme. Die Bären-Familie ist am wüthendsten über Ondesonk; denn sie hat mehrere Squaws und Papusen [1]) sowie zwei junge Krieger durch

[1]) Kleine Kinder.

die Neuigkeit verloren. Offenbase gehört zu den Bären. Nun weiß Ondesonk alles. Wagawalla's Herr ist zum Pau-Wau gegangen, und er wird es nicht zugeben, daß Ondesonk ein Leid zugefügt werde; Koetfaeton wird für Ondesonk sprechen."

„Was sagten Bunte Schlange und Adler dazu?" fragte Jogues.

„Der Sagamore und der große Häuptling sind nicht Ondesonk's Feinde, aber sie sind auch nicht seine Freunde; sie schweigen, wenn ihre Einrede nicht gerne gehört wird," entgegnete die kluge Frau.

Genau so beurtheilte auch der Jesuit diese beiden Männer. Sie waren herrschsüchtig, vermieden aber schlau alles, was ihnen die Volksgunst zu entziehen drohte. Jogues hatte schon häufig an die Schwierigkeiten gedacht, welche sie ihm bereiten würden, so oft ein einflußreicher Ankläger gegen ihn aufträte. Bunte Schlange hatte ihm mehr als eine Probe seines Wankelmuthes gegeben, und längst schon baute er nicht mehr auf den Beistand des Sagamore. Für weit entschiedener hatte er Adler bisher gehalten, aber wirkliches Vertrauen hegte er nicht zu ihm. Wagawalla gegenüber sprach er jedoch nicht davon, sondern gab dem Gespräche eine andere Wendung, indem er über religiöse Dinge zu reden begann und seiner Freude über ihres Gatten Bekehrung Ausdruck lieh.

So verstrichen mehrere Stunden. Endlich wurde das Pau-Wau geschlossen, und Wagawalla's Gattin trat hastig mit Koetfaeton in das Wigwam. In alter Herzlichkeit begrüßte er den schmerzlich entbehrten Freund und theilte ihm jubelnd mit, er sei frei und dürfe mit seinen Pflegern in ihr Wigwam zurückkehren, wo noch die Lagerstätte für ihn bereitet sei.

„Ondesonk versuche aber nicht, das Dorf zu verlassen, und hüte sich vor dem Stamme der Bären!" warnte der Wackere. „Wolf und Schildkröte — hierbei deutete er auf sich und Koetfaeton — werden Ondesonk vertheidigen,

wenn morgen das große Pau-Wau stattfindet; aber der Bär lechzt nach dem Blute des Schwarzrocks, den er immer noch für einen Zauberer hält. Affendose würde Ondesonk zerreißen, wenn er ihn in seine Tatzen bekäme."

„Der Herr des Lebens wird Euch für all das Gute, das Ihr mir gethan habt und noch thun möget, belohnen und mich gegen meine Feinde beschützen," entgegnete der Missionär und reichte den Männern mit Wärme die Hand.

„Der Große Geist, zu dem Ondesonk betet, ist sehr mächtig, viel mächtiger als Aireskoi und alle bösen Menschen," versicherte Wagawalla und eilte nach ihrem Wigwam, um Ondesonk ein stärkendes Mahl zu bereiten.

Ihr Gatte folgte ihr mit dem Befreiten, und Koetsaeton begab sich, nachdem er dem Missionär versprochen hatte, für die Sicherheit Lalande's und des Irokesen sorgen zu wollen, gleichfalls in seine Hütte.

In der Hauptgasse des Dorfes standen die Mohawks in Haufen beisammen, und der Missionär bekam von ihnen manches Schmähwort, manche Drohung zu hören, als er an seines Pflegevaters Seite dem Wigwam zuschritt. „Dort geht der schwarze Zauberer!" rief ein trotzig aussehender Bursche. „Schlagt ihn todt!" schrie ein anderer. „Wir wollen ihn liebkosen!" höhnten einige Squaws. „Der Sagamore wird ihn am Pfahle wärmen lassen, wenn morgen das große Pau-Wau gehalten worden ist," versicherte ein schon bejahrter Krieger, und ein Bube warf einen Stein nach dem Missionär.

Blitzschnell war aber auch Wagawalla's Gatte bei der Hand und versetzte dem Verwegenen eine Ohrfeige, daß er in den Staub purzelte und, sich rasch aufraffend, mit Geheul davonlief. „Ondesonk ist ein Mann vom Stamme des Wolfes, und der Wolf hat Klauen und Zähne, um ihn zu schützen!" rief der Vertheidiger und nahm eine so drohende Haltung an, daß die ihm nahestehenden scheu zurückwichen.

„Der Krieger hat recht!" ließen sich nun mehrere

Männer vernehmen, die dem ganzen Vorgange beigewohnt hatten; „Ondesonk ist kein Gefangener; er ist ein weißer Ongwehonwe. Laßt ihn gehen!"

„Der Große Geist weiß es, daß Ondesonk seinen rothen Brüdern nur Gutes thun möchte," sagte der Jesuit mild und freundlich. „Es mag Menschen in Gandawaga geben, die Ondesonk für böse halten, aber er ist es nicht, und er wird das seinen Brüdern beweisen."

„Ondesonk muß nicht mehr zu dem Volke hier reden!" flüsterte der Pflegevater dem Priester zu; denn er sah nun Geierklaue mit Affendase und zwei als wild und grausam bekannten Kriegern vom Dorfplatz in die Gasse einbiegen.

Da der Jesuit trotzdem weiter reden wollte, so zog sein Beschützer ihn mit sich fort, und beide erreichten ohne weitere Anfechtungen das Wigwam, wo Wagawalla Fleisch an spitzen Hölzern röstete und Sagamity bereitete. Keiner der Männer erwähnte des rohen Benehmens der Dorfbewohner, und bald war eine fesselnde Unterhaltung im Gange. P. Jogues fragte nach allen, die er kannte, und erfuhr, daß in seiner Abwesenheit die Zahl der Huronen-Christen sich merklich vergrößert hatte. Wagawalla's Gatte wollte ihn auch zu allen diesen ‚Marianen' führen, sobald das große Pau-Wau, an dessen günstigem Verlaufe er nicht zweifelte, abgehalten worden sei; vorher jedoch möge Ondesonk die Hütte nicht verlassen. Von Couture wußte der Indianer nichts, was nicht schon Bressani zu Trois-Rivières erzählt hatte. Sie vermutheten, daß der Oblat zu den Senecas oder den Onondagas gebracht worden sei.

Manche Stunde verstrich in dem Austausch des Erlebten und Gehörten. P. Jogues redete dann zu seinen Schützern und Pflegern von göttlichen Dingen, und bereitete sie auf den Empfang der ersten heiligen Communion vor, die er ihnen für den nächsten Morgen verheißen konnte, da er in aller Frühe wieder in den Besitz seines Gepäckes kommen sollte; darnach betete er noch eine geraume Zeit und begab sich zur Ruhe.

Schon mit dem ersten Morgengrauen begann ein reges Treiben in Gandawaga. Während der Nacht waren die Männer aus Onevgiure zum Pau-Wau eingetroffen, und Bunte Schlange erklärte sich auf ihr Drängen gern bereit, die Rathsversammlung baldmöglichst zu eröffnen; denn auch er wünschte, die peinliche Angelegenheit schleunigst zu erledigen. Die Sonne lugte eben über die Wipfel der Bäume, als das Tam-Tam die Rathsmänner zusammenrief.

In der nämlichen Zeit las P. Jogues, dessen Gepäck von Wagawalla's Gatten schon vor Tagesanbruch aus dem Wigwam des Sagamore geholt worden war, die erste heilige Messe in Gandawaga und reichte seinen Beschützern das Brod des ewigen Lebens. Beide Neophyten waren tief bewegt, und als der Krieger den Gang nach der Berathungshütte antrat, versicherte er, jetzt fühle er sich mehr denn je als ‚Marian-' und sei überzeugt, daß der wahre Große Geist ihm helfen und im Pau-Wau alles zum Besten lenken werde. Wagawalla's Augen strahlten, und ein nie gekanntes Glück erfüllte ihre Seele. Still nahm sie mit Ondesonk das frugale Morgenmahl ein, und dann trat derselbe, obschon Wagawalla dringend abrieth, einen Rundgang durch das Dorf an, um wohlwollende Bekannte aufzusuchen.

Die Gassen waren nicht sehr belebt; denn die Neugierigen hatten sich auf dem Dorfplatze versammelt, wo das Pau-Wau unter freiem Himmel abgehalten wurde. Assendase hatte mit dem gesammten Bären-Stamm darauf bestanden, daß die Versammlung im Freien stattfinden solle; denn die Uebelwollenden zweifelten nicht daran, daß dann die stets zur Marter und Hinrichtung bereiten Massen alle Versuche zur Freisprechung Ondesonk's durch lärmende Kundgebungen vereiteln und die Verurtheilung sichern würden.

Hierin sahen sich die Bären jedoch getäuscht: Koetsaeton trat mit solcher Entschiedenheit und solchem Geschick für den

Angeklagten in die Schranken, daß die Kläger vor ihm verstummen mußten.

Es erhob sich auch Wagamilla's Gatte, der nie zuvor in einer Versammlung als Redner aufgetreten war, und wies in schlichten Worten, aber so scharf und schlagend die Unhaltbarkeit der Anklage nach, daß Rath und Volk ihm lauten Beifall zollten. „Geht zu Ondesonk, lernt von ihm das Gebet, und Ihr werdet ihn wie Eueren Vater lieben!" rief der begeisterte junge Christ. „Was hat er Böses gethan? Erhebt Euch, Ihr Männer, und saget, was Ihr wisset! Aber schweiget von dem wüsten Geschrei, das alte Krähen Euch in die Ohren krächzen! Höret Ondesonk's Lehren! Er sagt Euch, daß alle Menschen Brüder sind. Er achtet die Bleichgesichter nicht höher als die rothen Männer. Er sagt: alle sind Kinder des wahren Großen Geistes, der nur die liebt, welche Ihn lieben! — Ist Ondesonk nicht stets freundlich und bereit zu helfen? Hat er je gesagt, er wolle etwas nicht thun, das ihm aufgetragen wurde? Hat jemand aus seinem Munde eine Klage gehört? Wäre er wieder nach Gandawaga gekommen, wenn er den Ongwehonwe Böses gethan? Wäre er ein böser Zauberer, so würde er nicht so lange unter den Ongwehonwe geblieben sein, oder er hätte sie längst alle vernichtet. Ondesonk ist unschuldig; Ondesonk ist ein guter Mann, der nicht einmal denen feind sein kann, die nach seinem Blute dürsten. Sagamore, dieser Krieger will ruhig sein Haupt dem Tomahawk bieten, wenn Ondesonk den Ongwehonwe jemals Böses gethan. Sagamore, dieser Krieger kennt Ondesonk, und er will mit ihm leben und sterben."

Nun trat Koetsaeton nochmals vor, zog sein Messer, bot es dem Sagamore dar und sprach: „Bunte Schlange möge mit diesem Messer Koetsaeton's Zunge abschneiden, wenn er lügt, indem er sagt: Ondesonk ist der beste Freund der Ongwehonwe!"

Das wirkte entscheidend. Massenhaft schaarten sich die Krieger Gandawaga's um die kühnen Vertheidiger, denen

auch die Mehrzahl von aus Onevghure an die Seite trat, und bald stand nur noch ein winziges Häuflein bei den vom Assendase geführten Bären. Das Gezeter des Alten verhallte ungehört; denn der Sagamore ließ die Tam-Tams rühren, zum Zeichen, daß der engere Rath sich zurückziehen und das Urtheil fällen werde. Das war denn bald geschehen, und lauter Jubel erscholl, als Bunte Schlange eine Viertelstunde später Ondesonk's Freisprechung verkündete. Dieses Urtheil entsprach der allgemeinen Stimmung, und die Bären, die allein noch immer Groll gegen den Missionär im Herzen trugen, hielten es nun für gerathen, ihren Grimm zu verbergen und den Wahrspruch mit geheuchelter Zufriedenheit aufzunehmen.

P. Jogues wurde sofort von seinen wahren Vertheidigern aufgesucht und auch sehr bald am Lager eines kranken Kindes, dem er Linderung seiner Schmerzen zu schaffen suchte, gefunden. Die frohe Botschaft, welche Wagawalla's Gatte ihm verkündete, machte ihn laut aufjubeln, und zwar nicht sowohl deshalb, weil sein Leben nicht mehr in drohender Gefahr schwebte, sondern weil mehr noch, weil er nun hoffen durfte, schon in den nächsten Tagen zu Gandawaga das Kreuz aufpflanzen und eine dauernde Mission im Mohawk-Lande gründen zu können. Freudig erklärte er sich bereit, bei der ersten Gelegenheit seinen Feinden die Hand zum Frieden zu reichen, und frohen Herzens eilte er, Wagawalla sein Glück zu verkünden. Gegen Mittag verließen die Männer von Onevgiure das Dorf und kehrten heim. P. Jogues aber nahm jetzt Wagawalla's Gatten beim Worte, und derselbe diente ihm gern als Führer nach den Hütten, in welchen Christen wohnten.

Als sie so mit einander von Wigwam zu Wigwam gingen, trat ein dem Missionär unbekannter Krieger an ihn heran und sagte, auf eine Hütte am westlichen Dorfende weisend: „Dort liegt eine kranke Squaw. Sie verlangt nach dem weißen Ondesonk, daß er helfe. Will Ondesonk

zu ihr gehen, wenn das große Licht hinter die Bäume sinkt?"

„Gewiß, mein Braver, ich werde kommen und der armen Squaw helfen, so gut ich's vermag," entgegnete der Missionär, und dankend ging der Mohawk fort.

„Kennt Ondesonk diesen Krieger?" fragte sein Begleiter.

„Nein, mein Bruder," lautete des Priesters Antwort.

„Ondesonk muß nicht in jenes Wigwam gehen; denn dort wohnen Bären," warnte der andere.

„Das ist mir lieb, mein Bruder. Dann kann ich ja den Bären gleich beweisen, daß ich nicht böse bin und sie weder hasse noch fürchte," versetzte der Jesuit hocherfreut und ließ sich von diesem Entschlusse nicht abbringen, so eifrig auch sein Begleiter ihn umzustimmen suchte.

Bald kehrten sie in ihre Hütte zurück und nahmen dort das von Wagawalla bereitete Abendessen ein. Dann machte sich P. Jogues sofort nach dem bezeichneten Wigwam auf den Weg. Die Begleitung seines besorgten Freundes lehnte er jedoch entschieden ab, weil er, um keine Furcht zu zeigen, allein zu seinen Gegnern gehen wollte. Unterwegs traf er Koetsaeton, der gleichfalls nach der Westseite des Dorfes ging, und ohne weiteres Bedenken theilte er dem braven Häuptlinge sein Vorhaben mit. Auch dieser warnte vergebens, und wenige Schritte vor der Hütte der Bären-Familie schied Koetsaeton von dem Freunde, um, wie er sagte, mit einigen Kriegern über einen Jagdzug zu reden.

Aus dem Wigwam trat ein dem Missionär unbekannter Mann, der ohne Gruß an ihm vorüberging, und der Jesuit hob die den Eingang verhüllende Matte. Da erscholl dicht neben ihm ein schriller Schrei, in wuchtigem Hiebe sauste ein Tomahawk auf sein Haupt nieder, und mit dem Ausruf: „O mein Jesus!" sank der Getroffene zu Boden.

Ueber den zuckenden Körper hinweg sprang Koetsaeton, der, Unheil witternd, stehen geblieben war, und suchte den Mörder zu ergreifen; aber aalgewandt entglitt der Feig-

fing den Händen des Rächers. Ein zweiter Beilhieb fällte auch den Häuptling, der jedoch bei Bewußtsein blieb und mit aller Kraft seiner Lungen um Hilfe rief. Von allen Seiten strömten Leute herbei, und eiligst setzten mehrere Krieger dem entfliehenden Mörder nach, der indeß in der anbrechenden Dunkelheit rasch entkam. Mit Windeseile flog die gräßliche Kunde durch das Dorf. Auch der Sagamore und Adler eilten herbei und schwuren Rache.

Koetsaeton hatte eine klaffende, aber ungefährliche Scalpwunde und einen tiefen Hieb in den linken Arm erhalten. Der Missionär war todt: der Tomahawk war ihm tief in den Schädel gedrungen, daß das Hirn hervorquoll. Seine treuen Pfleger, die athemlos auf der Trauerstätte anlangten, fanden ihren geliebten Ondesonk als Leiche und trugen ihn wehklagend in ihre Hütte. In den Gassen herrschte eine furchtbare Aufregung, und es bedurfte der vereinten Anstrengungen des Sagamore und der Häuptlinge, um den gährenden Aufruhr zu unterdrücken; denn die Schwarzröten und die Wölfe waren wüthend über die Bären und beschuldigten sie offen der Mitschuld an der Bluthat.

„Ibo et non redibo!“ hatte der Pionnier des Kreuzes seinen Ordensbrüdern in Trois-Rivières beim Scheiden mit prophetischem Geiste zugerufen. Dieses Wort war erfüllt: der Glaubensheld hatte die Martyrerkrone errungen.

Schlußwort.

Am 18. October 1646 war der wackere „Pionnier des Kreuzes“ durch Mörderhand gefallen, und am folgenden Morgen ereilte auch seinen muthigen Gefährten Lalande und dessen irokesischen Begleiter ein gleiches Schicksal. Wohl hatte Koetsaeton sein Wort gehalten und die beiden Männer in seine eigene Hütte aufgenommen, die sie nicht verlassen sollten, bis die Aufregung im Dorfe sich gelegt habe. Als aber die Kunde von dem Mordwerke zu ihnen drang, da hielt sie nichts mehr zurück. Wehklagend eilten

sie nach Wagawalla's Hütte und weinten und beteten dort neben der Leiche des Erschlagenen. Nun erst erfuhren sie Koetsaeton's schwere Verwundung, — der Häuptling war nämlich in ein nahes Wigwam gebracht und erst einige Stunden später in seine Hütte getragen worden — und schleunigst kehrten sie zurück, um aus dem Munde ihres Beschützers alle Einzelheiten des gräßlichen Ereignisses zu vernehmen.

„Meine Freunde müssen auf ihrer Hut sein!" warnte der Häuptling; „das Volk ist in großer Aufregung, und leicht könnten auch sie noch einem Mörder zum Opfer fallen, den der Sagamore und die Häuptlinge nicht einmal zur Rechenschaft ziehen dürfen. Koetsaeton hörte das von Bunter Schlange und von Adler selbst. Beide fürchten, daß noch mehr Blut fließen wird, und daß sie dazu werden schweigen müssen. In Koetsaeton's Hütte sind seine Freunde sicher, draußen aber nicht."

„Der Herr des Lebens lenkt alles, wie Er will; überall schützt Er Seine Kinder," entgegnete der gefangene Irokese voll Glauben und Zuversicht.

„Der Herr des Lebens möge auch Koetsaeton helfen," murmelte der Häuptling und versank, seiner Umgebung vergessend, in tiefes Sinnen. Eine Stunde später stürzte ein Mohawk ins Gemach und erzählte athemlos, die fremden Männer, die mit Ondesonk gekommen, lägen erschlagen oben in der Gasse, und ihre Köpfe seien von einem Haufen tobender und schreiender Squaws abgeschnitten und auf die Palissaden gesteckt worden. Der Sagamore und der oberste Häuptling aber säßen in ihren Wigwams und kümmerten sich um nichts. Bunte Schlange habe gesagt, wenn Wölfe, Schildkröten und Bären einander beißen wollten, so möchten sie's thun, die Fremden gingen ihn nichts mehr an.

„Aireskoi beherrscht die Ongwehonwe, und Ondesonk hatte recht, wenn er sagte, Aireskoi sei kein guter Geist. Die Ongwehonwe werden nicht mehr groß und mächtig sein, wenn sie nicht von Aireskoi sich abwenden," sagte

der tiefbetrübte Häuptling mit einem schweren Seufzer und verhüllte sein Antlitz, während von der Gasse her wüster Lärm an sein Ohr schlug. — Er sollte noch mehr erfahren; denn kaum eine halbe Stunde später wankte Wagawalla in die Hütte, sank neben seinem Lager auf den Boden nieder und starrte wie stumpfsinnig vor sich hin. Draußen tobten die zügellosen Volksmassen immer wüster und gellten und brüllten wie Besessene.

„Was ist geschehen, Wagawalla?“ fragte der Häuptling mit klangloser Stimme.

Wie aus einem Traume aufgerüttelt, blickte das Weib den Frager verstört an und sagte in heiserem Tone: „Sie haben die Männer, die mit Ondesonk gekommen, todtgeschlagen, ihre Köpfe auf die Palissaden gesteckt und ihre Leiber in den Strom geworfen. Sie sind auch zu Wagawalla gekommen und haben den todten Ondesonk fortgeholt. Sein Kopf steckt nun auch auf den Palissaden, und sein Körper liegt bei den anderen im Wasser. Wagawalla's Herr wollte den todten Ondesonk nicht fortnehmen lassen; da wurde er niedergeschlagen und gebunden. Wagawalla ging dann zu Koetsaeton, weil die bösen Menschen sie fortjagten und ihr Wigwam zerstören wollten. Wagawalla bittet nun Ondesonk, daß er dem Herrn des Lebens sage, wie schwach und elend Wagawalla ist, und daß sie umkommen wird, wenn der Große Geist sie nicht stärkt und schützt.“ — Koetsaeton schwieg dazu, und die Squaw murmelte wieder ihre kleinen Gebete.

Zwei Tage lang herrschte der Schrecken in Gandawaga, bis Adler dem Volke sich mit den Kriegsfarben bemalt zeigte und, seinen Tomahawk schwingend und den Schlachtruf anstimmend, rief: „Aireskoi gibt den Ongwehonwe den Tomahawk zurück, den sie zu Onevgiure begruben. Onontio und sein Volk sind falsche Hunde. Die Ongwehonwe werden sie vernichten; denn Aireskoi wird mit ihnen sein!“ So gewann er wieder Macht über das wüthende Volk, das ihm wieder entgegenjubelte und sich

von dem erprobten Führer willig und gern lenken und leiten ließ.

Wilder als zuvor entbrannte der Krieg. Die Bundesgenossen der Mohawks betraten mit diesen den Kriegspfad, vernichteten das Huronen-Volk und zwei mit den Franzosen verbündete Algonquin-Stämme. Todesmuthig harrten die französischen Priester in den Missions-Ansiedelungen aus und fielen Mann um Mann auf ihren Posten. Die Colonieen wurden hart bedrängt, und Quebec hatte 1658 eine Belagerung auszuhalten. Hier endlich sollte dem Morden auf eine seltsame Weise Einhalt gethan werden. Um Quebec standen nämlich noch die soeben gereiften Früchte auf dem Felde, und einer armen Witwe Noth bewog den wackeren Jesuiten-Pater Joseph Anton Poncet de la Rivière, mit einigen todesmuthigen Männern das Feld der bedrängten Frau abzuernten. Die Edlen wurden jedoch dicht vor den Palissaden von Irokesen überfallen und in die Dörfer der Mohawks geschleppt und auf dem nämlichen Marterplatze zu Gandawaga, der schon Jogues' und Bressani's Blut getrunken hatte, gefoltert. Darauf schleppte man auch P. Poncet durch die Dörfer und erschöpfte damit die Wuth der Wilden. Die Onondagas hatten schon mit den Franzosen Frieden geschlossen, und die Mohawks folgten ihrem Beispiele. P. Poncet wurde in Freiheit gesetzt, um als Vermittler nach Quebec zu reisen, und da die Regierung Neu-Frankreichs sich in einer verzweifelten Lage befand, so ging sie bereitwillig auf die durch ihn unterbreiteten Vorschläge der Wilden ein, und der Tomahawk wurde abermals begraben.

Wiederum baten die Stämme des Irokesen-Bundes um Schwarzröcke, und ohne Zaudern erfüllten die Helden der Gesellschaft Jesu ihr Verlangen. Am 2. Juli 1658 fuhr P. Simon Le Moyne den St. Lawrence hinauf nach dem Lande der Onondagas und pflanzte das Kreuz in einem Fischerdorfe an der Mündung des Oswego-Flusses auf. Die Wilden zeigten guten Willen und ließen sich

gern unterrichten. „Sendet mehr Schwarzröcke!“ baten die Irokesen, und die Oberen zu Trois-Rivières und Quebec entsprachen nach Möglichkeit diesem Wunsche. Die Patres Chaumonot, Dablon, Le Mercier, Menard, Fremin, Ragueneau und Duperon wurden in rascher Folge in die Irokesen-Dörfer gesandt. Viel Noth und Elend mußten auch diese Kreuzesträger erdulden. Immer wieder loderte die Kriegsfackel auf, bis endlich am 26. März 1670 in einer Versammlung der Sachems des Mohawk-Volkes das Heidenthum feierlich abgeschworen wurde. Der Fall des Götzen Aireskoi war der Sieg des Christenthums. Dort, wo René Goupil und P. Jogues, Jean de Lalande und viele Huronen-Christen für ihren Glauben das Herzblut gegeben hatten, sproßte die erste Christengemeinde der Mohawks, und vom blutgetränkten Marterhügel herab blinkte bald das Kreuz auf der ersten Kirche, die im Mohawk-Lande gebaut wurde. Gandawaga ward und blieb das Centrum der Missionen im Lande der Irokesen. Gouverneur Bellamont von New-York jedoch, ein irischer Peer, [1]) setzte denselben nach dem Frieden von Ryswijk ein Ziel, indem er in Albany die Erlassung eines Gesetzes durchsetzte, das die ‚jesuitischen Priester und papistischen Missionäre‘ für Aufhetzer, gefährliche Individuen und Feinde der christlichen Religion erklärte und sie vom 1. November ab des Landes verwies. Zuwiderhandelnde erwartete lebenslängliche Kerkerhaft, und falls sie zu entkommen suchten, der Tod auf dem Schaffot. P. Peter de Mareuil war der letzte Jesuit, der unter den Irokesen das Kreuz predigte; sechshundsiebenzig Jahre nach dem Martyrer-Tode des P. Jogues wurde er von seinen Oberen aus dem Irokesen-Lande nach Canada zurückberufen. Dreimal hatten sich die streitbaren Söhne des hl. Ignatius von den britischen Secten-Fanatikern ausweisen lassen, und dreimal waren

[1]) Neu-Niederland wurde bekanntlich 1664 an die Engländer abgetreten und erhielt von denselben seinen gegenwärtigen Namen.

sie wiedergekehrt, bis endlich das sectirerische Zelotenthum dauernd die Oberhand gewann. Die rasch verwildernden Irokesen wurden nun wieder zu einer entsetzlichen Geißel und hausten furchtbar unter den Ansiedlern.

Jetzt haben wir nur noch kurz über die Schicksale der dem Leser vorgeführten Personen unserer Erzählung zu berichten, welche Jogues und Lalande überlebten. Koetsaeton blieb nicht länger in Gandawaga, als seine Wunden es erheischten; sobald er genesen war, schulterte er seine Büchse und sagte sich von seinem Volke los. Im Frühling 1647 erschien er in Trois-Rivières und bat, sich dort niederlassen zu dürfen. Da jedoch der Krieg bereits ausgebrochen war, trauten die Behörden ihm nicht und ließen ihn gebunden auf ein Kriegsschiff bringen, wo er wie ein Gefangener behandelt wurde. In dieser Bedrängniß bat er den ihm unvergeßlichen Ondesonk, mit dem er häufig im Geiste zu reden pflegte, um Hilfe, und wie uns erzählt wird, fielen ihm die Fesseln von Händen und Füßen. Zornig banden ihn die Wächter abermals, um ihn jedoch am nächsten Morgen abermals von seinen Banden befreit zu finden. Als man ihn nun vor die Obrigkeit brachte, erzählte er, daß er den Martyrer, den er nur seinen guten Bruder Ondesonk nannte, angerufen habe. Jetzt ward er nicht mehr gefesselt, sondern erhielt christlichen Unterricht, empfing die heilige Taufe und wurde auf seinen Wunsch nach Frankreich gesandt, wo er nach kurzer Zeit in einem von Schwestern geleiteten Hospitale starb.

Adler fiel in einer heißen Schlacht gegen die verbündeten Franzosen und Algonquins trotzig und unbekehrt. Bunte Schlange erlag einer schmerzhaften und langwierigen Krankheit, nachdem er alle Versuche zu seiner Bekehrung zurückgewiesen. Assendase aber wurde noch in seinem achtzigsten Jahre Christ und entfaltete einen solchen Feuereifer, daß er wiederholt in Gefahr gerieth, von seinen heidnischen Stammesgenossen erschlagen zu werden. Sein Name ist einer der glänzendsten Sterne in der Geschichte

seines Volkes geworden. Er starb fünfundachtzig Jahre alt im August 1675 zu Gandawaga, wo er die erste Mohawk-Gemeinde hatte gründen helfen.

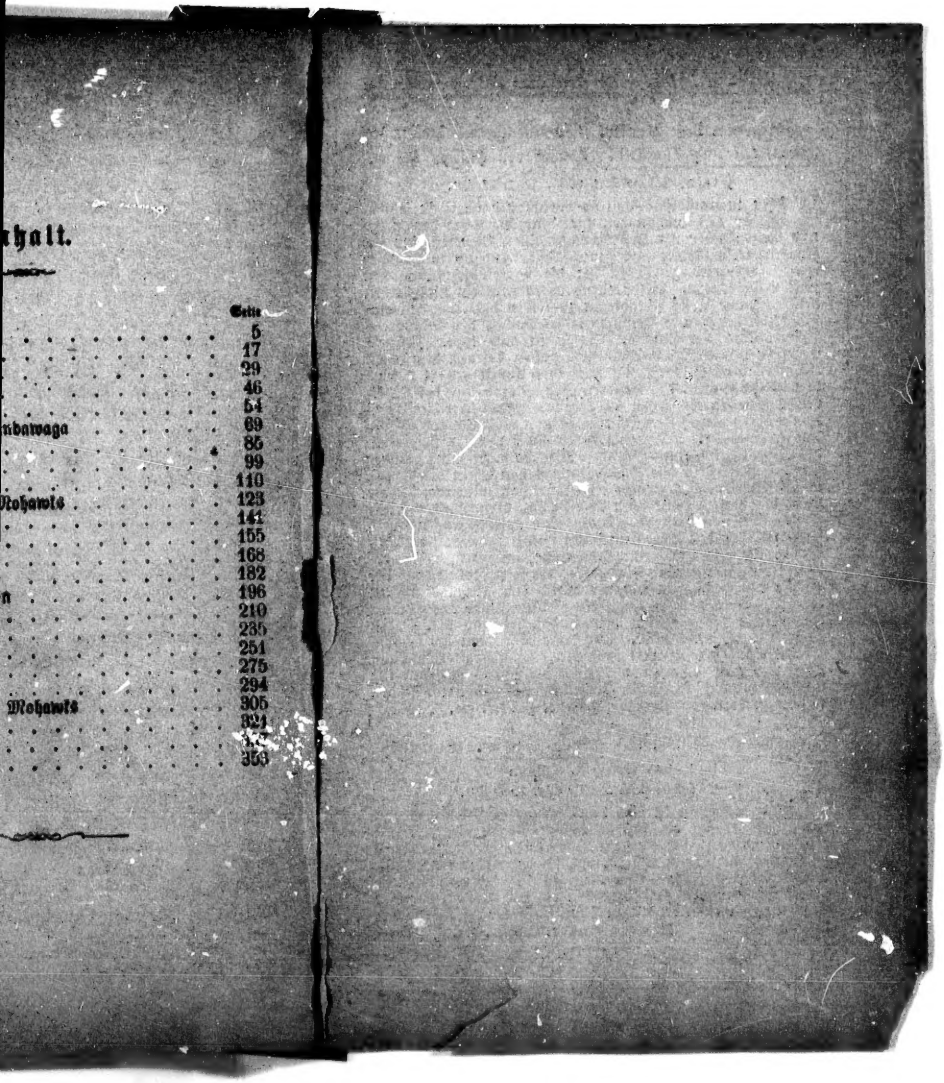
Wagawalla gab schon ziemlich bejahrt einer Tochter Tekaguita das Leben, deren Geburt sie nur um wenige Monate überlebte. Ein Jahr später folgte ihr Gatte ihr nach, und das unmündige Kind kam unter die Obhut eines dem Christenthume feindlich gesinnten Verwandten. Trotzdem wandte sich Wagawalla's Tochter dem Christenthume zu, sobald sie die beseligende Lehre zu begreifen vermochte, und am Ostersonntage 1676 erhielt die Jungfrau in der heiligen Taufe den Namen Katharina. Ihr Leben ist mehrfach geschildert worden. Sie starb, eine heiligmäßige Jungfrau, im Jahre 1680 in einem Kloster an den Fällen des St. Lawrence, Sault St. Louis genannt, und in Schaaren pilgerten die Gläubigen lange Zeit nach ihrem Grabe, um dort zu beten.

Von Couture hat man nichts mehr gehört, und auch Thomas Renard, der Hausirer, blieb verschollen. Aus dem ferneren Leben der Holländer, die wir in Renselaerswyk kennen lernten, ist nichts Bemerkenswerthes zu berichten. Sie sandten die erste Kunde von Jogues' Ermordung nach Neu-Frankreich. Leider trat die nächste Generation zu Renselaerswyk nicht in die Fußstapfen ihrer Väter, sondern ward der katholischen Kirche bitter feind. Ja, diese Nachkommen der menschenfreundlichen Colonisten, welche Jogues und Bressani so eifrig unterstützten und so muthig schützten, entblödeten sich nicht, die in ihre Ansiedelung kommenden Mohawks, welche sich durch einen Rosenkranz oder ein Kreuz als katholische Christen zu erkennen gaben, auf das rücksichtsloseste zu beschimpfen und zu verhöhnen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß dort, wo das Mohawk-Dorf Gandawaga stand, sich jetzt das Städtchen Caughnawaga erhebt, das der geneigte Leser jedoch nicht mit der gleichnamigen Ortschaft in Canada verwechseln möge.

Inhalt.

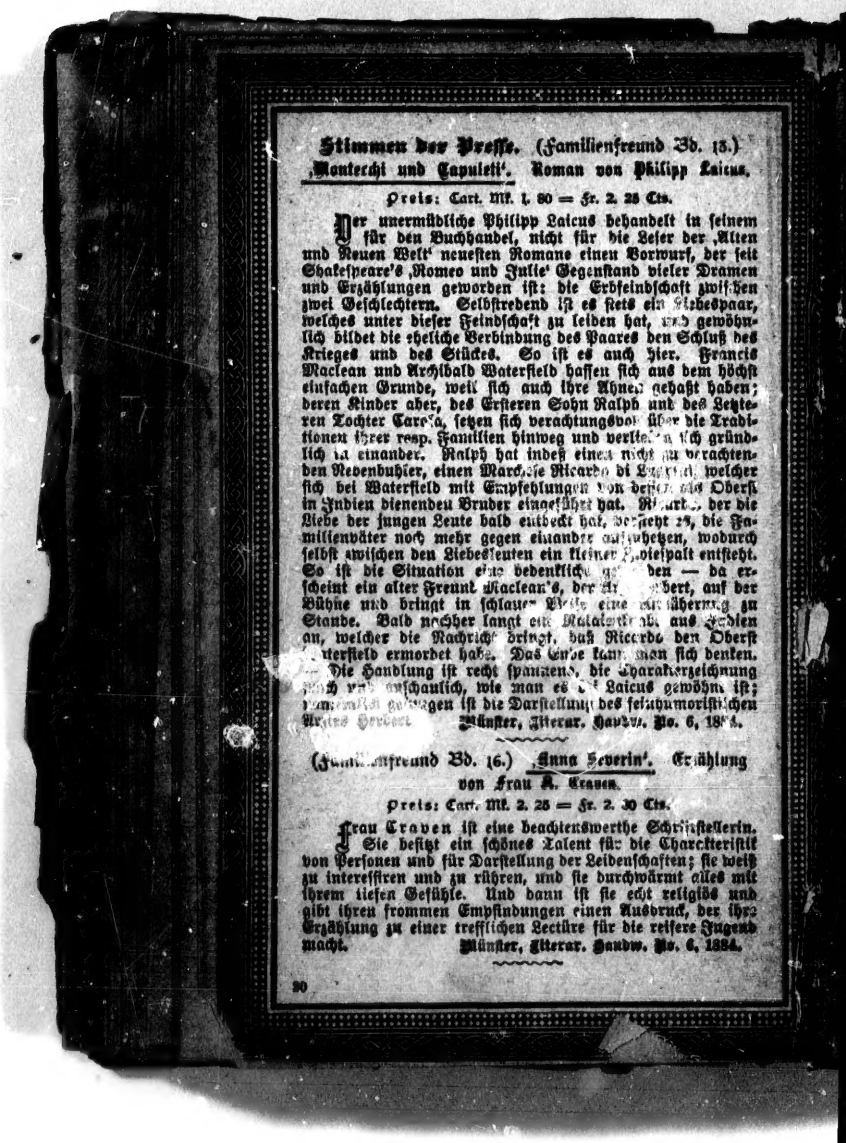
		Seite
1.	Die Huronen-Flottille	5
2.	Der Ueberfall	17
3.	Rothe Hand	29
4.	Onduterraon	46
5.	In Neufelaerswyl	54
6.	Das Siegesfest zu Gandawaga	69
7.	Der Versucher	85
8.	Verworrene Fäden	99
9.	Via dolorosa	110
10.	Der große Rath der Mohawks	123
11.	Ein neuer Blutzeuge	141
12.	Der Hausirer	155
13.	Adoptirt	168
14.	Das Kreuz im Walde	182
15.	Um des Kreuzes willen	196
16.	Bei den Holländern	210
17.	Neue Gefahren	235
18.	Eine Krisis	251
19.	Die Flucht	275
20.	Auf freien Füßen	294
21.	Die Gesandtschaft der Mohawks	305
22.	Der Friedensschluß	324
23.	Ibo et non redibo	[illegible]
	Schlußwort	369



halt.

Seite

5
17
29
46
54
nbawaga 69
85
99
110
Mohawks 123
141
155
168
182
n 196
210
235
251
275
294
Mohawks 305
321
339



Stimmen der Presse. (Familienfreund Bd. 15.)

‚Montecchi und Capuleti'. Roman von Philipp Laicus.

Preis: Cart. Mk. 1. 80 = Fr. 2. 25 Cts.

Der unermüdliche Philipp Laicus behandelt in seinem für den Buchhandel, nicht für die Leser der ‚Alten und Neuen Welt' neuesten Romane einen Vorwurf, der seit Shakespeare's ‚Romeo und Julie' Gegenstand vieler Dramen und Erzählungen geworden ist: die Erbfeindschaft zwischen zwei Geschlechtern. Selbstredend ist es stets ein Liebespaar, welches unter dieser Feindschaft zu leiden hat, und gewöhnlich bildet die eheliche Verbindung des Paares den Schluß des Krieges und des Stückes. So ist es auch hier. Francis Maclean und Archibald Waterfield hassen sich aus dem höchst einfachen Grunde, weil sich auch ihre Ahnen gehaßt haben; deren Kinder aber, des Ersteren Sohn Ralph und des Letzteren Tochter Carola, setzen sich verachtungsvoll über die Traditionen ihrer resp. Familien hinweg und verlieben sich gründlich in einander. Ralph hat indeß einen nicht zu verachtenden Nebenbuhler, einen Marchese Ricardo di Luppini, welcher sich bei Waterfield mit Empfehlungen von dessen als Oberst in Indien dienenden Bruder eingeführt hat. Ricardo, der die Liebe der jungen Leute bald entdeckt hat, versteht es, die Familienväter noch mehr gegen einander aufzuhetzen, wodurch selbst zwischen den Liebesleuten ein kleiner Zwiespalt entsteht. So ist die Situation eine bedenkliche geworden — da erscheint ein alter Freund Maclean's, der Arzt Herbert, auf der Bühne und bringt in schlauer Weise eine Annäherung zu Stande. Bald nachher langt ein Malaienkrabb aus Indien an, welcher die Nachricht bringt, daß Ricardo den Oberst Waterfield ermordet habe. Das Ende kann man sich denken. — Die Handlung ist recht spannend, die Charakterzeichnung frisch und anschaulich, wie man es bei Laicus gewöhnt ist; namentlich gelungen ist die Darstellung des feinhumoristischen Arztes Herbert.

Münster, Literar. Handw. No. 6, 1884.

(Familienfreund Bd. 16.) **‚Anna Severin'. Erzählung von Frau K. Craven.**

Preis: Cart. Mk. 2. 25 = Fr. 2. 30 Cts.

Frau Craven ist eine beachtenswerthe Schriftstellerin. Sie besitzt ein schönes Talent für die Charakteristik von Personen und für Darstellung der Leidenschaften; sie weiß zu interessiren und zu rühren, und sie durchwärmt alles mit ihrem tiefen Gefühle. Und dann ist sie echt religiös und gibt ihren frommen Empfindungen einen Ausdruck, der ihre Erzählung zu einer trefflichen Lectüre für die reifere Jugend macht.

Münster, Literar. Handw. No. 6, 1884.

milienfreund Bd. 13.)
an von Philipp Laicus.
= Fr. 2. 28 Cts.
icus behandelt in seinem
für die Leser der „Alten
e einen Vorwurf, der seit
Gegenstand vieler Dramen
te Erbfeindschaft zwischen
t es stets ein Liebespaar,
leiden hat, und gewöhnu-
es Paares den Schluß des
t es auch hier. Francis
hassen sich aus dem höchst
ihre Ahnen gehaßt haben;
ohn Ralph und des Letzte-
chtungsvoll über die Tradi-
und verletzen sich gründ-
einen nicht zu verachten-
Ricardo di Lavagna, welcher
gen von dessen als Oberst
übet hat. Ricardo, der die
t hat, versteht es, die Fa-
ndre aufzuhetzen, wodurch
kleiner Bürgerkrieg entsteht.
liche geben — da er-
, der Arzt, erbietet, auf der
eine Versöhnung zu
Malatesta ab, aus Edelm
daß Ricardo den Oberst
nde kommen sich denken.
ns, die Charakterzeichnung
es Laicus gewöhnt ist;
llung des feinhumoristischen
rar. Handw. Bs. 6, 1884.
~
na Severin'. Erzählung
Cranen.
= Fr. 2. 30 Cts.
tenswerthe Schriftstellerin,
alent für die Charakteristik
der Leidenschaften; sie weiß
d sie durchwärmt alles mit
n ist sie echt religiös und
n einen Ausdruck, der ihre
türe für die reifere Jugend
rar. Handw. Bs. 6, 1884.
~

Stimmen der Presse über: „Der Dreißigste". Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Familienfreund, Band 17.)

Preis: Cart. Mk. 1.20 = Fr. 1.50 Cts.

Hermann Hirschfeld, der es so gut versteht, interessante Episoden der Weltgeschichte zu spannenden kleinen Erzählungen zu verarbeiten, hat sich diesmal die Feldzüge des edlen Ritters Prinz Eugenius gegen die Türken gewählt, um am Faden derselben die Geschicke eines jungen ungarischen Edelmannes darzustellen. Rudolf von Zarnitz geräth durch eine seltsame Verkettung von Umständen in den Verdacht, den Türken die Einnahme von Mohar erleichtert zu haben, und er kann sich gegen denselben nicht vertheidigen, weil er in dem geheimen Gange, durch welchen die Türken in die Festung schlichen, gefunden wurde. Sein Vater verstößt ihn. Nicht wissend, wohin er sich wenden soll, läßt er sich in die Armee des Prinzen Eugen einreihen, und wird, weil er seinen eigenen Namen anzugeben sich weigert, nach der auf ihn fallenden Zahl der neu angeworbenen Soldaten „Der Dreißigste" genannt. Jahre lang kämpft er tapfer mit, bis, als es die Eroberung von Belgrad gilt, sein Vater mit einem Fähnlein kampflustiger Krieger zur Armee Eugen's stößt. Vater und Sohn sehen sich nicht; jener ist mit anderen todesmuthigen Kameraden hinaus gegangen, um über einen tiefen Sumpf sich an die Festung heranzuschleichen. Die kühne That gelingt, aber sie kostet Rudolf das Leben. Inzwischen ist im christl. Heere ein Türke eingebracht worden, den Rudolf's Vater als Renegaten erkennt; dieser gesteht, daß er einst Rudolf durch eine schlau ersonnene Täuschung vermocht habe, ihn in den geheimen Gang zu bringen, und daß letzterem nichts ferner gelegen, als Mohar zu verrathen. Es ist zu spät, dem Sohne zu verzeihen; verzweifelnd muß der Vater hören, daß er als Held gefallen. **Münster, Literar. Handweiser, 1885, Bs. 2.**

~

Stimmen der Presse über: „Der Alte vom Berge". Eine Erzählung aus der Bühnenwelt von Ph. Laicus.

(Familienfreund, Band 18.)

Preis: Cart. Mk. 1.50 = Fr. 1.85 Cts.

Regina Helmold, eine junge Bühnenkünstlerin, wird von dem „Alten vom Berge", dem halben Sonderling Siedler, protegirt, und dessen Secretair Reinhardt liebt sie. Als dieser aber um ihre Hand anhält, antwortet sie, er müsse sich, bevor sie ihm die Hand reiche, eine Stellung verschaffen. Edmund Kroner, Heinrich's Schwager, glaubt nicht an Regina's Tugend und stellt sie auf die Probe. Andere Umstände treten ein, das junge Mädchen in zweifelhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Am meisten wird sie moralisch geschädigt, durch ihren sehr heruntergekommenen Vater, der sie beständig um Unterstützung angeht, und den sie doch nicht blos stellen darf. Als sie zuletzt nichts mehr geben kann, droht er, bei Siedler einzubrechen. Regina setzt diesen in Kenntniß. Auf dem Heimwege wird sie von ihrem Vater überfallen und mit knapper Noth von Siedler der mörderischen Hand desselben entrissen. Bei diesem Zusammentreffen erkennt Siedler in dem Vater Reginens einen Mann, dem es vor Jahren gelungen, ihm seine Braut zu entreißen; Regina ist mithin Tochter der einstigen Braut Siedlers. Es läßt sich nun alles harmonisch. Siedler adoptirt Regina, und Heinrich vermählt sich mit ihr. **Münster, Literar. Handweiser, Bs. 1, 1885.**

~